

This Book Property of
STUDENTS' LIBRARY

Concordia Teachers' College
RIVER FOREST, ILL.

Class _____

Book H

Accession 1764

Vol. _____



CONCORDIA UNIVERSITY



3 4211 00119 5877

Motto:
"Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen."
Goethe.

Das Ahnenschloß

Vier kulturgeschichtliche Erzählungen

von

Oskar Höcker

Zweiter Band:

In heimlichem Bunde



Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig
1911.



Tilly begnadigt gefangene Magdeburger. (Zu Seite 48.)

In heimlichem Bunde

Kulturgeschichtliche Erzählung aus
dem Jahrhundert des großen Kriegs

von

Oskar Höcker

Mit acht Bildern nach Zeichnungen von
Johannes Gehrts

Fünfzehnte Auflage

GER - H



Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig

1911.

Students' Library

Übergegangen in den Verlag von
Dr. Max Gehlen in Leipzig.

Herz! laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott.
Gott wird es wohl verwalten;
Er ist der Freiheit Gott.
Laß nur den Wüthrich drohen,
Dort reicht er nicht hinauf.
Einst bricht in hell'gen Lohen
Doch deine Freiheit auf."

Rörner.

Vorwort.

Der deutschen Jugend eine Reihe kulturgeschichtlicher, verschiedenen Jahrhunderten entnommener Bilder vorzuführen, die, beginnend vom Zeitalter der Reformation, an wichtige Abschnitte der vaterländischen Geschichte anknüpfen und in der Neuzeit ihren Abschluß finden, ist der Zweck des vorliegenden Werkes.

Um die Empfänglichkeit des jugendlichen Lesers für Belehrung zu erhöhen, wandte ich mich zugleich an seine Einbildungskraft und wählte für meine Stoffe die Form der frei erfundenen Erzählung.

Es ist eine Familiengeschichte, in der ich die Ereignisse aus vier Jahrhunderten mit kulturhistorischer Färbung widerzuspiegeln versucht habe. Ebenso richtet sich die äußere Ausstattung — in den Abbildungen wie in dem Einband — genau nach dem jeweilig herrschenden Geschmack. Ein durch alle Geschlechter festgehaltenes Familieninteresse verbindet die vier Bände zu einem Ganzen; zugleich aber bildet jeder einzelne Band eine streng für sich abgeschlossene Erzählung, die in Anlage, Entwicklung und Ausgang durchaus selbständig dasteht.

Ich habe das Elsaß vorwiegend zum Schauplatz meiner Darstellung gewählt, weil dessen Wiedergewinnung auch die Teilnahme an seiner geschichtlichen Vergangenheit erhöht hat, letztere aber in der Geschichte weit inniger, als dem jugendlichen Leser im allgemeinen bekannt sein dürfte, mit den entscheidendsten Ereignissen unseres deutschen Gesamt Vaterlandes verwachsen ist.

Während der erste Band seinem wesentlichen Inhalte nach sich mit den Wirkungen der Reformation auf das Elsaß und mit ihren Straßburger Vorkämpfern beschäftigt, versetzt dieser aus zwei Abteilungen bestehende Band zunächst in den Dreißigjährigen Krieg, leitet dann den Gang der Erzählung von den rauchenden Trümmern Magdeburgs auf elsässischen Boden über und macht zuletzt den Raub Straßburgs zum Gegenstande der Darstellung.

Der Verfasser.

Das Ahnenschloß von Oskar Höcker.

Kulturgeschichtliche Erzählungen für die reifere Jugend.

- I. Band: **Der Erbe des Pfeiferkönigs.** (Aus dem Zeitalter der Reformation.)
- II. Band: **In heimlichem Bunde.** (Aus dem Jahrhundert des großen Kriegs.)
- III. Band: **Zwei Niesen von der Garde.** (Aus der Zeit des Papstes und der Wachtparade.)
- IV. Band: **Deutsche Treue, welsche Lücke.** (Aus der Zeit der großen Revolution, der Knechtschaft und der Befreiung.)

In Prachtband je 8 M., geheftet je 2,25 M.

Hier billig selbständige und einzeln käufliche Bände.

Erstes Buch.

Die Zerstörung Magdeburgs.

Erstes Kapitel.

Im feindlichen Lager.

„Staatsmänner mögen um das Recht sich streiten;
Ich bin Soldat, mich andre Fragen leiten.
Und mit dem bledern Schweizer ich auch halt'
Die Sach' für gut, die mich am besten zählt.“

„Zafrzewski!“ polterte ein Pappenheim'scher Arkebusier-Wachtmeister mehreren Kroaten zu, die sich auf dem Spielplatze des weit ausgedehnten Lagers an seinen Tisch herangedrängt hatten. „Laßt mich in Ruhe mit euerm einfältigen Aberglauben, ihr Hundertsappermentsbluthunde!“

Nach dieser kräftigen Rede wandte er den wilden Husaren, deren Haare in zwei Zöpfen an den Ohren herunterhingen, den Rücken und ergriff von neuem die „Schelmbeine“ — wie die drei viereckigen Würfel in der Feldsprache hießen —, um sein Amt als Scholderer auszuüben. Diesen Namen führte der Vorstand des Spiels, dem Würfel, Tisch und der darüber gebreitete Mantel gehörten; er hatte in streitigen Fällen das Richteramt und erhielt seinen Anteil am Gewinn, zuweilen aber auch Prügel, denn gar mancher Scholderer führte falsche Würfel. Vor einem derartigen Betrug konnte man indessen bei unserm Wachtmeister Josias, wie er von Offizieren und Kameraden genannt wurde, sicher sein. Er war freilich eine ganz entsetzliche Krabbürste, d. h. im Umgang noch rauher als sein weißgrauer Schnurr- und Knebelbart, und liebte es, den Bramarbas zu spielen — aber in seiner Brust schlug ein ehrliches, treues Herz. Wer von der rohen, niedrigen Gesinnung der Söldnerscharen des Dreißigjährigen Krieges nur einen kleinen Begriff hat, wird die Gutmütigkeit unseres Wachtmeisters doppelt zu schätzen wissen.

Er war denn auch bei hoch und niedrig beliebt, und sogar der „Schrammenhannes“ — wie die Soldaten den General Pappenheim wegen seiner vielen Narben nannten — verkehrte in leutseligster Weise mit dem muntern Josias. Der Krieg und das freie, ungebundene Leben hatten ihn jung erhalten; sein Rücken fühlte die achtundsechzig Jahre nicht, sondern war noch immer so gerade wie in der kräftigsten Manneszeit. Da Josias außerdem in gar mancher Schlacht mitgekämpft und dennoch nie eine Wunde davongetragen hatte, so hielten ihn viele seiner Kameraden für „fest, gefroren“, d. h. für hieb- und kugelfest, denn die große Mehrzahl der Offiziere und Soldaten glaubte an Zaubermittel, die gegen Verwundung und Tod schützen sollten. Da gab es Evangelien-Abschriften, so klein, daß sie in einem Federkiel Platz hatten, Amulette, Schutzbriefe, sogenannte Passauer Zettel, voll rätselhafter Schriftzeichen u. dgl. m., die samt und sonders die Kraft in sich tragen sollten, Hieb und Kugel abzuwehren. Daß derartige Talismane sehr beliebt waren, ist erklärlich, denn der Söldner wollte nicht durch Todesgefahr im Lebensgenuß gestört sein; er kämpfte weder für eine gute noch für eine schlechte Sache, diente heute der Union, morgen der Liga, tritt jetzt in den Reihen der Schweden und dann im kaiserlichen Heere. Um so mehr aber liebte der Kriegsknecht sein Leben, das ihm oft Gelegenheit bot, sich Reichtümer zu verschaffen; mit einem Wort, er jagte dem Golde nach, nicht um Schätze zu sammeln, sondern um das, was mit Trommeln gewonnen war, mit Pfeifen wieder dahingehen zu lassen.

Da nun, wie bereits gesagt, der alte Josias im Geruche stand, die „Passauer Geheimkunst“ zu verstehen, so drängten sich viele Soldaten, ganz besonders aber die Kroaten, zu ihm heran, damit er ihnen einen Talisman verschaffe. Doch geriet er stets in Zorn und trumpschte die Bittenden ganz gehörig ab.

In der Regel entzogen sie sich den wachmeisterlichen Flüchen durch eine schleunige Flucht — jene Kroaten jedoch, die heute bei Josias ihr Glück versucht hatten, hielten herzhast aus, ja der verschlagenste von ihnen zog den alten Haudegen sogar am Kollett und brummte in gebrochenem Deutsch:

„Nix so böß sein, Bruderherz — hübsch affkommodant — färr schön güldene Kette ich hob': do nur herschau'!“

Bei diesen Worten ließ er das Geschmeide, das ihm von der letzten Plünderung noch übrig geblieben war, in der Sonne verführerisch blitzen. Der alte Josias schielte freilich begehrlieh nach dem Schmuck, dennoch blieb er sich getreu und rief:



Im Lager vor Magdeburg 1631.

„Zafrzewski! Mach' dich aus dem Staube, Rujon, oder ich prügle dich windelweich!“

Jeder andere Soldat würde auf so beleidigende Rede hin dem Wachtmeister den Handschuh zugeworfen und ihn zum Zweikampf herausgefordert haben, allein der Kroat hatte ein dickes Fell; ihm war es nicht um die Ehre, sondern um einen Talisman zu tun. Deshalb erneute er seine Bitte und zeigte ein sehr verschmitztes Lächeln, als ein am Würfeltisch stehender Piknier dem unwirschigen Wachtmeister jetzt zurief:

„Bozhunderttausend Sack voll Enten! So sei doch kein Esel und nimm die schöne Kette. Sie ist unter Brüdern ihre acht Gulden ¹⁾ wert!“

„Will's mainen“, ließ sich eine hohe, dünne Stimme vernehmen, die einem kleinen Manne zugehörte, unter dessen breitkrempigem Hute ein außerordentlich listiges Gesicht zum Vorschein kam. Es hätte des gelben Tuchrings an seinem Rocke wahrlich nicht erst bedurft, um seine jüdische Herkunft erkennen zu lassen, sie verriet sich sofort durch die gewaltige Habichtsnase, die herunterhängende Unterlippe, die hochgeschwungenen, buschigen Augenbrauen und den Ziegenbart. „Will's mainen“, krächte der Handelsmann von neuem, „geb' ich dem gestrengen Herrn Wachtmeister auf der Stelle noch ainen halben Gulden mehr, wenn er will machen mit dem Moses Härsch das Geschäftche.“

„Do is Kett', Bruderherz,“ drängte der kroatische Versucher, „schreib' Boffauer Zättl!“

Der Piknier stieß Josias an, über dessen bärtige Lippen ein eigentümliches Lächeln glitt.

„Nun meinestwegen,“ rief der alte Schnurrbart, „ich will dem Bruder Kroaten gefällig sein — also her mit dem güldenen Zeug!“

Der Husar vollführte unter wildem Jauchzen einen Freudeusprung und schleuderte dem Wachtmeister die Kette zu. Dieser dagegen schrieb auf einen Streifen Papier dreimal: „Wehre dich, Hundsfott!“ Dann wickelte er den Zettel zusammen und hieß ihn den furchtsamen Kroaten in seine Kleider nähen. Begierig riß der Abergläubische den Talisman an sich, fest überzeugt, von nun an „gefroren“ zu sein. Josias aber brach in ein schallendes Gelächter aus, nachdem die Kroaten unter den Zeltreihen des Lagers verschwunden waren.

¹⁾ Der Reichsgulden hatte nach der Münzordnung des Kaisers Ferdinand I. den Wert von 3,90 Mark; jedoch wurde sein Wert in der Ripper- und Wipperzeit bedeutend geringer.

„Sollte man's glauben,“ rief er unter krampfhaften Zuckungen und mit feuerrotem Gesicht, „daß es noch so dumme Kerle gibt!“

„Na na, laß gut sein,“ entgegnete der Pikenier gedankenvoll, „'s ist doch was dran — so ein Talisman bewirkt Wunder.“

„Geh mir weg,“ lachte Josias verächtlich, „wenn die Kroaten und noch viele andere Söldner nicht furchtsame, feige Tröpfe wären, würden sie nicht solche Mittel gebrauchen.“

„Schweig nur ganz still“, mischte sich ein Trompeter des Tillyschen Corps ins Gespräch. „Unser Alter kennt weder Furcht noch Angst, sondern hat Mut wie der leibhaftige Teufel; trotz alledem trägt auch er einen Talisman, und zwar eine geweihte Hostie, auf der Brust.“

„Deshalb vermögen ihm auch feindliche Kugeln nichts anzuhaben“, nickte der Pikenier beistimmend.

„Na, unser Pappenheim verschmäht solchen Schutz“, rief Josias ärgerlich, „und lebt trotzdem noch!“

„Hm,“ meinte der Pikenier geheimnisvoll, „der Pappenheim braucht freilich solche Mittel nicht. Er hat einen viel mächtigeren Talisman, der ihm noch dazu angeboren ist.“

„Und der wäre?“ fragte Josias ungläubig.

„Hast du denn die zwei gekreuzten Schwerter noch nicht bemerkt, die sich immer auf seiner Stirn zeigen, wenn er in Zorn gerät? Das ist ein sogenanntes Muttermal, das ebenfalls gefroren macht.“

„Zakrzewski!“ brach der Wachtmeister unwillig los. „Hol' euch und euren Aberglauben — — doch ich will mich nicht ärgern. Komm her, Moses,“ wandte er sich dem abseits vom Tische stehenden jüdischen Händler zu, „da ist die Kette, zahl' mir meine acht und einen halben Gulden aus!“

Mit einem Sprunge befand sich Moses Hirsch an der Seite des alten Schnurrbarts, und nach einer Minute schon war das Geschäftchen gemacht.

„Wie sieht's drüben aus?“ fragte Josias den Handelsjuden und deutete nach den im Osten aufsteigenden Türmen der belagerten Stadt Magdeburg.

„Au, wie wärd's aussehen,“ wiederholte Moses greinend, „schlecht sieht's aus. Die Bürgerschaft steht sich gegenüber feindselig, und der arme neidet dem Reichen seine Wohlfahrt und größere Lizentiam. Der Erzbischof Christian Wilhelm und der Herr General Falkenberg, wo is von den Schweden gesandt, um zu führen das Rimmando über die kleine Besatzung von 2800 Mann — sie alle beide geben sich ganz grausliche Mühe, die Bürger zu erhalten bei gutem Willen und sie zu

trösteten mit der baldigen Ankunft des Löwen aus Mitternacht, wie sie heißen den König Gustav Adolf von Schweden — uff!"

Moses hielt erschöpft inne, denn die lange Rede hatte ihn außer Atem gebracht. Nach kurzer Pause aber fuhr er schwachhaft weiter fort:

"Die Herren Soldaten sind übel zu sprechen auf die Bürgerschaft, die sie läßt leiden graußige Not, so daß die Armen oft haben kein Brot. Als es abgebrannt worden die Neustadt und Sudenburg — wie die beiden Vorstädte zur Linken und zur Rechten haben gehaißen —, da hat man nicht einmal aufgenommen die Besatzung, die dort ihr Quartier gehabt, in die Häuser der Altstadt, und die 1100 Fußknechte und 250 Reiter haben müssen zubringen Tag und Nacht unter freiem Himmel."

"Boß Schlapperment," rief der anwesende Pikenier, „laßt uns nur erst in der Stadt sein, wir wollen's dann der saubern Bürgerschaft schon zeigen, wie man's machen muß, um ein warmes Nest zu bekommen!"

"So unterbrich doch den Moses nicht," zürnte Josias, „sondern laß ihn weiter erzählen."

"Zawohl, Moses," riefen andere Soldaten, die sich inzwischen dem Spieltisch genähert hatten, „fortgefahren im Text!"

"Nu," feixte der Jude, „endlich haben sich doch einige vermögende Magistratspersonen der armen Söldner erbarmt und ihnen gegeben Geld und auch Quartier, und dann ist auch ein Teil der Bürgerschaft geworden weich und hat ihnen geschickt Brot und Bier auf die Wälle — — und Speck und Worscht", fügte er mit einer feinen Ekelfundgebenden Grimasse hinzu, die die Lachlust der umstehenden Soldaten herausforderte.

"Batzjewski!" wetterte der alte Josias, „wenn's so faul in der Stadt steht, warum greifen wir dann nicht an! Warum kommandiert uns der Pappenheim nicht zum Sturm? 's ist wahrlich die höchste Zeit, denn über kurz oder lang wird der Schwede mit seinem Heere erscheinen, und dann —"

Er kam in seiner Rede nicht weiter, da ein Bote ihn in das Zelt seines Vorgesetzten, des Rittmeisters von Hohenegg, rief.

Um dahin zu gelangen, mußte er den weiten Raum des Spielplatzes überschreiten und an der Hauptwache und dem Galgen vorüber, der als ein Warnungszeichen errichtet worden war. Seitwärts von ihm befand sich der Bezirk der Marketen, Metzger und gemeinen Garfköche, die eine wichtige Gemeinschaft bildeten, und deren Buden und Hütten in gleichlaufenden Querreihen standen. Nachdem Josias einige Worte mit dem gestrengen Prososen gewechselt hatte, der auch

in diesem Teile des Lagers die Oberaufsicht führte und den Preis der Speisen und Getränke bestimmte, wandte er sich einer glänzenden Zeltreihe zu, die das Heim der Oberoffiziere bezeichnete.

Vor diesen Zelten befand sich das eigentliche Lager, eine unübersehbare Reihe von Gassen bildend, deren jede einzelne die Lagerstätte eines aus fünfzig Mann bestehenden Fähnleins darstellte. Das Zelt des Fähnrichs mit der davor wehenden Fahne machte den Anfang, dann folgten die kleinen Strohhütten der Gemeinen, hierauf das Zelt des Leutnants, während das des Hauptmanns den Schluß bildete. Die Zelte der Offiziere hatten Kegelform und waren mit Stricken am Boden befestigt; in der nächsten Nachbarschaft des Fähnrichs hauste der Feldscher, der Kaplan dagegen in der Nähe des Hauptmanns.

Es war ein buntes Menschengewühl, durch das sich unser Josias den Weg bahnen mußte, denn nicht nur die Soldaten drängten hin und her, sondern auch ihre Weiber und Buben, die zum Troß gehörten. Zu diesem Menschenknäuel gesellte sich das Buntscheckige der Uniformen; man muß eben bedenken, daß die Tracht der Söldner zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges durchaus nicht geregelt war, wenn schon der gemeine Soldat zumeist eine kurze, enganschließende Jacke mit bauschigen Ärmeln und weite, unterhalb der Knie festgebundene Beinkleider trug. Trotzdem die Kaiserlichen mehr die gelbe, die Schweden dagegen die blaue Kleiderfarbe liebten, vermochte man kaum Feind von Freund zu unterscheiden, da es Gebrauch war, Gefangene und Überläufer mit den Waffen und Kleidern, die sie eben trugen, einzureihen. Dadurch wuchs ein jedes Heer bald zu einer bunten Menge an, und damit wenigstens im Kampf der Freund vom Feind zu unterscheiden war, bedienten sich die Söldner weißer Schnüre, farbiger Binden und grüner Büsche als Erkennungszeichen.

Josias hatte endlich das Zelt des Rittmeisters glücklich erreicht, und obgleich er sich der größten Eile befleißigt hatte, wurde er dennoch von seinem Vorgesetzten mit einem gehörigen Donnerwetter begrüßt. Benno von Hohenheg schien überhaupt ein sehr rauher Charakter zu sein, und obwohl er wenig mehr als vierundzwanzig Jahre zählen mochte, zeigte sein Gesicht einen finstern, ja sogar hämischen Ausdruck, den man für gewöhnlich bei der lebelustigen Jugend nicht anzutreffen pflegt. Der Rittmeister gehörte einem elsässischen Grafengeschlechte an, das sich großer Reichtümer erfreute; mithin hätte er nicht nötig gehabt, am Kriege und den damit verbundenen Beutezügen teilzunehmen, und in der That war es ihm auch nicht um Raub und Plünderung zu tun, vielmehr verzichtete er stets auf den ihm gebührenden Anteil. Er

hatte, indem er der ligistischen Fahne folgte, einen ganz andern Zweck vor Augen. Benno von Hohenheg war ein eifriger Katholik und betrachtete den Krieg als einen Religionskrieg; der Generalissimus Tilly schwebte ihm hierin als ein leuchtendes und nachahmungswürdiges Beispiel vor; schwang der greise Held sein Schwert ja doch nur, um die Ketzer vom Erdboden zu vertilgen. Benno hatte mit seinem um ein Jahr älteren Bruder Konrad einen schweren Stand gehabt, denn dieser wollte ihn durchaus nicht in Kampf und Tod ziehen lassen und widersetzte sich daher mit aller Macht seinem Vorhaben; Benno war aber doch zuletzt Sieger geblieben, und obwohl er erst seit Jahr und Tag dem ligistischen Heere angehörte, hatte er es, in Folge seines Kampfeifers und dank seinem alten Adelsbrieft, bereits bis zum Rittmeister gebracht. Je höher er in der Gunst Tillys und Pappenheims stieg, desto größer gestaltete sich der Haß seiner Untergebenen, die er gar zu gern seine tyrannische Strenge fühlen ließ. Auch der alte Wachtmeister Josias mußte sich viel von ihm gefallen lassen, und das rittmeisterliche Donnerwetter, das sich heute beim Eintritt ins Zelt über seinem greisen Haupte entladen hatte, zählte nicht einmal zu den schlimmsten.

Nachdem Benno von Hohenheg seinem Borne genügend Lust gemacht hatte, glättete er die Spitzen seines aufwärts strebenden Schnurrbarts und fuhr in strengem, aber ruhigem Tone fort:

„Aus Barleben, dem Hauptquartiere des Generals Pappenheim, ist soeben ein Befehl an unsern Obersten Wangler gelangt, wonach der Rundschasterdienst mit größerer Wachsamkeit ausgeübt werden soll. Es hat sich herausgestellt, daß die Magdeburger von der Elbseite aus einen regen Verkehr nach außen unterhalten. Diesem heillosen Treiben muß ein Ziel gesetzt werden. Jedes Fähnlein soll deshalb einige Wachen entsenden, und meine Wahl ist auf dich gefallen, denn ich weiß, daß du ein mutiger Kriegersknecht bist und die Auszeichnung zu schätzen verstehst.“

„Will's meinen, gestrenger Herr Rittmeister“, rief mit funkelnden Augen unser Josias, der angesichts der soldatischen Ehre das Donnerwetter von vornhin vergessen hatte. „Stellst mich nur hin, wo's recht gefährlich ist und kunterbunt zugeht.“

„Das soll geschehen“, nickte Benno von Hohenheg gnädig. „Wähle dir ein paar handfeste Kerle aus und setze mit ihnen bei Dodendorf über die Elbe. Morgen sende ich dann Ablösung.“

„Zu Befehl“, salutirte der alte Schnurrbart. „Und die Magdeburger sollen gehörige Kopfstücke kriegen, wenn sie es sich einfallen

lassen, zu konspirieren. Wenn einer von ihnen in meine Hände fällt, wohin soll ich ihn dann bringen?"

„Nach Möckern, ins Tillysche Hauptquartier, denn das ist von dort das nächste. Jetzt aber keine Minute weiter verloren . . . Kehrt . . . Marsch!“

Und ordonnanzmäßig marschierte Josias zum Zelte hinaus. Mit einem wahren Feueereifer führte er den Befehl des Rittmeisters aus und befand sich schon nach Verlauf einer Stunde jenseits der Elbe. Sein Gefolge bestand aus drei berittenen Arkebusieren, die in ihrer Halbrüstung und Sturmhaube höchst martialisch ausfahen.

Nachdem der Wachtmeister Umschau gehalten hatte, deutete er auf ein östlich liegendes Gehölz und rief mit befehlender Stimme: „Dort wird Aufstellung genommen, Jungens, und daß ihr mir ja die Augen hübsch offen haltet, damit uns nichts entgeht, denn einen von den verwünschten Magdeburger Spürhunden müssen wir in unsere Gewalt bekommen, eher weiche ich nicht vom Platze. Ihr wißt, was das zu sagen hat, und . . . Zatzjewski! . . . dann bedenkt auch die große Ehre, die uns zuteil wird, wenn wir mit einem oder mehreren Gefangenen dem Tilly ins Quartier rücken dürfen. Vorwärts!“ — Eine mächtige Staubwolke wirbelte empor, und noch zog sie über die Landschaft dahin, als das Reiterpikett bereits im Gehölz verschwunden war. Der schlaue Josias hatte einen ganz vortrefflichen Hinterhalt gewählt, denn inmitten des Gehölzes war ein freier Raum, in dem sich die Arkebusiere bequem auf die Lauer legen konnten, ohne Gefahr zu laufen, von irgendeinem Späherblicke entdeckt zu werden. Leider zeigte sich indessen nichts Verdächtiges, und Stunde auf Stunde verrann. Schon begann Josias unruhig zu werden und leise zu fluchen, auch der übrigen Reiter bemächtigte sich eine Mißstimmung, und sie waren naiv genug, über die feigen Magdeburger zu schimpfen, die sich aus ihrem Neste nicht hervorwagten.

Da endlich, am Spätnachmittage, raunte der Wachtmeister seinen Untergebenen zu: „Jungens, schaut rückwärts — Zatzjewski! Dort in der Ferne taucht ein Reitersmann auf, und wenn mich nicht alles trügt, so trägt er die schwedische Farbe.“

Die Blicke der Arkebusiere folgten der angegebenen Richtung. Josias hatte sich nicht getäuscht: es war ein schwedischer Bote.

„Jetzt nur um alles in der Welt kein Geräusch gemacht,“ flüsterte der alte Schnurrbart, „denn sonst jagt der Kerl wieder zurück, das wäre verwünscht, denn ich bin überzeugt, daß er von Frankfurt kommt, dem Hauptquartiere seines Königs, und den Magdeburgern eine wichtige Botschaft zu überbringen hat.“

Der fremde Reitersmann zügelte jetzt sein Roß, in der offenbaren Absicht, sich erst zu überzeugen, ob die Gegend auch sicher und keine kaiserliche Uniform zu sehen sei.

„Späh' dir nur die Augen aus, mein Junge,“ lachte Josias vor sich hin, „du wirst nichts merken. Zatrjewski!“ unterbrach er sich, „der Bursche reitet auf unser Gehölz zu, wahrscheinlich will er erst den Abend abwarten, ehe er sich in die Stadt wagt. Hahaha! auf diese Weise reitet er uns gerade in die Arme. Es soll eine warme Begrüßung werden. Aufgepaßt, Jüngens!“

Auf das Geheiß des Wachtmeisters schlichen die Arkebusiere, ihre angebundenen Pferde zurücklassend, bis zur Waldblichtung vor und erwarteten hier, vom Strauchwerk gedeckt, die Ankunft des schwedischen Boten. Kaum hatte sein Pferd die Grenze des Gehölzes überschritten, als die Arkebusiere über ihn herfielen und ihn ohne Mühe entwaffneten.

„Hurra! was hab' ich gesagt?“ rief der alte Josias jauchzend, indem er aus einem der hohen Stiefel des Reiters ein amtliches Schreiben hervorzog, „der Bursche führt eine königliche Botschaft mit sich, die unserm alten Tilly große Freude machen soll!“

Alle Bitten des schwedischen Abgesandten, ihm das Schreiben zurückzugeben und seiner Heimkehr nichts in den Weg zu legen, fanden selbstverständlich nur taube Ohren; einer der Arkebusiere brachte die Pferde herbei, worauf es im Triumphzug nach Mödern zu ging, Josias stolz voran, die drei Arkebusiere mit dem Gefangenen hinterdrein.

Nach einem scharfen, dreistündigen Ritt erreichte die kleine Schar das Tillysche Hauptquartier, das im Schlosse des Städtchens Mödern aufgeschlagen war. Josias hatte erst einer großen Anzahl neugieriger Offiziere Rapport zu erstatten, ehe es ihm gelang, von dem Generaladjutanten vor den greisen Feldherrn geführt zu werden.

Tilly, der Reichtum und Behaglichkeit verachtete, hatte sich in dem einfachsten Gemach des Schlosses einquartiert; seine kleine, unansehnliche Gestalt stellte sich beim Eintritt des Pappenheim'schen Wachtmeisters und seines Gefangenen in Positur, denn er war neugierig auf den Inhalt des königlichen Schreibens, das der Bote mit sich führte. Dieser konnte sich eines leisen Wehens nicht erwehren, als er jetzt den stechenden Blick des größten Protestantenseindes auf sich gerichtet sah, wie denn überhaupt Tserklaes von Tilly mit seinen scharfen, edigen Gesichtszügen, seiner gerunzelten, breiten Stirn, seinen unter buschigen grauen Wimpern blühenden grauen Augen, seinen eingefallenen Wangen, der langen Nase und dem spitzen Anebelbart, dessen Haare borstig

in die Höhe standen, sowie in seiner eigentümlichen, aus einem grünen Atlaswams bestehenden Tracht einen unheimlichen Eindruck machte.

Als Josias ausführlich Bericht erstattet hatte, lehnte sich der Feldherr an einen zunächst stehenden Tisch, schlug das rechte Bein über das linke und sagte, die Hand ausstreckend, mit heiserer, klangloser Stimme: „Brief her!“

Salutierend überreichte Josias das aufgefangene Schreiben, dessen Inhalt bei Tilly ein großes Interesse erregte, denn Gustav Adolf erklärte darin, daß, so abgemattet sein Heer auch wäre, er dennoch im Begriffe stehe, geradeswegs auf Magdeburg zu marschieren und es zu entsetzen, sofern eine Verbindung mit Kurland zustande komme; die Magdeburger sollten sich daher noch drei Wochen zu halten suchen, er werde sie nicht verlassen.

Als Tilly die interessante Lektüre beendet hatte, gab er den Brief an seinen Generaladjutanten und fügte mit einem unangenehmen Lächeln hinzu: „So habe ich also doch wieder einmal recht gehabt und kann jetzt triumphieren über Euer superkluges Wesen, das mich zu widerlegen trachtete. Aus diesem Schreiben ist zu ersehen, daß der Schwedenkönig sich im vollen Anmarsch befindet; außerdem aber werden noch von evangelischen Fürsten im Reich viele Verbungen angestellt, die jedenfalls auch zu dem Entsatz Magdeburgs bestimmt sind. Wir müssen uns deshalb also beeilen.“

„Ich beuge mich vor dem scharfen Feldherrnblick Ew. Erlaucht“, versetzte demütig der Adjutant. „Was gedenkt Ihr zu tun?“

Tilly winkte unserm Wachtmeister, damit sich dieser mit seinem Gefangenen entferne; Josias verstand aber das Zeichen falsch und nahm es als eine Aufforderung, seine Ansicht auszusprechen, weshalb er denn jetzt mit einem behäbigen Lächeln sagte:

„Ich würde mit den Magdeburgern kurzen Prozeß machen, Herr General, die Außenwerke haben wir ja schon erobert, also —“

„Schweigt, vorlauter Geselle!“ tönte es aus des Feldherrn Mund, zur großen Überraschung des Wachtmeisters, der sich diese plötzliche ungnädige Stimmung gar nicht erklären konnte. „Marsch, in Euer Lager zurück!“ fuhr Tilly in eisigem Tone fort, „der schwedische Bote verbleibt hier; der Prosos soll für ihn sorgen.“

Außerordentlich enttäuscht machte Josias kehrt, wobei er seinen Gefangenen ins Schlepptau nahm. Während sich die Tür hinter beiden schloß, ließ sich der Feldherr am Tische nieder und warf einige flüchtige Zeilen auf ein Stück Papier, das er dann zu einem Briefe zusammen-

faltete, den er, nebst dem aufgefangenen Schreiben, dem Generaladjutanten mit den Worten übergab:

„Ihr werdet Euch sofort auf den Weg nach Barleben machen, um dem General Pappenheim diese beiden Schriftstücke einzuhändigen. Ich benachrichtige den Grafen, mit seinem Angriffe von der Neustadt aus ungesäumt fortzufahren. Schickt mir jetzt den Juden wieder her!“

Der Adjutant empfahl sich, und wenig Minuten später tauchte in der offenen Thür das verschmielte Antlitz von Moses Hirsch auf, der unter fortwährendem Dienern dem gefürchteten Feldherrn sich näherte.

„Wir sind vorhin unterbrochen worden“, begann Tilly mit einem verächtlichen Blick; „fahre jetzt in deinen Mittheilungen fort!“

„Wie ich dem graßmächtigsten Herrn Feldmarschall schon habe gesagt, es fehlt in Magdeburg nicht nur an Pulver, sondern der Besatzung auch an Lebensmitteln, so daß sie müssen froh sein, wenn sie kriegen Fleisch vom Schwein. Im übrigen aber fühlt sich die Bürgerschaft ganz furchterlich sicher, und kein Mensch denkt am Tage an die Möglichkeit eines Sturmes, deshalb sein die Posten auf dem Walle auch nur schlecht und spärlich besetzt, denn die Mehrzahl der Bürger und Söldner laufen beim Anbruch des Tages nach Hause, um sich zu legen auf die faule Bärenhaut. Wenn der graue Herr Feldmarschall hat nur ein Fünkchen Porsche, so kann er überrumpeln die Stadt beim hellen Sonnenschein — uff!“

„Behalte deine Ansicht für dich, Jude“, versetzte Tilly finster. „Du nanntest mir vorhin aus der Bürgerschaft die Namen einiger, die dem Kaiser und Herrn die Treue gebrochen und es mit den Schweden halten, jenen gut kaiserlich Gesinnten zum Trost, die sich glücklicherweise noch in der Stadt finden.“

„Was aber ist nur ain sehr kleines Häuflein“, fiel Moses ein, „und immer mehr zusammenschmilzt, da der Falkenberg, der Bischof und noch aine ganze Menge anderer all ihre Beredsamkeit aufbieten, die kaiserlichen Bürger gut schwedisch zu machen, denn sie mainen, Blau sei eine schønnere Farbe als das neidische Gelb.“

Tilly stampfte ungeduldig mit dem Fuße und rief: „Wie lauten die Namen jener Aufwiegler?“

Moses Hirsch war bekanntlich kein Freund der soldatischen Kürze, daher gab er die etwas breite Antwort: „Kenn' ich nur ä paar von ihnen persönlich. Es sind zwei Brüder, aber nicht Zwillinge, denn der eine ist älter als der andere, und der Vater ist ä alter Mann, ä lutherischer Geistlicher, wo war angestellt in der Kirche von St. Nikolai,

und er heißt *Natbod*, und die Söhne auch, doch werden sie gerufen von ihrer Schwester — was ist ein sehr scheenes Mädchen mit lange, blonde Haare — bei ihrem Vornamen, *Andreas* und *Rudolf*."

Tilly notierte Vor- und Zunamen auf einer Liste, die er inzwischen zur Hand genommen hatte; dann fragte er unwirsch: „Ist dir in Magdeburg ein Mann bekannt, der den Namen *Guericke* führt?"

„*Otto von Guericke*," wiederholte Moses, in die Hände schlagend, „Gott der Gerechte, wer wird den Mann nicht kennen, der ist so gescheit und ä berühmter *Pfiffikus*" (*Physikus*).

„Wie steht's um seine politische Gesinnung?"

„Hab' ich ihn noch nicht danach gefragt, Herr Generalfeldmarschall," versetzte Moses ausweichend, „nur weiß ich, daß er es maint mit der Stadt gut, denn er sitzt mit im Räte und hält gescheite Reden. Waiter weiß ich auch nicht. Soll mir Gott helfen!"

„So nimm deinen Lohn und geh", entgegnete Tilly, dem Spion einen kleinen, mit allerlei Münzsorten gefüllten Beutel zuwerfend.

Mit einer wahrhaft affenartigen Geschicklichkeit fing ihn Moses auf und untersuchte sofort das Innere. Die Miene des Juden zeigte große Zufriedenheit, und er umschwänzelte den freigebigen Feldherrn, um dessen Gewand zu küssen. Tilly wehrte den Lästigen jedoch von sich ab, weshalb Moses nichts weiter übrig blieb, als sich mit dem überlauten Wunsche zurückzuziehen: „Möge der graufmächtige Herr Feldmarschall noch leben hundert Jahr und Moses Hirsch nicht vergessen, wenn gebraucht wird e Spionche, denn unsere Leute wissen viel und sind überall zu Hause."

Als er spät am Abend in einem Fischerkahn über die Elbe setzte und beim sogenannten Brückentore anlangte, bemerkte er am andern Ende der Gasse eine große Menschenmenge, die laut aufjubelte. Seine Neugierde erwachte, er stürmte vorwärts und hielt nicht eher wieder an, bis er die erregte Menschenmenge erreicht hatte.

„Was gibt's — was ist geschehen?" wandte er sich fragend an die Zunächststehenden.

„Nu, was wird's geben?" klang es höhrend zurück, und Moses erkannte zu spät, daß er an ein paar Dingebanker-Brüder¹⁾ geraten war, die ihn von jeher mißtrauisch betrachteten und ihm feindlich gesinnt

¹⁾ So nannte man in Magdeburg die unruhigen Bürger, die Wein- und Bierhäuser fleißig besuchten und besonders in der Ratschenke der Sudenburg, „Dingebank" genannt, verkehrten. Als jene Schenke wegen Erweiterung der Festungswerke 1625 abgebrochen wurde, verlegten sie ihren Sitz nach der Stadt in die „Guldene Krone", behielten aber nach wie vor ihren Spottnamen.

waren. „Kannst machen e Geschäftchen und billig kaufen kaiserliches Tuch, was is gekommen frisch aus dem Quartier des alten Corporals, so heißt Tilly. Mach', daß du kimmst an den Mann!“

Bei diesen Worten stießen sie Moses unsanft vorwärts, so daß er gegen verschiedene Bürgerleute anrannte, die ihn mit kräftigen Püffen regalierten. Die Dingeanken-Brüder wollten sich ausschütten vor Lachen, und ihre tolle Lustigkeit steckte auch andere aus dem Volke an, so daß schließlich der laut schreiende Moses gleich einem Ballle hin und her geworfen wurde. Rücken und Rippen taten ihm freilich weh, doch hatte er seinen Zweck erreicht und befand sich endlich an der Spitze des Menschenknäuels. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er jetzt den Generaladjutanten Tillys vor sich sah und zu seiner Linken und Rechten die Gebrüder Ratbod, die ihn gefangen nach dem Rathause führten.

Das Reiterstückchen, das Josias mit seinen Begleitern am Nachmittage ausgeführt hatte, war nämlich von einigen Schifffern bemerkt worden und zur Kenntniss der beiden Ratbods gelangt. Diese wagten sich, in der Absicht, an dem zurückkehrenden Wachtmeister Genugthuung zu nehmen, mit einigen der Falkenbergischen Reiter bis zu dem uns bekannten Gehölz vor, wobei ihnen ein günstiger Zufall den Generaladjutanten samt seinen wichtigen Brieffschaften in die Hände führte.

Moses Hirsch verlor sich schnell unter der Menschenmenge, denn er fürchtete in seiner Feigheit, daß der Gefangene ihn erkennen und dadurch in eine gefährliche Lage bringen könne.

„Ich muß mich für den Tilly erhalten,“ murmelte er, durch die engen Gassen schlüpfend, vor sich hin, „denn er ist ein nobler Mann, der meine Dienste zu belohnen weiß, während die Ratbods mich gebracht haben in Mißkredit bei der Bürgerschaft. Aber ich habe mein Mütchen an ihnen gekühlt“, setzte er frohlockend hinzu, „und ihnen beim Tilly eine Suppe eingebrockt, eine Suppe — hihhi —, die ihr letztes Gericht bilden wird, wenn sie baumeln am Galgen!“

Und unter endlosem Gelächter verschwand er in der Thür eines armseligen, halb baufälligen Hauses, worin er sein Dasein aufgeschlagen hatte.

Zweites Kapitel.

Im großen Räte.

„Wenn flattern die Fahnen und brillen Kanonen,
Kein Burſche von Ehre ſein Leben darf ſchonen.
Drum friſch, tapfre Ritter! geh’ mutig ins Feld
Und kämpft für den Glauben und Guſtav, den Held!“
(Altes Lied zu Ehren Guſtav Adolfs.)

Die alte, reiche Hanſeſtadt Magdeburg hatte ſich ſeit einer Reihe von Jahren durch kühnen Eifer für die Reformation ausgezeichnet, und mit energiſchem Mute widerſtanden die Bürger allen Angriffen auf ihre Religion. Die Stadt unterwarf ſich nicht einmal dem Kaiſer, als dieſer im Schmalkaldiſchen Kriege 1547 das ganze Sachſenland erobert hatte; ſogar die Reichsacht vermochte Magdeburg nicht zu beugen, einſtimmig verweigerte die Bürgerſchaft die Annahme des Interims, und deſhalb wurde die Stadt ein Zufluchtsort aller durch die Religionsverfolgung vertriebenen Glaubensgenossen, beſonders zahlreicher Prediger. Von Magdeburg, „Unſeres Herrgotts Kanzlei“ genannt, flatterten Flugſchriften und Gedichte in die Welt hinaus, um im deutſchen Volke die Treue für den proteſtantiſchen Glauben zu erhalten. Kaiſer Karl V. hatte die Vollziehung der Acht dem Kurfürſten Moriz von Sachſen übertragen; als dieſer aber mit ſeinem Heere die alte Handelsſtadt zu belagern begann, ſtieß er auf ſo energiſchen Widerſtand, daß ihm zuletzt nichts anderes übrig blieb, als der heldenmütigen Bürgerſchaft Gnade und Religionsfreiheit zuzuſichern. Der Dreißigjährige Krieg brachte auch über Magdeburg große Drangſale, denn er legte nicht nur den Handel lahm, ſondern nötigte die Bürgerſchaft auch zu großen Geldopfern; die Feſtungswerke mußten bedeutend erweitert und die Stadt in guten Verteidigungszuſtand geſetzt werden, da die proteſtantiſchen Bewohner Gewalt vom Kaiſer und den Katholiken zu befürchten hatten. Als Wallenſtein mit ſeinem Heere im Jahre 1626 vor der Stadt erſchien, zeigte er ſich zwar als Freund und forderte nur eine kurze Verpflegung ſeiner Truppen, jedoch die wilde Soldateska, an deren Spitze die zügelloſen Kroaten ſtanden, hauste wie in Feindesland und gab der erſchrockenen Bürgerſchaft viel zu klagen. Man richtete eine Beſchwerdeſchrift an den Kaiſer, die ſehr freundlich beantwortet

wurde und die guten Magdeburger Bürger zu fernerm Gehorsam aufforderte — das war aber auch alles. Hingegen wurden der Stadt mehrfache Kriegssteuern auferlegt, und als sich der Rat schließlich außerstande sah, die hohen Summen aufzubringen, zog Wallenstein abermals gegen Magdeburg, diesmal aber, um es zu belagern. Acht- und zwanzig Wochen währte die Einschließung, und obwohl der kaiserliche Feldherr nichts auszurichten vermochte, da die Magdeburger durch ihre freie, fast republikanische Verfassung sich daran gewöhnt hatten, ihr gutes Recht kräftig zu verteidigen, hatte dennoch die Einwohner-schaft unter den schändlichen Bedrückungen und Erpressungen des kaiserlichen Heeres außerordentlich viel zu leiden. Erwarben sich ja doch einzelne Kommandierende vor Magdeburg ungeheure Reichtümer, was auch der Rat in einer neuen Beschwerdeschrift an Kaiser Ferdinand II. kund gab. Die gerechte Unzufriedenheit der Magdeburger Bürger-schaft nahm immer mehr zu, zumal da von dem Kaiser nur gnädige Worte, aber keine durchgreifende Abwehr zu erlangen war. Man sah ein, daß der Habsburger es nicht sehr redlich mit der Stadt meinte, und als daher der Schwedenkönig Gustav Adolf an der deutschen Küste landete, war Magdeburg eine von den ersten deutschen Städten, die dem protestantischen Könige ihre Zuneigung aussprachen und nach einem Bündnisse mit ihm strebten.

Für Gustav Adolf war natürlich Magdeburg ein höchst wichtiger Platz, da er ihm die Elbübergänge sicherte. Das wußte der inzwischen zum kaiserlichen Oberfeldherrn ernannte Tilly, weshalb er sich im März 1631 mit Pappenheim vereinigte und alles daran setzte, die Stadt zu erobern. Trotz der schwachen Besatzung der Stadt und der über-legenen Anzahl der Kaiserlichen, deren Heer aus 30 750 Mann und 86 Geschützen bestand, gelang es Tilly doch nur, sich der Außenwerke zu bemächtigen, in deren Bezirk die schon erwähnten beiden Vorstädte Neustadt und Sudenburg lagen, während die Altstadt — die eigentliche Festung — allen Angriffen widerstand. Sie war schon in früherer Zeit gut befestigt, denn eine starke Ringmauer mit Türmen umgab die Stadt auf der Wasserseite; wo aber die Elbe nicht die natürliche Schutzwehr bildete, lief unterhalb der Mauer ein Zwinger hin mit einem Wall und einem tiefen Wassergraben. Besonderen Fleiß hatte man auf die Zugänge verwendet, die nicht nur durch mehrere hintereinander liegende starke Tore gedeckt waren, sondern auch von hohen Türmen überragt wurden, die mit kleineren Geschützen armiert werden konnten. Im Südwesten der Stadt, Sudenburg zugewandt, erhob sich der sogenannte „Gehded“, ein besonders starkes Werk, dessen

sich nach der Elbe ziehende Mauerlinie in einem doppelten Halbmondwerk, dem „Gebhart“, endigte, der besonders den Dom und seine Umgebung beschützte. Die Längenseite der Stadt mit ihren verschiedenen Toren, dem Sudenburger, Ulrichs-, Schrottdorfer und dem Kröfentor, war ebenfalls durch Kronwerke und Halbmonde eingeschlossen. Am nordwestlichen Ende der Ringmauer, wo sie sich wieder an den Elbstrom anschloß, hatte man das „Neu-Werk“ errichtet; dies war leider die Achillesferse der sonst so starken Festung, wie sich nur zu bald erweisen sollte, während dagegen das der Neustadt zugekehrte Haupttor, die zwischen dem Neu-Werk und dem Kröfentor gelegene „Hohe Pforte“, ganz besonders fest gebaut war.

Als sich Tilly der kleineren Außenwerke bemächtigt hatte, verteilte er seine ihm untergebenen Generale in folgender Weise: Pappenheim hatte auf der Nordseite von der Neustadt aus anzugreifen; Graf Mansfeld den gegenüberliegenden Gehdeck; in der westlichen Ebene lagerte Herzog Adolf von Holstein, vermochte aber, da Magdeburg dort am besten befestigt war, nichts weiter anzufangen, als hinter allen Hügeln und Talsenkungen starke Reiterwachen aufzustellen, um etwaige Ausfälle zu verhindern und jeden Verkehr abzuschneiden. Die Einschließung der Stadt von der Wasserseite war dem Herzog Piccolomini anvertraut; er hatte am wenigsten zu tun; trotzdem widmete Tilly diesem Aufstellungsposten sein besonderes Interesse, da er ein rasches, umsichtiges Handeln erforderte, wenn etwa ein schwedisches Heer über das offene Land zum Entsatz heranziehen sollte.

Der Feldherr verlegte nunmehr sein Hauptquartier auf das andere Elbufer, und zwar nach Westerhausen; er glaubte die Magdeburger von der Nähe und dem Ernste der ihnen drohenden Gefahr überzeugt zu haben, und da ihm alles daran lag, die Stadt möglichst rasch und unverfehrt in die Hand zu bekommen, auf daß sie ihm eine Vormauer gegen den siegreichen Schwedenkönig werden solle, sandte er nach Magdeburg einen Trompeter mit drei Schreiben, die an die Gemeinde, an den bischöflichen Verweser und an den schwedischen Befehlshaber Falkenberg gerichtet waren.

Dem Abend, dessen wir am Schluß des vorigen Kapitels gedacht haben, folgte ein sonnenheller Maimorgen. In einem Hause der Hauptstraße, dem sogenannten Breiten Weg, standen die Fenster des oberen Stockwerks offen, und ein im Lehnstuhl sitzender alter Mann mit langen, silberweißen Haaren atmete mit sichtlichem Wohlbehagen die milde Frühlingsluft ein, die ins Zimmer strömte. Es war Martinus Ratbod, der emeritierte Pfarrer von St. Nikolai, und ihm zur

Seite stand die achtzehnjährige Johanna mit ihren Brüdern Andreas und Rudolf. Dem mild lächelnden Antlitz des Greises sah man die wilden Schicksalsstürme nicht an, die im Laufe der Zeit darüber hinge-saust waren. Sein Vater, ein eifriger Schüler Luthers und Melancthons, hatte mit den Seinen viele Jahre friedlich in Wittenberg gelebt, bis das feindliche Auftreten der katholischen Partei ihn zwang, den Wanderstab zu ergreifen und nach Magdeburg zu flüchten, dem Asyl der Verfolgten und Bedrängten. Martinus war dem geistlichen Stande des Vaters treu geblieben, und seine Söhne würden sicherlich ebenso dem Studium der Theologie gehuldigt haben, wäre er nicht selbst dagegen gewesen. Der Ausbruch des Krieges gab dazu Veranlassung, und indem er all der Qualen und Verfolgungen gedachte, die sein verstorbenen Vater hatte ausstehen müssen, erachtete er es für seine Pflicht, Rudolf und Andreas vor ähnlichen schmerzlichen Erfahrungen zu bewahren. Sie widmeten sich deshalb der Rechtswissenschaft und hatten eben ihre Studien auf den Hochschulen von Jena und von Wittenberg beendet, als das feindselige Auftreten des kaiserlichen Heeres sie mahnte, nach Magdeburg zurückzukehren, damit der alte Vater und Schwester Johanna im Falle der Not nicht allein dastünden.

Nun waren aber die beiden Brüder frische, mutige Gefellen, in deren Brust der Funke der Begeisterung für Gustav Adolf glühte, und die gar scheel und verächtlich auf die Bürger blickten, die noch immer dem Kaiser huldigten. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß sie sich der in der Stadt zahlreich vertretenen schwedischen Partei anschlossen und für die Zeit der Belagerung Kriegsdienste versahen. In dieser freiwillig übernommenen Pflicht zeigten sie sich unermüdlich und schreckten vor keiner Gefahr zurück.

Außerst vergnügt teilten sie heute dem Vater das Reiterstückchen von gestern mit, das ihnen den Tillyschen Generaladjutanten in die Hände gespielt hatte; wider Erwarten nahm der Greis an ihrer Freude jedoch keinen Teil, sondern entgegnete bekümmert:

„Möge Gott der Herr alles zum besten führen und uns den Frieden verleihen, nach dem unser Herz sich sehnt! Scheltet mich abergläubisch, daß ich jenen schrecklichen Orkan, der im November vorigen Jahres unsere Stadt heimsuchte und den Turm meiner lieben Nikolaiirche zertrümmerte, als eine schlimme Vorbedeutung für die Zukunft unserer Stadt ansah, und daß es mir gleich unheimlich erschien, daß Tilly während dieses Sturmes mit Pappenheim und andern Generalen zu Hameln auf dem Rathause einen Kriegsrat hielt, in dem beschlossen wurde, unser Magdeburg ernstlich anzugreifen und zu erobern. Auch

tönt mir noch jetzt das entsetzliche Krachen in den Ohren, womit die von dem Orkan in Brand gesetzte Pulvermühle in die Luft flog. Ich fürchte, ich fürchte," schloß er, den rechten Zeigefinger warnend in die Höhe haltend, „daß wir am Ende unseres Glückes stehen und Nacht und Grausen vor uns haben."

„Das Alter macht verzagt, lieber Vater," hielt Rudolf entgegen, „während die Jugend das Beste hofft."

„Ich pflichte Rudolf bei", fiel Andreas feurig ein, „und denke, daß das Glück erst recht für uns beginnen soll; sind wir ja doch, seit die schändlichen Ripper und Wipper ¹⁾ ihr Unwesen getrieben und in betrügerischer Weise den Wert des Geldes herabgesetzt haben, auf keine Rosen gebettet gewesen. Dein kleines Ersparnis, armer Vater, ging verloren, und du gabst dich tausenderlei Entbehrungen preis, damit Rudolf und ich unsere Studien beenden konnten."

Der Greis machte eine abwehrende Bewegung, Andreas aber fuhr fort:

„All unser Können und Wissen verdanken wir deiner aufopfernden Liebe, Herzensvater, und wir werden sie dir vergelten nach unsern schwachen Kräften. Dein Leben ist Mühe und Arbeit gewesen, nun laß u n s für dich und Johanna sorgen."

„Ja, das wollen wir," rief Rudolf, „verzage nicht, lieber Vater, vertraue Gott, wie du es uns von Kindesbeinen an gelehrt hast, und dann hoffe mit uns auf das rechtzeitige Nahen Gustav Adolfs, der unsere Stadt nicht im Stiche lassen wird."

„Daß er den besten Willen hegt, unser belagertes Magdeburg zu entsetzen, davon bin ich festiglich überzeugt," erwiderte der alte Mann, „nur muß der Brandenburger Kurfürst nicht mit dem Kaiser liebäugeln, wie er dies bisher getan hat, sondern dem schwedischen Heere den Marsch durch sein Land gestatten und für Gustav Adolf die Feste Spandau offen halten. Ich verstehe mich durchaus nicht auf die Kriegskunst, so viel Einsicht aber habe ich doch, daß ich mir sage, der Schwedenkönig vermag, ohne diese Festung als Schutz im Rücken, im Deutschen Reich nicht weiter vorzudringen."

„Ich gedenke des trostreichen Schreibens, das wir gestern dem Tillyschen Adjutanten abgenommen haben, und bin guten Mutes", meinte der heißblütige Andreas, worauf er sich mit Rudolf nach dem

¹⁾ Vom oberächsischen *k i p p e n* (abschneiden) und *w i p p e n* (wägen). Spottname der Münzherren, die das gute Geld einschmolzen und geringhaltiges ausprägten. Dieses Unwesen herrschte besonders zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, so daß ein guter Taler 7 bis 8, ja zuweilen 16 bis 20 Taler galt.

Rathause begab, um an der wichtigen Beratung teilzunehmen, die am heutigen Vormittage stattfinden sollte.

Auch wir verlassen den Vater Rathob und die blonde Johanna und schließen uns dem Bruderpaare an.

Im Saale des Rathhauses herrschte reges Leben, denn nicht nur sämtliche Ratsmitglieder fanden sich dort zusammen, sondern auch die Kriegsobersten der Besatzungstruppen. Nachdem der Bürgermeister Kühlewein die Sitzung eröffnet hatte, wurden zunächst die von Tilly gesandten Schreiben vorgelesen, in denen er die Stadt zur Übergabe aufforderte und ihren Vertretern wohlmeinend riet, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen und sich nicht mutwillig in das Verderben zu stürzen, was unausbleiblich der Fall sein werde, wenn man sich Magdeburgs mit stürmender Hand bemächtigen müsse.

„Der Magistrat“, äußerte sich Bürgermeister Kühlewein, indem er die betreffenden Schreiben sorgfältig wieder zusammenlegte, „ist, indem er die Gefahr erwägt, die über der Stadt schwebt, keineswegs gesonnen, in einer so hochwichtigen Angelegenheit ohne Einwilligung der Bürgerschaft den entscheidenden Schritt zu tun und dadurch vielleicht eine schwere Verantwortung auf sich zu laden. Wir haben euch daher zusammenberufen, damit ihr eine Erklärung abgebet, ob unser Magdeburg auf Afford übergeben werden soll oder nicht, denn noch verweilt der Überbringer der Tillyschen Schreiben in der Stadt und harret auf Antwort.“

Als der Bürgermeister schwieg, ging ein lautes Summen durch den Saal, und es zeigte sich, daß die Ansicht der Bürgerschaft geteilt war. Es konnte dies um so weniger verwundern, als sich bekanntlich in der Stadt Gegenparteien gebildet hatten, von denen es die eine mit dem Kaiser, die andere mit den Schweden hielt. Zwischen diesen Extremen bewegte sich noch eine dritte, die sogenannte gemäßigte Partei, zu welcher der Ratsmann Otto von Guericke gehörte, dessen Namen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft unsterblich geworden ist; war er ja doch der Erfinder der Luftpumpe, des Manometers (Lustdichtheitsmesser), der Wettermännchen und der erste Erbauer einer Elektrifiziermaschine. Als er jetzt das Wort ergriff, legte sich sofort der Tumult im Saale, das beste Zeichen, wie hoch er in der Achtung seiner Mitbürger stand. Mit seiner ruhigen, klaren Stimme sagte er:

„Ich denke, es ist das beste, wenn wir bei unserer heutigen Beratung alle politischen und religiösen Gefühle unterdrücken und nur das Wohl unserer Stadt bedenken. Kommt uns nicht bald Hilfe

von außen, so vermögen wir uns nicht mehr lange zu halten, und wenn ich an das grause Schicksal denke, das notwendig über Magdeburg kommen muß, sobald es durch Erstürmung in die Gewalt der Feinde gerät, wenn ich denke, daß unsere teure Stadt und ihre Bewohner dann dem Plündern, der rohen Willkür und der schonungslosen Wut wilder Krieger preisgegeben ist — dann allerdings stimme ich für das Anknüpfen von Verhandlungen.“

Die Stimmen, die Guericke Beifall zollten, wurden durch die Gegenpartei übertönt, die von einer Übergabe nichts wissen wollte, und als hierauf das aufgefangene Schreiben Gustav Adolfs verlesen wurde, erhielt die kriegerisch gesinnte Partei großen Zuwachs, denn Tillhs Mahnung erschien jetzt als eine schnöde List, um Magdeburg durch freundliche Worte in seine Gewalt zu bekommen.

„Und was ist Eure Meinung, Herr Oberst?“ wandte sich der Bürgermeister an Falkenberg, und alles war gespannt auf die Antwort des schwedischen Offiziers, der nach kurzer Pause begann:

„Zunächst erscheint mir die Gefahr für die Stadt keineswegs so groß, wie ängstlicher Kleinmut sie einem Teile der Bürgerschaft vor- spiegelt, und da — nach Inhalt des soeben vorgelesenen Schreibens — das siegreiche Heer Gustav Adolfs in vollem Anmarsch ist, so huldige ich der Ansicht, daß jede Stunde, die wir uns länger halten, mit keiner Tonne Goldes bezahlt werden kann.“

Ein donnerndes Hurra folgte dieser kurzen Rede; Guericke aber ergriff noch einmal das Wort: „Ich halte es für meine heiligste Pflicht, der Bürgerschaft folgendes mitzuteilen. Als ich heute morgen die Kunde auf den Wällen und in den Festungswerken machte, nahm ich zu meinem nicht geringen Schrecken wahr, daß die Belagerer längs der ganzen Face des Bollwerks bei Neustadt die Sturmpfähle ausgehoben haben, und die Mannschaft auf dem Unterwalle daher jedem Überfall preisgegeben ist.“

Diese Mitteilung rief unter den Ratsmitgliedern große Bestürzung hervor, die Falkenberg jedoch dadurch wieder dämpfte, daß er versprach, einen nächtlichen Ausfall nach dem gefährdeten Punkte hin zu machen und den Feind zurückzutreiben.

„Stehet also getrost zu mir,“ rief er ermunternd den Versammelten zu, „harret aus mit mir — der Ausgang steht bei Gott, und der wird uns nicht verlassen!“

Von neuem Mute belebt ging die Bürgerschaft auseinander und nahm ihre Posten auf den Wällen wieder ein, begeistert das Schlachtlid singend, das wir unserm Kapitel als Motto vorgelegt haben.

Mit der Antwort an Tilly wurde noch gezögert, denn alles kam ja darauf an, Zeit zu gewinnen. Endlich mußte der kaiserliche Trompeter aber doch abgefertigt werden, und so teilte denn der Magistrat dem feindlichen Feldherrn mit, daß man sich — ehe an eine Übergabe der Stadt gedacht werden könne — notwendigerweise erst mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sowie den Hansestädten ins Vernehmen setzen müsse. Tilly möge daher die für die Abgesandten nötigen Pässe ausfertigen.

Anfangs zeigte sich der Feldherr diesem Wunsche nicht abgeneigt, dann aber änderte er seine Ansicht und setzte die Belagerung eifrig fort.

Aber auch die Magdeburger Besatzung zeigte sich nicht müßig und wagte mehrfach Ausfälle, die vom Glück begünstigt waren und dem Feinde namhafte Verluste beibrachten. Tilly rächte sich wieder und eröffnete gegen die Stadt ein heftiges Bombardement, so daß über dreihundert Feuerkugeln, deren einzelne das Gewicht eines Zentners hatten, auf die Dächer und in die Straßen fielen. Da indes die auf allen Gassen und Plätzen verteilten Bürger sich einer großen Wachsamkeit befleißigten und die Giebel der höheren Gebäude sowie die Türme mit Kalk und Mist bedeckt waren, so richteten die einfallenden Feuerkugeln wenig Schaden an und wurden außerdem mit Hilfe nasser Säcke und Häute schnell gedämpft.

Ehre der Stadt, die so heldenmütige Bürger hat!

Drittes Kapitel.

Ein Tag des Schreckens.

„Den dumpfen Schlachtlärm trägt einher
Des wilden Windes Brausen.
Vor ihm eilt Schreck und Sturm daher,
Ihm folget Tod und Grausen.“

Die Nacht, die dem 9. Mai 1631 (oder 19. neuen Stils) folgte, war dunkel und unfreundlich. Ebenso trübe sah es in den Herzen der Magdeburger aus; sie hatten zwar am Abend vorher freudig aufgejauchzt, da die Kanonen der Feinde plötzlich stillgeschwiegen hatten und von den Thürmen bemerkt worden war, daß aus den Batterien die Geschütze hinweggeführt worden, allein verschiedene kriegserfahrene Offiziere der Besatzungstruppen dämpften den Jubel, der aus der Hoffnung hervorgegangen war, daß Tilly sich nicht mit den herannahenden Schweden in eine Schlacht einlassen wolle und deshalb die Belagerung aufhebe. „Laßt euch nicht täuschen,“ hatte der alte Oberstleutnant Trost gewarnt, „der Tilly ist ein schlauer Patron, und die ungewöhnliche Bewegung seiner Truppen zeigt mir an, daß irgendein neues Unternehmen im Werke ist.“

So blickten denn die Bürger voller Besorgniß in die finstere Nacht hinaus, und der Waffenlärm sowie das Wiehern der Rosse, das zeitweilig aus den feindlichen Lagern herübertönte, spornte die Wachsamkeit noch an. In dieser unheimlichen Nacht hielten nicht nur die Fußknechte und sämtliche zum Wachtdienste verpflichteten Bürger die Wälle besetzt, sondern auch die Reiter hatten sich mit ihren Bandelieren und Pistolen eingefunden, denn man fürchtete einen Massenüberfall. Allein Stunde auf Stunde verging, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete, und endlich erschien im Osten das Frührot, das den aufsteigenden jungen Tag verkündete.

Die ängstlich schlagenden Herzen der Magdeburger beruhigten sich mehr und mehr; hätten sie jedoch einen Blick in das große kaiserliche Lager werfen können, so würde die Verzweiflung in ihrer Brust Platz gegriffen haben. Am vorhergehenden Abende hatte Tilly seine Generale und Obersten zu einem Kriegsrat zusammengerufen, worin die Frage entschieden werden sollte, ob die Belagerung aufzugeben oder fortzu-

setzen sei. Der Feldherr fürchtete in der That das zum Entsatz heranziehende schwedische Heer, und deshalb zeigte er sich geneigt, die Belagerung aufzuheben; allein Graf Pappenheim und die Mehrzahl der Obersten stimmten für einen allgemeinen Sturm auf die Stadt, so daß zuletzt beschlossen wurde, bei dem Anbruch des nächsten Tages an vier Orten zu gleicher Zeit hervorzubrechen. Hierauf trennten sich die Befehlshaber, um ungesäumt während der Nacht die nötigen Vorbereitungen zum Sturm zu treffen. Jedoch Tilly rief frühzeitig noch einmal seine Befehlshaber zusammen, denn neue Bedenkllichkeiten waren während der Nacht in ihm aufgestiegen. Er stellte seinen Offizieren vor, wie gewagt es sei, bei hellem Tage den Sturm zu beginnen, und die Mehrzahl der Obersten stimmte bei. Nur Pappenheim hatte seine Kühnheit nicht verloren und erinnerte an die Mittheilungen des Juden Hirsch und anderer Spione, wonach sich die Besatzung Magdeburgs zumeist morgens zur Ruhe begäbe, und mithin habe gerade in der Frühe ein Sturm Aussicht auf Erfolg.

„Diabolo!“ rief ein alter italienischer Hauptmann. „Was braucht's da viel Worte, wo uns aus dem niederländischen Befreiungskampf ein so herrliches Beispiel voranleuchtet! Denkt doch nur an die Spanier, die Mastricht vier Monate vergebens belagerten, bis sie endlich die Geduld verloren und nach Tagesanbruch den Sturm auf die Stadt begannen und den Wall überraschten, weil sich die ermüdeten Wachen dem Schläfe überlassen hatten.“

Die Vorführung dieses Beispiels gab den Ausschlag; es wurde beschlossen, so rasch wie möglich den Sturm zu beginnen; das Zeichen zum Angriff sollte durch sechs Stückschüsse gegeben werden.

Sämmtliche Befehlshaber eilten auf ihre Posten.

Der Oberst Wangler verkündete den Offizieren seines Regiments das Ergebnis des Kriegsraths, worauf sich diese wieder beeilten, ihre Mannschaften in Kenntniß zu setzen.

Benno von Hohenheg gehörte zu den ersten, die ihre Fähnlein um sich versammelten.

„Jungens,“ rief er in fanatischer Begeisterung, „jetzt ist die Stunde gekommen, wo ihr dem Kaiser eure Treue beweisen könnt! Soeben wurde uns durch den Oberst Wangler die freudige Botschaft, daß Tilly Befehl erteilt hat, noch zu dieser Stunde einen Sturm auf Magdeburg zu wagen.“

Die Mehrzahl der Söldner zeigte verblüffte Gesichter, ja ein Theil ließ sogar ein lautes Murren hören.

„Was soll das heißen, ihr feigen Hunde?“ donnerte der Ritt-

1764 34456

meister. „Wißt ihr nicht, daß wir es mit einer schwachen Besatzung zu tun haben, und daß die Mehrzahl der Bürger von ihrem nächtlichen Wachtdienste auszuruhen pflegt?“

„Halten zu Gnaden,“ entgegnete Josias, vor die Front tretend, „um eine so starke Festung stürmen zu können, muß zuvor Bresche geschossen und müssen die Gräben ausgefüllt sein. Das ist aber hier noch nicht der Fall, und wenn trotzdem der Sturm beginnen soll, so werden wir uns heute wohl zum letztenmal Guten Morgen zugerufen haben.“

„Josias hat recht!“ riefen viele Stimmen, allein Benno von Hohenheg überschrie sie:

„Laßt euch von dem Graukopf nicht irremachen und bedenkt, daß ihr in der Stadt Magdeburg einen Reichtum von sieben Königreichen finden werdet!“

Die Aussicht auf eine derartige Beute schien verlockend, doch meinte der uns bekannte Pikenier:

„Wir werden schwerlich viel finden, denn die Magdeburger haben sicherlich ihre Schätze versteckt. Mit Suchen aber können wir uns nicht lange aufhalten, weiß ich ja doch, wie es bei derartigen Fällen zu gehen pflegt — kaum fängt man ein wenig zu plündern an, so ertönt das Sammlungs-signal und ruft zur Rückkehr.“

„Wenn wir uns der Stadt Magdeburg bemächtigt haben, so wird das Signal nicht erschallen,“ rief der Rittmeister, „darauf verpfände ich euch mein Wort, denn Tilly hat — um euch für eure Kühnheit zu belohnen — eine dreitägige Plünderung der Stadt erlaubt. Ihr braucht also in dem Reherneste nichts zu schonen!“

Ein wilder Jubel brach jetzt unter den feilen Kriegsknechten los, der immer höhere Wellen schlug, als man Rheinweinfässer herbeiwälzte und den feurigen Inhalt unter die Söldner verteilte.

Die gleichen Verheißungen und Spenden erhielten auch die übrigen Truppen, und zu guter Letzt wurden ihnen die Namen der Magdeburger bekannt gemacht, auf deren Köpfe Tilly namhafte Preise gesetzt hatte.

Als Benno von Hohenheg mit lauter Stimme den Namen „Kathod“ ausrief, erglänzte sein Antlitz in einer wahrhaft teuflischen Freude, während der alte Josias in ein Nachgrübeln zu versinken schien. — Nachdem den Mannschaften noch das Feldgeschrei: „Jesus Maria!“ mitgeteilt worden war und die Hauptleute ihnen als Erkennungszeichen weiße Binden um den Arm gegeben hatten, begann die Aufstellung der Sturmkolonnen...

Mittlerweile war die Nacht von dem Tage verdrängt worden. Ermattet und schläfrig schauten Bürger und Soldaten von den Wällen

in das weite Feld hinaus, wo sich die Feinde nicht zu rühren schienen, denn die überwiegende Mehrzahl der zum Sturm befehligten Truppen stand bereits gedeckt hinter den Trümmern der Vorstädte.

Vom Domturme schlug es fünf.

„Gott sei Dank!“ äußerte Rudolf Rathod zu seinem neben ihm stehenden Bruder, „der Augenblick der Ablösung ist endlich gekommen. Es war heute ein ängstlicher Nachtdienst, und ich sehne mich nach Ruhe und Schlaf.“

„Ich bin freilich auch müde,“ versetzte Andreas gähnend, „doch bin ich in Aufregung über das Ergebnis der Ratsversammlung, die ja, wie du weißt, auf diese Stunde angesagt ist.“

„Jawohl,“ nickte Rudolf verdrießlich, „die Bürger haben seit gestern Angst bekommen und wollen die Bedingungen festsetzen, unter denen sie zu kapitulieren wünschen. Der Schwedenkönig zögert in der Tat zu lange, und somit ist mir jetzt alles eins, was geschieht. Wird unsere Stadt den Kaiserlichen übergeben, so dringe ich so lange in unsern Vater, bis er in eine Auswanderung einwilligt, denn hier haben wir ja doch nichts mehr zu hoffen.“

„Ich bin anderer Ansicht“, erwiderte Andreas und schied in ziemlich ärgerlicher Stimmung, um sich dem Obersten Falkenberg anzuschließen, der, nachdem er einen großen Teil der Bürger und der Soldaten entlassen hatte, seine Schritte ebenfalls dem Rathause zuwandte. Rudolf dagegen schlenderte nach Hause.

Nur wenige Bürger und gegen sechshundert Soldaten blieben an den Wällen zurück; doch auch diese machten es sich möglichst bequem, zumal da sie sicher waren, daß der Feind am hellen Tage kaum etwas Besonderes unternehmen werde. Die entlassenen Mannschaften begaben sich zum größten Teil nach ihren Wohnungen, um sich zur Ruhe zu legen; andere eilten nach der durstigen Nacht in die Trinkstuben, der kleinere Teil ging in den Frühgottesdienst, während der Rest nach dem Rathaus lief, um zu hören, was da Neues vorgehe.

Dort wurde bereits seit vier Uhr verhandelt, und noch immer war man unschlüssig, was für Männer in das feindliche Lager zu senden seien. Einem Proteste Christian Wilhelms, des erzbischöflichen Beraters, schenkte man keine besondere Beachtung; doch hob sich der Mut der versammelten Bürgerschaft wieder, als Falkenberg erschien und in warmer Rede auf den baldigen Entschluß durch seinen König hinwies. Man wurde abermals unschlüssig, und unter dem vielfachen Hin- und Herreden, ob Magdeburg kapitulieren solle oder nicht, verging rasch die Zeit.

Students' Library

Concordia Teachers College

RIVER FOREVER

Andreas war ärgerlich geworden und hatte deshalb das Beratungszimmer verlassen, doch stürzte er alsbald mit einem Bürger in den Saal zurück, und dieser, der soeben von seinem Posten auf dem Walle kam, meldete totenbleich:

„Auf den Feldern wimmelt es von Reitern, in die Neustadt rückt eine ungeheure Menge Kriegsvolk ein!“

„Außerdem“, fügte Andreas hinzu, „haben die Wächter auf dem Dom- und dem Jakobiturm angezeigt, daß sich die Kaiserlichen aus allen Lagern stark nach der Sudenburg und der Neustadt ziehen und hinter den Approchen und stehengebliebenen Mauern Posto fassen.“

Allgemeine Bestürzung. Nur Falkenberg schien gefaßt und antwortete kurz:

„Ich wünschte, daß die Kaiserlichen sich's unterstehen und stürmen möchten; sie sollten so empfangen werden, daß es ihnen übel gefiele!“ Und ruhig fuhr er in seiner Rede fort, die Übergabe Magdeburgs zu widerraten.

Da plötzlich drang ein schauerlicher, langgedehnter Ton zu den Ohren der hoch aufhorchenden Versammlung. Der Thürmer zu St. Johannes hatte in das Lärnhorn gestoßen, und als einige der Rathsherren an die Fenster eilten, sahen sie auf dem Turme die weiße Kriegsfahne wehen. Gleichzeitig erhob sich auf der Straße das Angstgeschrei: „Die Kaiserlichen sind in der Stadt! Gott erbarme sich unser!“

Otto von Guericke war der erste, der hinauseilte, um zu sehen, was eigentlich vorgehe.

„Wo ist denn der Feind?“ rief er einigen fliehenden Bürgern zu, die nach der Fischerstadt deuteten; und in der That stieß Guericke dort bereits auf eingedrungene Kroaten, die mit dem Stürmen und Plündern der Häuser beschäftigt waren. Sofort stürzte er nach dem Rathause zurück und überbrachte der Versammlung die ganz unglaublich scheinende Hiobsbotschaft. Während er noch sprach, kamen einige Pagen Falkenbergs an und berichteten:

„Graf Pappenheim hat das Neu-Weßl erstürmt und dringt in die Stadt!“

Sofort warf sich Falkenberg auf sein Streitroß, um das Regiment des Oberstleutnants Trost herbeizuholen, das jenseits der Elbe Aufstellung genommen hatte. Der Magistrat aber und die übrigen anwesenden Bürger eilten voller Bestürzung und Schrecken auf den Markt, um noch Vorfrage zur Rettung zu treffen. Trommelschläger wurden abgesandt, dem anstürmenden Feinde einen Vergleich anzubieten, doch keiner derselben kehrte mit einer Antwort zurück. Ein entsetzlicher Wirr-

warr tobte in allen Gassen und Plätzen, von allen Thürmen blies man Alarm, die schweren Schläge der Sturmglocke erdröhnten, und überall rief man nach Waffen. Die erschrockenen Bürger verließen ihre Ruhestätten oder die Kirche, wo der Lärm den Gottesdienst plötzlich abbrach; alle eilten nach ihren gewöhnlichen Posten auf den Wällen, denn überall ertönte jetzt der kaiserliche Schlachtruf: „Jesus Maria!“ und knatterte das Büchsenfeuer.

Pappenheim, der mit seinen Regimentern den ersten Angriff auf die Neustadt ausgeführt hatte, war auch der erste auf dem Wall gewesen und stieß dort seine Fahne in die Erde.

Unterdessen hatte Falkenberg einige Fähnlein Fußvolf zusammengerafft, mit denen er sich mutig den Stürmenden entgegenwarf. Seiner großen Tapferkeit gelang es, den Feind zurückzuschlagen und ihm einen Verlust von über hundert Mann beizubringen. Da tauchten neue kaiserliche Scharen an der Hohen Pforte auf — ohne sich zu besinnen, stürmte der Held, an der Spitze seiner kleinen Schar, der gefährdeten Stelle zu, allein eine Büchsenkugel zerschmetterte ihm die Schulter und stürzte ihn vom Roß. Sterbend wurde er von den bekümmerten Seinigen in ein benachbartes Haus getragen, das bald darauf ein Raub der Flammen wurde, die auch den Körper des gefallenen Helden verzehrten. Gleich nach Falkenberg erhielt auch der Oberstleutnant Trost die Todeswunde, und entmutigt durch den Verlust ihrer beiden Führer wichen die Soldaten in die Stadt zurück, zumal da es ihnen auch an Kraut und Lot (Pulver und Blei) zu mangeln begann.

Immer neue Feindesscharen drangen in die Stadt vor, denn Pappenheim ließ auf Sturmleitern ohne Unterbrechung frisches Kriegsvolf nachrücken, besetzte den ganzen Wall bis an das Kröfentor und kam rechtzeitig dem Herzoge von Holstein zu Hilfe, der das dortige Hornwerk erfolglos bestürmte. Diesen Umstand benutzte ein Häuflein tapferer Magdeburger, von neuem an der Hohen Pforte Posto zu fassen. Um ihren Widerstand zu brechen, ließ Pappenheim durch seinen Generaladjutanten den dort kämpfenden Truppen befehlen, etliche Häuser anzuzünden. Soldaten und Bürger fochten in Wahrheit wie Helden und ließen sich nur mühsam Schritt für Schritt abringen; allein all ihr Löwenmut erwies sich als vergeblich, denn nicht nur Pappenheims Regimente drangen unter Pauken- und Trommelschall in die Stadt, sondern auch Tilly mit seinem Kriegsvolf durch das geöffnete Kröfentor und der Graf von Mansfeld über den Hehdeck, so daß schon nach Verlauf weniger Stunden alle Werke in feindlichen Händen waren.

Jetzt erst erreichte das Unglück der armen Magdeburger seine Höhe, denn gleich einem Heere wilder Tiger stürzten sich die den verschiedensten Nationen angehörenden Scharen auf die bejammernswürdigen Einwohner, und was nur kannibalische Grausamkeit ersinnen mochte, wurde jetzt an den Überwundenen verübt, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, ja sogar die Säuglinge schonten die Unholde nicht. Am ärgsten hausten die Kroaten, die Italiener und die Wallonen, vor deren himmelschreienden Untaten selbst ihre besser gesinnten Waffengefährten tiefen Abscheu empfanden.

Die Feder sträubt sich, alle jene Greuelthaten aufzuzählen; damit der Leser aber wenigstens eine kleine Vorstellung von dem viehischen Treiben dieser Söldnerscharen bekomme, wollen wir einige Beispiele anführen.

In der Katharinenkirche hieben die eindringenden Kroaten den dort zur Betstunde versammelten Frauen, die kniend und mit gefalteten Händen um ihr Leben flehten, ohne Erbarmen die Köpfe herunter, ja einer der Bösewichter zerstückelte sogar einen Säugling an der Brust seiner Mutter. In den Straßen ging es womöglich noch grausamer zu; einem bejahrten adligen Herrn wurde der Mund mit Pulver gefüllt und ihm so das Haupt zersprengt. Kleine Kinder, die an den Leichen ihrer Eltern wimmerten, wurden von den bestialischen Kroaten lebendig auf die Spieße gesteckt und gleichsam im Triumphe auf den Gassen herumgetragen. Auch in die Stadtschule drangen die plündernden Kroaten. Dem Rektor gelang es, sein und seines Sohnes Leben durch eine Ranzion (Lösegeld) zu retten, aber er mußte mit ansehen, wie seine Schüler, die der wilden Soldateska nichts zu bieten hatten, jämmerlich niedergehauen wurden, wobei die Klasse von Blut floß und das Gehirn der gespaltenen Schädel an die Wände spritzte. Kurzum, der Blutzenen gab es viele Tausende, und kaum hat die Kriegsfurie je so grauenvoll gewüthet wie in dem unglücklichen Magdeburg. Staunenswerth zeigte sich der Mut der Frauen; ein junges schönes Mädchen sprang in einen Brunnen und gab sich selbst den Tod, um ihre Ehre zu bewahren; ein anderes handelte ähnlich — es war von einem Offizier gerettet worden, nachdem man vor ihren Augen die beiden Eltern und den Bräutigam gemordet hatte. Der Offizier übergab sie gebunden einigen Soldaten, die sie nach dem Lager in sein Zelt schleppen sollten; unterwegs aber bat sie, man möchte ihr gestatten, daß sie sich die Tränen aus den Augen wische — kaum aber fühlte sie ihre Bande gelockert, so stürzte sie sich von der Brücke hinab in den Strom. Zwanzig andere Jungfrauen sprangen ebenfalls Hand in Hand in die Elbe, um den ver-

haßten Kroaten zu entgehen. Mit einem Wort, wohin sich auch der Blick wenden mochte, überall begegnete er Mord und Tod.

Zu der Grausamkeit der Menschen gesellte sich noch das verheerende Element des Feuers. Gegen fünfzig Häuser standen in hellen Flammen, aber nicht nur in der Nähe der Hohen Pforte, wo der Befehl von Pappenheim ausgegangen war, sondern auch an den entgegengesetzten Seiten der Stadt. Angefacht durch einen sich erhebenden heftigen Nordostwind wälzten sich die Flammen von Haus zu Haus, aber trotz des verzehrenden Brandes währte das Kämpfen, Morden und Rauben ohne Unterbrechung fort.

Als Andreas durch Guericke vernommen hatte, daß der Feind in die Stadt gedrungen sei, eilte er sofort nach Hause, um die Seinigen womöglich zu retten. Vater Rathob sank auf die Knie, hob die Hände zum Himmel empor und rief mit brechender Stimme:

„O, meine Ahnung! nun ist unsere Stadt und wir sind mit ihr verloren! . . . Herrgott, dein Wille geschehe, nur sei uns gnädig und gib uns ein rasches Ende!“

Inzwischen hatte Andreas den in tiefem Schlafe liegenden Bruder geweckt, während Johanna die wenigen Kostbarkeiten an sich raffte, die die Familie besaß.

„Vorwärts, Rudolf, kleide dich an und laß uns auf die Wälle an unsere Posten eilen!“ drängte Andreas, der sich unterdessen wieder etwas gesaßt hatte.

Jedoch der Bruder begegnete ihm mit einem vorwurfsvollen Blicke und sagte: „Schilt mich nicht einen Feigling, wenn ich dir nicht sogleich zu Willen bin. Mein Arm und mein Leben gehören dem Dienste der Stadt, meine Liebe aber dem Vater und der Schwester, und sie müssen erst in Sicherheit sein, ehe ich mich dem Feinde entgegenwerfe.“

Andreas fühlte sich beschämt; er drückte dem Bruder herzlich die Hand und sagte: „Du triffst stets das Richtige, während bei mir oft Herz und Verstand mit dem heißen Blute durchgehen, das in meinen Adern rollt. Doch jetzt ist keine Zeit zum Philosophieren,“ fügte er aufhorchend hinzu, „schon ertönt aus der Ferne das Siegesgeschrei der plündernden Kroaten. Wo wollen wir Vater und Schwester verbergen?“

„In dem Dome, denn dieses Gebäude dürfte das einzige sein, das die wilde Horde respektieren wird. — Wirf die Harzkappe ¹⁾ beiseite, Vater, schlüpfe in mein Sonntagswams und tue meinen großen

¹⁾ Ein Überwurf ohne Ärmel, im Dreißigjährigen Kriege die Hausstracht der Geistlichen.

Kragen darüber, denn du weißt ja, daß die kaiserlichen Soldaten evangelische Geistliche und ihre Familien am meisten hassen."

„Mein Martinus Ratbod wollte von dieser Verkleidung nichts wissen, sondern rief Johanna zu:

„Bring mir meinen Chorrock und mein Barett herbei — ich bin ein Diener Gottes und werde meinen Stand im Augenblicke der Gefahr nicht verleugnen."

„Aber Vater," bat Andreas, „bedenke doch nur, daß du Gott keinen Dienst leistest, wenn du dein Leben aufs Spiel setzt."

Der Greis schüttelte eigensinnig das graue Haupt und bestand darauf, sich in seiner vollen Priestertracht nach dem Dome zu begeben oder aber daheim zu bleiben und Zeuge der Plünderung seines Hauses zu werden. Auch litt er nicht, daß Johanna, mit irdischen Reichtümern bepackt, den geweihten Raum des Doms betrete. Jede Minute war kostbar, und so fügten sich die Geschwister dem väterlichen Willen. Während Johanna dem Vater beim Ankleiden half, eilten die Brüder in den Keller, um dort die wertvollsten Habseligkeiten der Familie zu verstecken.

Es war die höchste Zeit, daß sie sich endlich auf den Weg nach dem Dome machten, denn immer näher kam der Kriegslärm, und immer lauter ertönte das Hilfe- und Jammergeschrei der in ihren Häusern überfallenen Bewohner.

In den Dom hatten sich bereits über tausend Unglückliche jeglichen Alters und Standes geflüchtet, und der erste Domprediger, Doktor Reinhard Bafe, wollte schon die große Eingangspforte schließen lassen, als sein greiser Amtsbruder für sich und seine Tochter um Einlaß bat, der ihm gern gewährt wurde. Ehe sich aber Vater Ratbod von seinen Söhnen trennte, gab es eine schmerzliche Szene, denn weder er noch Johanna wollten das Bruderpaar ziehen lassen.

„Wir stehen in Gottes Hand," rief Andreas, „und ist es sein Wille, so werden wir vor den Waffen unserer Feinde gefeit sein; fallen wir jedoch, so ist es ein schöner Tod, weil wir ihn erleiden um unseres Glaubens willen."

Mit unsäglichlicher Wehmut und doch wieder mit freudigem Stolze blickten Vater Ratbod und Johanna auf das geliebte junge Heldenpaar, das jetzt einen letzten Kuß auf ihre Lippen drückte und sich gewaltsam der zärtlichen Umarmung entzog, um in die Reihen der kleinen Schar einzutreten, die mit ihrem Blut und Leben das Vorwärtstreiben des Feindes zu verhindern suchte.

Als sie die Hauptstraße, den Breiten Weg, wieder betraten, stießen sie auf den Administrator Christian Wilhelm, in dessen Gesell-

schaft sich der von ihnen gefangene Generaladjutant Tillys befand. Kaum hatten sie die beiden Reiter erreicht, als an der nächsten Straßenecke ein zahlreicher Trupp kaiserlicher Soldaten auftauchte, die pfeilschnell herannahen und den Administrator umzingelten.

„Schlagt den Hund nieder!“ riefen wilde Stimmen. „Er allein ist schuld, daß Magdeburg nicht schon längst unser geworden ist!“

„Zurück!“ donnerte der Generaladjutant, bemüht, den kaiserlichen Würdenträger vor den drohenden Flintenkolben zu schützen, die sich gegen ihn erhoben. „Ich habe dem Herrn Administrator Quartier (Gnade, Schonung) zugesagt und werde mein Wort halten!“

Aber die erbitterten Kriegsknechte lehrten sich nicht daran und feuerten ihre Büchsen ab, so daß der erzbischöfliche Vermeser an Schenkel und Kopf verwundet wurde; das genügte den Unmenschen jedoch noch nicht, sie schlugen mit ihren Musketen so lange auf ihn los, bis er ohnmächtig vom Pferde sank. Nun ging es ans Ausplündern; einige der Söldner entrißen ihm Hut, Degen, Kragen und andern Schmutz, während die übrigen seine Taschen durchsuchten. Wahrscheinlich würde er gänzlich ausgezogen und ermordet worden sein, hätte sich nicht ein kaiserlicher Leutnant seiner angenommen und ihn mit Gewalt befreit; dieser ließ den Verwundeten auf zwei Piken ins Pappenheim'sche Lager tragen.

Rudolf und Andreas, die stumme Zeugen dieser grausamen Behandlung gewesen waren, standen noch halb erstarrt da, als sie sich plötzlich hinterrücks gepackt und zu Boden gerissen fühlten. Trotz ihres Mutes entrang sich ihnen doch ein Schrei des Entsetzens, als sie in die wilden Gesichter mehrerer Kroaten blickten, die unter dem mörderischen Geschrei: „All gewonnen, all gewonnen!“ drohend ihre Schwerter und Dolche zückten.

„Heraus mit euern Reichtümern, ihr Keger!“ rief der Mordgierigste der Rotte.

„Wir führen nichts mit uns, das für euch irgendeinen Wert hätte“, bemerkte Andreas und versetzte dem frechen Gesellen einen tüchtigen Puff.

Dieser rückhaltlose Ausdruck seiner Gesinnung schien dem Kroaten zu imponieren, denn er begann jetzt in einer Art von freundlichem Tone:

„Mit grob sein, Keger, sonst ich dich kizeln mit Dolch da. Wo ist Haus deins? Hinführen uns, versteckte Sachen zeigen und dann frei sein.“

Andreas fühlte nicht die mindeste Lust, dem Wunsche des Räubers zu willfahren, da er aber Rudolf von mehreren anderen Kroaten ernstlich bedroht sah, so rief er:

„Bietet ihr uns beiden Quartier, so will ich euch in unser Haus führen!“

Sofort zogen die Kroaten ihre tödlichen Waffen zurück, rissen die Brüder vom Boden wieder empor und hießen sie vorangehen. Das väterliche Haus war bald erreicht und die verschlossene Thür rasch geöffnet. Mit wildem UngeStüm eilten die Kroaten die Treppe empor, denn jeder von ihnen wollte der erste sein. Als sie aber die mehr als bescheidene Einrichtung der Zimmer sahen, gerieten sie in Zorn, packten die Brüder bei der Brust und verlangten Geld. Rudolf erinnerte sich eines Schächtelchen, das der Vater auf seinem Schreibtische stehen hatte, und das sieben Taler enthielt. Er zeigte es den feindlichen Söldnern, die den Inhalt sofort an sich rissen, aber noch keineswegs damit zufrieden waren.

„Mehr! . . . Mehr!“ brüllte der wilde Chor und begann in Stube und Kammer alles aufzuschlagen. Diese Gelegenheit benützte das Brüderpaar und machte sich aus dem Staube; ehe es aber die Hausflur erreichte, drang ein anderer Trupp Soldaten ins Haus; unter ihnen befand sich ein baum langer Kerl, der wie der leibhaftige Teufel aussah, zwei Musketen trug, in jede Wacke eine Kugel gesteckt hatte, die beiden Brüder mit grimmigem Gesichte ansletzte und ihnen zuschrie:

„Hunde, gebt Geld!“

Rudolfs Entschuldigung, daß sie ihre geringe Barschaft schon andern Soldaten hätten geben müssen, fand ein taubes Ohr, vielmehr richtete der Teufelskerl seine Muskete auf den Jüngling, blies seine Lunte an und drückte los. In diesem Augenblick aber schlug Andreas das Gewehr in die Höhe, so daß die Kugel über Rudolfs Kopf weg und in die Wand fuhr. Dieses geschickte Manöver erhöhte den Grimm der Söldner, und es nützte dem Brüderpaar nichts, daß sie sich in den Keller flüchteten, die Thür rasch hinter sich ins Schloß warfen und den Riegel vorschoben — die Thürangeln gaben unter den wuchtigen Schlägen der Verfolger nur zu bald nach, und die Soldaten eilten den Flüchtigen nach, die sich hinter einem Tasse versteckt hatten. Sie wurden dort bald entdeckt und unter Schlägen und Püffen hervorgezogen.

„Wir sind rettungslos verloren, wenn wir den Mordgesellen nicht die wenigen Kostbarkeiten zeigen, die wir heute hierher gebracht haben“, flüsterte Rudolf dem Bruder zu.

„Weiß es Gott im Himmel,“ gab Andreas zurück, „wäre nicht auch dein Leben bedroht, so ließe ich die Hunde mit leeren Händen wieder abziehen und mich eher von ihnen zermalmen.“

Doch Rudolf hatte die Antwort nicht erst abgewartet, sondern

dem baumlangen Kerl, der seine Muskete abermals auf ihn gerichtet hatte, das wenige Silberzeug bereits gezeigt.

Mit wildem Jauchzen fiel der Haufen über die Kostbarkeiten her und stand schon im Begriffe abzuziehen, als jene Kroaten erschienen, die von dem Brüderpaare in das Haus geführt worden waren. Sie hatten in den obern Zimmern nur sehr wenig Beute gefunden und waren deshalb in größter Wut. Diese erreichte aber erst jetzt ihren vollen Höhepunkt, als sie beim Betreten der Kellertreppe in den Händen der ihnen entgegenkommenden Soldaten die Silbergerätschaften bemerkten und von dem langen Kerl erfuhren, daß die Brüder ihnen das Versteck gezeigt hätten.

„So?“ brüllte der Anführer der Kroaten. „Euch zeigen Regehunde Silber, uns aber nichts als Lumpen und Bettel — wartet, ihr lutherischen Buben, wollen Verrat an euch rächen!“

Mit dieser wilden Drohung stürzten die Kroaten auf die beiden Brüder zu, und schon bligten die Dolche, die Rudolfs und Andreas' Brust durchbohren sollten, als am Eingange des Kellers eine kreischende Stimme rief:

„Wer haben se, bei Moses und de Propheten!... Ich habe erwiesen dem graußmächtigen Tilly enn Dienst, und er wird sein generös und nobel.“

„Zurück!“ donnerte in dem nämlichen Augenblicke die rauhe Bassstimme eines alten Arkebusierwachtmeisters, der sich zwischen die bedrohten Brüder und die Kroaten warf und diese abzuwehren suchte. „Diese beiden Burschen sind meine Gefangenen... Jatzewski! weicht zurück, oder ich bring' euch samt und sonders auf den Galgen!“

Jedoch die Kroaten drängten unaufhaltsam vorwärts und hatten als Antwort nur ein höhnisches Gelächter; das verstummte aber rasch, als Josias jetzt schrie:

„Der Feldherr hat auf die Köpfe der beiden Gesellen hier einen Preis gesetzt, und wehe dem, der sie vorsätzlich tötet!“

Die Kroaten ließen mit Drängen nach und wechselten gegenseitig Blicke; dann trat ihr Anführer zu Josias und flüsterte ihm zu:

„Versprich uns einen Anteil am Preis, dann sollst du lutherische Buben haben!“

Bei der Übermacht der Kroaten blieb dem alten Schnurrbarte nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und ja zu sagen. Dafür halfen ihm die rohen Krieger beim Fesseln der beiden Brüder, die sich energisch zur Wehre setzten.

„Wir sind Soldaten wie ihr,“ rief Andreas in schmerzlicher Wut,

„darum seid barmherzig und gebt uns gleich jetzt den Gnadenstoß!“ Der Ärmste ahnte die Qualen und den schimpflichen Tod, denen er und der Bruder unfehlbar ausgesetzt sein würden, sobald man sie gefangen ins Tillysche Lager brächte. Andreas wußte, daß der Feldherr sie des Verraths am Kaiser zeihen, in den Kerker werfen und nach Spruch des Kriegsgerichts an dem nächsten Galgen aufknüpfen lassen werde, — das sagte ihm schon das höhnische, schadensfrohe Lächeln des Juden Hirsch, der seitwärts stand und sich vergnügt die Hände rieb. Er war den Brüdern feindlich gesinnt, und Andreas sah jetzt seine Ahnung bestätigt, daß der erbärmliche Mensch den Spion gespielt und die Magdeburger verraten hatte. In wahrhaft rührender Weise wiederholte Andreas seine Bitte, die Kroaten möchten ihn und den Bruder auf der Stelle töten, allein der Preis, der auf ihre Köpfe gesetzt war, reizte die beutelustigen Soldaten mehr als ein Mord, und so wurden denn unsere beiden Freunde aus dem väterlichen Hause hinausgeschleppt auf die Straße, die mit ihren Leichen und Blutlachen grauig genug ausah. Der gleich einer Nebeldecke dahinschwebende Pulverdampf mischte sich mit dem Rauche der brennenden Häuser, und als die gefesselten Brüder einen letzten Scheideblick auf ihre verlassene Heimstätte warfen, gewahrten sie zu ihrem Schmerze, daß auf dem Dache bereits gierige Flammen leckten und sich mit Blitzesschnelle weiter verbreiteten.

Der verheerende Brand hatte schon fast die ganze Stadt ergriffen, und viele der kaiserlichen Soldaten kamen in den brennenden Häusern um, wo sie verborgenen Schätzen nachgruben, oder wurden in den Kellern verschüttet, wo sie sich an dem altberühmten Biere der Magdeburger labten. Die brennende Stadt bot ein furchtbares Schauspiel dar; das Prasseln der Flammen mischte sich mit dem Krachen der einstürzenden Mauern, und bis in die Spitzen der Thürme hinauf züngelte die Glut.

Nur mit Mühe und unter großer Lebensgefahr vermochte Josias mit seinen beiden Gefangenen und den sie begleitenden Kroaten aus der brennenden Stadt zu kommen, wobei ihm die Ortskenntnis des an seiner Seite gehenden Hirsch einen wichtigen Dienst leistete. Eben hatten sie das zerstörte Kröfentor passiert, als überall Signale ertönten, denn Tilly hatte wegen der mächtig überhandnehmenden Feuersbrunst den Befehl erteilt, die Stadt zu räumen. Nur einige Regimente blieben auf den Wällen zurück, doch nicht um Magdeburg zu bewachen, sondern um das weitere Plündern der beutegierigen Soldaten zu verhindern und ihr Leben dem Kaiser zu erhalten. Weitere fünfhundert Mann Fußvolk hatten den altherrwürdigen Dom vor den heranzüngelnden



Jostias läßt die gefangenen Brüder fortführen.

Flammen zu bewahren, und außerdem mußte auf Tillys ausdrücklichen Befehl eine starke Wache alle die beschützen, die sich in die geweihten Räume geflüchtet hatten. Als Rudolf und Andreas dies erfuhren, hoben sie dankbar die gefesselten Hände gen Himmel, denn die Sorge um das Leben und die Sicherheit des Vaters und der Schwester war ihnen vom Herzen genommen. Um vieles williger folgten sie jetzt ihren Wächtern, die sie nach dem großen Lager in Fermersleben brachten. Mit ihnen wurden viele gefangene Bürger, namentlich aber eine große Anzahl Frauen und Mädchen in das Lager geschleppt, denn die Soldaten hofften auf ein reiches Lösegeld. Besonders taten sich auch hier die Kroaten durch ihre Grausamkeit hervor, indem sie die bis auf den Tod mißhandelten Frauen wieder an andere Söldner um einen geringen Preis verkauften. Zur Ehre Tillys sei es gesagt, daß er sich eifrig bemühte, diesem Sklavenhandel Einhalt zu tun und die armen Mädchen und Frauen zu beschützen. Während des Abzugs der Soldaten hielt er auf seinem kleinen Schimmel, umgeben von seinen hohen Offizieren, vor dem Sudenburger Thor. Dort stand noch ein von den Flammen bewahrtes Haus, worin er alle Frauen, die aus dem Thore kamen, zu verwahren befahl, damit sie vor jeder Mißhandlung gesichert seien.

Immer gewaltiger wurde das Feuermeer, und von den fünfzehnhundert Wohnhäusern blieben nur eine kleine Anzahl Fischerhütten und einige wenige Gebäude stehen; aber auch die sechs schönen Pfarrkirchen, die verschiedenen Klöster, das Rathaus und noch viele andere prächtige altertümliche Gebäude wurden ein Raub der Flammen, und nur der Dom wurde durch die Sicherheitsmannschaft gerettet.

Bis zum späten Abend währte der entsetzliche Brand, und noch um elf Uhr herrschte eine solche Helle, daß man im Lager zu Fermersleben ohne jedwedes Licht einen Brief zu lesen vermochte. Endlich stiegen nur noch Qualm und Rauch aus den Trümmern hervor, und in der eroberten Stadt, wo noch kurz vorher der wilde Schlachtlärm getobt hatte und verzweifelte Weh- und Jammerrufe ausgestoßen worden waren, wurde es still . . . unheimlich still.

Die Toten schweigen.

Viertes Kapitel.

Die Magdeburger Hochzeit.

„Jetzt füllet Tonn' und Faß das Haus,
Es drängen sich die Becher,
Der lugt nach Brot und Kuchen aus,
Der klappert mit dem Becher.“

Dem schauerlichen Tage folgte eine schauerliche Nacht. Hier Jauchzen und Jubilieren der Soldaten, dort Weinen und Jammern der Kinder und Frauen, und dazwischen wieder ein schriller Schrei der Verzweiflung. Während aus den Trümmern der eroberten Stadt schwarzer Rauch und glühende Funken aufstiegen und zuweilen wohl auch eine Flamme emporkirbelte, saßen die Söldner um die Wachtfeuer und zechten nach Herzenslust, denn man hatte aus der Stadt viele Lebensmittel, Wein und Bier in das Lager gebracht. Die einen überzählten ihre Reichtümer, andere frönten dem Würfelspiel, bis sie ihren ganzen Raub verloren hatten und in die grimmigste Verzweiflung gerieten, während wieder andere ihre Heldentaten rühmten, die sie beim Eindringen in die eroberte Stadt verübt hatten.

An dem Wachtfeuer des alten Josias hatten außer einigen anderen Arkebusieren noch Moses Hirsch und der uns wohlbekannte Pikénier Platz genommen. Der Jude war in einer äußerst fidelen Laune, denn sein Geschäft blühte, und so mancher vorteilhafte Handel war schon von ihm abgeschlossen worden; das Hauptgeschäft freilich konnte erst in den nachfolgenden Tagen gemacht werden, wenn die Soldaten nach der in Trümmern liegenden Stadt zurückkehren und ohne Gefahr ihrer Beutelust frönen durften. Moses mußte fortwährend über den Pikénier lachen, dem das starke Magdeburgische Bier den Kopf umnebelte, aber auch die Zunge entfesselt hatte.

„Ich habe von allen das größte Geldstück begangen,“ erzählte er in lallendem Tone, „ich habe das Stadtwappen, darin eine Jungfrau mit einem Kränzlein geschnitten, vom Tore heruntergerissen und in Stücke zer schlagen — und vorher, bei der Erstürmung eines Hornwerks, hab' ich das Fähdlein da erbeutet.“ Bei diesen Worten hob er den betreffenden Gegenstand vom Boden auf und fuhr dann fort: „Es

steht ein Spottreim gegen unsern Tilly darauf geschrieben, ich weiß es ganz gewiß, denn mein Kornett hat mir's gesagt, und der versteht sich auf die Schrift und das Lesen. Du kannst ja auch lesen, Josias," wandte er sich an diesen, der den Kopf in die Hand gestützt hatte und finster in die Glut des Feuers sah, „gib uns das Spottverslein zum besten."

Biernlich unwillig kam Josias dem Wunsche nach und begann zu buchstabieren:

„Das Mägblein, das ist jung,
Der Bräutigam, der ist alt,
Er wollte sich gerne verheuraten
Und hat doch keine Gestalt."

Die Arkebusiere lachten höhniſch auf, der Piknier aber rief siegesbewußt:

„Und der Tilly hat doch die Magd geheiratet, sie hat ihn nehmen m ü ſ ſ e n!"

„Sawohl," meinte ein Arkebusier, „aber die Magdeburger Hochzeit wird erst morgen gefeiert, wenn wir das Trümmerneſt ohne Gefahr für unser Leben durchstöbern können. Die Hunde von Kroaten sind heute schneller gewesen als wir, morgen aber wollen wir es ihnen zubortun."

„Ich hab's schon heute getan," lachte der Piknier, „gelt, Moses-leben?" Moses Hirsch sicherte, während der Piknier fortfuhr: „Ich hatte trotz alles Suchens noch keinen roten Heller erbeutet, da treff' ich mit einem Kroaten zusammen, einem baumlangen Kerl, den man für den Teufel halten konnte, der hatte einen Mantel voll goldenen und silbernen Geschirrs erbeutet und das alles sauber zusammengepackt. Wie er mich erblickt, ruft er mich herbei, damit ich ihm behilflich sei, die schwere Last auf sein Roß zu heben. Na, ich tat ihm den Willen — wie der lange Teufel aber aufsteigt, hahaha! ersehe ich meinen Vorteil, entreiße ihm seinen Säbel und haue ihm eins über, so daß er sofort tot vom Pferde stürzt, ich aber springe rasch auf und reite davon. Der Moses hat mir das Zeug abgekauft und freilich einen guten Profit dabei gemacht, aber trotzdem klumpert in meiner Tasche eine hübsche Anzahl von harten Talern. Hurra! der Krieg soll leben!"

Während die rohen Gefellen mit ihren Bechern dem Piknier Bescheid taten, erhob sich Josias vom Wachtfeuer und schritt einer Strohütte zu, die von einer starken Wache umstellt war. Dort lag das Ratbodsche Brüderpaar, noch immer gefesselt, auf einem harten Lager. Der mitleidige Wachtmeister trat dicht an sie heran und sagte: „Wie steht's, Gefellen, wollt ihr noch immer nicht ein wenig Nahrung zu euch nehmen?"

Weder Rudolf noch Andreas gaben eine Antwort, sondern begnügten sich, heftig mit dem Kopfe zu schütteln.

„Zafrzewski! macht mich nicht rabiat,“ polterte Josias, „ihr habt schwere Stunden durchgemacht, und ein Labfal tut euch not; die Soldatenkerle da draußen tun sich gütlich, füllen ihren Bauch mit fetten Bissen und saufen eine Kanne Bier nach der andern, so daß ich's gar nicht mehr mit ansehen kann, während ihr hier halb verschlachtet liegt. Merkt ihr denn nicht, daß ihr mich dauert, ihr Sappermentschlingel? Eßt und trinkt, oder euch soll das Donnerwetter holen!“

„Gott der Gerechte, wie mitleidig!“ höhnte die Stimme des Moses Hirsch, der dem Wachtmeister nachgeschlichen war. „Will der Herr Josias die beiden Burschen da mästen, daß sie sich dann um so schöner am Galgen ausnehmen?“

„Salt's Maul, Jud,“ gebot der ehrliche Josias, „sei nicht frech, sondern hüte dich vor mir; du weißt, daß wir nicht gut Freund miteinander sind, darum reize mich nicht, ich könnte sonst deiner Gurgel einen verhängnisvollen Besuch abstatten.“

„Sm,“ entgegnete Moses spitzfindig, „dürfte dem Herrn Wachtmeister bei dem graußmächtigsten Tilly schlecht bekommen, wo ich bin ein Geschäftsfreund von dem gewaltigen Feldherrn.“

„Glaubst du, elende Seele, wirklich, daß ein Hahn nach dir kräht, wenn ich auf der Stelle dir hier den Garaus mache?“ rief Josias in ausbrechender Wut und lief mit geballten Fäusten auf den kleinen Moses zu, der indessen rasch Fersengeld gab und sich damit begnügte, aus sicherer Ferne herüber zu rufen:

„Soll mer Gott helfen, daß ich's nicht vergessen werde, wie freundlich der Wachtmeister ist gesinnt gegen lutherische Buben, die dem Kaiser die Treue gebrochen und gespielt haben gegen ihn den Verräter! Soll mer Gott helfen, daß ich dem Josias heimzahlen werde die Verschimpfung, so er mer angetan als einem treuen Anhänger des Kaisers und des graußmächtigsten Tilly.“

Josias beachtete diese Drohung nicht weiter und kehrte ans Lager der Brüder zurück, um sie von neuem zu nötigen, Speise und Trank zu sich zu nehmen. Es währte eine geraume Zeit, ehe er seinen Zweck erreichte, schließlich aber blieb er doch Sieger und brachte nun Bier und gebratenes Fleisch herbei. Da er aber die Fesseln der Gefangenen nicht lösen durfte, so mußte er sie geradezu füttern. Das genossene Getränk wirkte auf die Lebensgeister des Brüderpaars und verscheuchte die Apathie; es war ihnen jetzt nicht mehr gleichgültig, ob sie zum Tode verurteilt werden würden oder nicht, und darum richtete Andreas,

nachdem er seinen Dank abgestattet hatte, die Frage an den Wachtmeister, was er wohl denke, das ihr Schicksal sein werde.

Josias blickte finster vor sich nieder und entgegnete: „Nach so etwas müßt ihr mich nicht fragen, Gesellen. Es ist ja möglich, daß das Unglück eurer Stadt den Tilly milder gestimmt hat. Überdies befinden sich in unserm Lager so viel Gefangene, daß . . . ei, Zatrjewski! Was fragt ihr mich auch nach so etwas!“

„Vermögt Ihr uns etwa zu sagen, was aus dem Administrator geworden ist?“ erkundigte sich Rudolf.

„O ja,“ brummte der alte Haudegen, „er wurde in das Gezelt von Holsteins geschafft und hat dort von dem General und dem Herzog Wappenheim nicht eben die freundlichsten Reden zu hören bekommen. Morgen soll er nach Wolmirstedt gebracht werden. Wer weiß, was dort mit ihm geschieht, denn der Tilly ist gar grimmig auf ihn.“

„Habt Ihr vielleicht von einem gewissen Otto von Gueride etwas gehört?“ forschte Andreas.

„Gueride?“ wiederholte Josias nachsinnend und legte den Zeigefinger auf die Nase. „Es ist mir allerdings, als ob ich den Namen — Gueride . . . Gueride — Holla, jawohl! Ist es nicht so eine Art von Tausendkünstler? O, dem geht's soweit ganz gut. Der kaiserliche General-Kriegskommissarius von Walmerode hat sich seiner wacker angenommen und ihn mit seiner jungen Ehegenossin und zwei Kindern hierher ins Lager verbracht. Soviel ich weiß, ist der kleinste der beiden Knaben von einem Kroaten verwundet worden, aber nicht gefährlich. Ganz recht, Gueride heißt er, jawohl, er ist bei unserer Generalität sehr bekannt und wird mit großer Schonung und Milde behandelt.“

„So ist er also auch ein Gefangener?“ riefen die Brüder gleichzeitig.

„Natürlich, bis er das Lösegeld herbeigeschafft hat. Wird ihm aber auch schwer werden, da er all seine Habe verloren hat. Geldmittel besitzt er jedenfalls nicht, denn sonst hätte er den Dukaten sicherlich zurückgewiesen, den ihm heute nachmittag mein Herr Rittmeister zum Geschenk machte, weil er ihm seine beschädigte Taschenuhr wieder instand gesetzt hat. Jetzt aber habe ich genug mit euch geplaudert. Ich will mich zur Ruhe legen, denn der Tag war hart, und wer weiß, was uns morgen wieder bevorsteht. Habt gute Nacht!“

Damit verließ er das Brüderpaar und suchte seine eigene Strohhütte auf; eine Viertelstunde später schlief er bereits den Schlaf des Gerechten, wie sein starkes Schnarchen bewies, während unsere beiden Freunde den erquickenden Schlummer nicht zu finden vermochten.

Am andern Morgen begannen die Verhöre, die die Schultheißer (Auditeurs) einzelner Regimenter mit sämtlichen Gefangenen anstellten, um die Urheber der Widerseßlichkeit Magdeburgs zu ermitteln. Moses Girsch spielte dabei die ehrenwerte Rolle eines Belastungszeugen. Das Gutachten der Inquirenten fiel dahin aus, daß Rudolf und Andreas Rathod sowie noch verschiedene andere gut schwedisch gesinnte Bürger Magdeburgs als Rebellen und Feinde des Kaisers vor das Kriminal-malefizgericht zu stellen und bis dahin in harter Haft zu halten seien. Damit war sozusagen schon jetzt das Todesurteil über die Beschuldigten ausgesprochen.

✓ Während dieser Gerichtstag im kaiserlichen Lager abgehalten wurde, strömte die wilde Soldateska aufs neue nach der in Trümmer liegenden Stadt, um die Plünderung fortzusetzen, und in der That fanden die Soldaten nach Begräbung des Schuttes in den Kellern außerordentlich viel Geld, Geschmeide, Geschirr von Kupfer, Messing und Zinn, große Vorräte von Lebensmitteln, spanischen Weinen und gutem alten Bier, und zwar von diesem mehr als tausend Faß. Nun ging es an ein wüstes Gelage, das wohl ohne Beispiel sein dürfte, denn die rohen Söldner kümmerte es wenig, daß sie in den Kellern eine große Anzahl erstickter Männer, Weiber und Kinder fanden; sie trieben vielmehr mit den Leichnamen den schändlichsten Mutwillen, machten sich aus ihnen Bänke zurecht, auf die sie sich setzten und einander zutranken, bis mancher der rohen Gefellen gänzlich von Sinnen kam. Da sie sich nicht einmal die Mühe nahmen, die angezapften Wein- und Bierfässer wieder zu schließen, so wurden viele Keller dermaßen überschwemmt, daß man bis an die Knie in beiden Flüssigkeiten waten konnte. Das war nun das lustige Leben, das den kaiserlichen Heerscharen von ihren Offizieren für die Gefahren des Sturmes versprochen worden war; der Soldatenwitz nannte das wilde Gelage „die Magdeburger Hochzeit, denn jezo sei die widerspenstige Jungfrau Magdeburg mit ihrem alten Feldherrn vermählt“. — Drei Tage lang währte dieses bestialische Treiben, und wären die Schweden unterdessen angerückt, so hätten sie den größten Teil des kaiserlichen Heeres betrunken angetroffen.

Am 12. Mai ritt Lillj mit seinem Gefolge in die eroberte Festung ein. Sein Weg führte ihn zunächst nach dem Dome, in dessen Räumen sich, wie wir wissen, viele Flüchtlinge, und unter ihnen auch Vater Rathod und Johanna, befanden. Seit zwei Tagen hatten sie jeder Nahrung entbehrt; bang klopften ihre Herzen, denn sie waren in gänzlicher Unwissenheit über das, was ihren Lieben inzwischen geschehen war, und was ihnen selbst noch bevorstand.

Um der von Angst und Schrecken gepeinigten Schar alle Furcht zu nehmen, ließ Tilly sämmtlichen im Dome Eingeschlossenen zuerst mit Trommelschlag Pardon verkünden.

Da öffnete sich die Pforte, und an der Spitze der Erlösten trat der Domprediger Reinhard Bafe heraus, warf sich vor dem greisen Feldherrn auf die Knie und redete ihn mit den etwas abgeänderten Versen an, die Virgil dem Priester des Apollo in den Mund legt:

„Venit summa dies et ineluctabile fatum
Magd'burgo! Fuimus Troës, fuit Ilium et ingens
Gloria Parthenopes!“

Nachdem Tilly allen seine Gnade und seinen Schutz zugesichert hatte, ließ er unter die fast Verschmachteten Kommißbrot austheilen. Die Bürger wurden nach dem sogenannten Bischofshof geführt, die Prediger aber mit den Ihrigen nach der Mühlenvogtei, wo man sie mit der nötigen Nahrung labte.

Johanna indes nahm nur wenig Speise und Trank zu sich, so groß war ihre Bekümmernis um das Schicksal der Brüder, von denen sie ja nicht wußte, ob sie noch lebten oder gefallen waren. In ihrer Bedrängnis Gewißheit zu erhalten, wandte sie sich an den mitanwesenden geheimen Sekretär Tillys, den Mailänder Bossi. Er nahm sich sehr freundlich des jungen, schönen Mädchens an, legte jedoch die Stirn in Falten, als sie den Namen Rathbod aussprach.

„Seid Ihr verwandt mit jenen beiden Verrätern, die den Abschluß des Bündnisses der Stadt mit dem Könige von Schweden so eifrig mitbetrieben haben?“ fragte er in seinem Dialekt.

Johanna richtete sich stolz empor und entgegnete: „Meine Brüder sind keine Verräter. Der Kaiser hat's mit unserer Stadt nie gut gemeint, und unser protestantischer Glaube ist ihm verhaßt.“

Das kühne, unerschrockene Benehmen der Jungfrau imponierte dem Geheimsekretär, und er wurde wieder freundlicher, indem er sagte:

„Jedenfalls werdet Ihr wohlthun, mein schönes Kind, die Verwandtschaft mit jenen unbedachten Jünglingen geheimzuhalten; es könnten sonst für Euch und Euern greisen Vater Unannehmlichkeiten entstehen.“

„Und — — — Leben meine Brüder noch?“ forschte Johanna ängstlich.

„Noch leben sie,“ lautete Bossis Antwort, „wie lange sie sich aber ihres Daseins erfreuen werden, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls werden sie bald vor ihrem himmlischen Vater stehen.“

„Was soll das heißen?“ rief Johanna mit hoch klopfendem Herzen. „Ihr sprecht in Rätseln.“

„Ich will damit sagen,“ versetzte der Mailänder ernst, „daß Eure beiden Brüder als Reher und Aufrührer den Tod durch Henkershand erleiden werden.“

„Barmherziger Gott!“ kreischte Johanna und brach zusammen. Doch schon nach wenig Sekunden raffte sie sich wieder empor, um den Geheimsekretär mit bittenden Händen anzuflehen, ihr den jetzigen Aufenthalt der Brüder zu nennen.

„Was soll das nützen?“ entgegnete Bossi achselzuckend. „Ihr seht Euch dadurch nur einer großen Gefahr aus, ohne das Schicksal der beiden Gefangenen irgend zu bessern.“

„Glaubt Ihr denn nicht, daß ich vor Tilly einen Fußfall tun werde?“

„Davon rate ich Euch entschieden ab, denn der Feldherr ist dem weiblichen Geschlecht nicht hold. Sobald er durch Euch erfährt, daß Ihr die Schwester der beiden Verräter seid, wird er Euch bis nach Vollzug der Exekution in ein sicheres Gewahrsam bringen lassen, damit es Euch unmöglich werde, zugunsten der Gefangenen etwas zu unternehmen.“

Johanna überlegte noch einen Augenblick, dann sagte sie rasch: „Ich danke Euch für Euern wohlmeinenden Rat, Herr Geheimsekretär — jetzt aber erbarmt Euch und nennt mir den Aufenthaltsort meiner Brüder.“

„Vorderhand verweilen sie noch im Lager von Fernersleben; sobald aber der Feldherr den Dankgottesdienst im Dome abgehalten haben wird, erfolgt die Vollziehung des Urteils — ob hier oder im Lager, vermag ich Euch nicht zu sagen.“

„Gott vergelte Euch Eure Freundlichkeit“, versetzte Johanna, indem sie dem Mailänder ihre kleine, weiße Hand zum Abschied darbot.

„Wo wollt Ihr hin?“ rief dieser.

„Dorthin, wohin die Pflicht mich ruft — nur verrätet mich nicht, und — und tröstet meinen alten Vater, falls er mich nicht wiedersehen sollte.“

Nach diesen Worten wandte sie sich rasch um und war gleich darauf den Blicken des ihr verwundert nachsehenden Geheimsekretärs entschwunden.

Das arme Mädchen hatte auf dem Wege nach dem Lager außerordentlich viel zu leiden von der Roheit der ihr begegnenden Soldaten, und sie würde noch mehr haben erdulden müssen, wenn das Interesse der Kroaten und Wallonen — deren Grausamkeit sprich-

wörtlich geworden ist — nicht den Marktendern und Handelsjuden zugewandt gewesen wäre, mit denen sie über den Preis ihrer erbeuteten Reichthümer feilschten. Johanna sah staunend ganze Wagenladungen voll der herrlichsten Kleider, Decken, Seidenzeuge, goldenen und silbernen Borten und Leinen in den Besitz der Händler gelangen und goldene Ketten, Ringe, Kleinodien und silberne Geräte zu Spottpreisen von den gemeinen Söldnern an die genannten Kaufsiebhaber verschleudern. Mit stiller Wehmut gedachte sie der heißen Tränen, die an diesen Schätzen hingen, und der vielen, ehemals glücklichen Familien, die innerhalb wenig Stunden ins tiefste Elend geraten waren. Ihr mitfühlender Schmerz erreichte aber erst den Höhepunkt, als sie dicht vor Fermersleben auf sechs Leiterwagen voll kleiner elternloser Kinder stieß, die nach Halberstadt gebracht wurden, um dort auf dem Markte feilgeboten zu werden¹⁾, denn die Gemeinheit der Soldaten schlug aus allem Kapital.

Im Lager selbst traf sie auf ein wildes Treiben. In und vor den Marktenderbuden saß, Kopf an Kopf gedrängt, eine Schar singender, prahlender und schwahender Helden, und von Tisch zu Tisch liefen Handelsleute, doch nicht in der Absicht, Waren zu kaufen, sondern der Eitelkeit der Soldaten zu frönen, die sich zum großen Teil neu ausstaffierten. Da wurden teure Federn auf den Hut gekauft, Scharlachhosen mit goldenen Galonen, Zobel und Marder. Viele Kroaten schmückten sich mit goldenen Gürteln, und wallonische Reiter verzierten ihre Kasse mit goldenen Sternen und silbernen Monden, während wieder andere, zum Jubel ihrer Kameraden, in geraubten Priesterrocken einherstolzten und den Bechern theuern Wein aus Marktelfchen zutranken.

Johanna wandte sich mit Ekel und Abscheu von diesem wüsten Treiben ab und schlich sich dem Teile des Lagers zu, der die Gefangenen beherbergte. Vor der Mehrzahl der Strohhütten standen Wachtposten; ihre verdrossenen Mienen verkündeten deutlich den Arger, daß sie durch ihren Dienst verhindert wurden, an der Freude der Kameraden teilzunehmen, und schroff und hart wiesen sie Johanna zurück, wenn sie es wagte, einen Blick in eine der Zelthütten zu tun. Stundenlang irrte sie in den engen Lagergassen auf und nieder, ohne von den geliebten Brüdern auch nur eine Spur zu entdecken, und schon wollte sie verzweifeln, als sie vor einem Zelte einen Leiterwagen erblickte, der soeben von einer

¹⁾ Der größte Teil dieser armen Kinder, von denen viele nicht einmal die Namen ihrer ermordeten Eltern zu nennen wußten, wurde glücklicherweise von mittheidigen Bürgern gekauft und adoptiert.

kleinen Familie bestiegen wurde. Mit einem Ausruf der Überraschung stürzte sie auf das Gefährt zu, denn sie hatte in dem Fremden Gueride mit seiner jungen Frau erkannt.

„Um des Himmels willen, Mädchen,“ rief Frau Gueride, „was suchst du hier im Lager? Bist du denn auch gefangen worden?“

„O nein,“ seufzte Johanna, „ich bin frei — doch Ihr?“

In kurzer Rede theilte Gueride ihr seine Leidensgeschichte mit und schloß mit den Worten: „Erst vor einer Stunde haben ich und meine Familie unsere Freiheit wiedererhalten, die wir einzig und allein der Gnade des Fürsten von Anhalt-Köthen verdanken, der nicht nur das Lösegeld bezahlte, sondern mir auch noch weitere Geldmittel zukommen ließ. Ich will nun mit meiner Familie zunächst nach dem Städtchen Schönebeck, alles Weitere überlasse ich der Vorsehung. Doch was sucht Ihr hier, Johanna?“

„Meine verurtheilten Brüder, die ich zu retten versuchen will“, flüsterte das junge Mädchen. „Ihr seid unserm Hause stets ein lieber Freund gewesen, Herr Gueride, und werdet mir den Aufenthaltsort der armen Gefangenen nicht verschweigen, falls er Euch bekannt sein sollte.“

„Es tut mir leid um Euer hoffnungsvolles Gemüt,“ entgegnete Gueride, „doch glaubt mir, daß keiner Eurer Brüder zu retten ist. Habe ich doch selbst allen meinen Einfluß bei Tilly aufgeboten, um seine Strenge in Gnade zu verwandeln. Euer alter Vater wird binnen jezt und vierundzwanzig Stunden seine jugendfrischen Söhne verlieren, darum ist es doppelt Eure Pflicht, daß Ihr wenigstens Euch ihm erhaltet.“

Aber Johanna schüttelte energisch das blonde Haupt und rief: „Der Vater überlebt den Tod von Rudolf und Andreas nicht, und weil ich das weiß, muß ich alles aufbieten, die Brüder zu retten. Zögert nicht, Herr Gueride, sondern bezeichnet mir die Stelle ihres Gefängnisses.“

Da der Rathsherr die feste Entschlossenheit des jungen Mädchens sah, so gab er ihr den gewünschten Aufschluß, und nachdem Johanna seiner Familie zum Abschiede herzlich die Hände geschüttelt hatte, fuhr er mit dem kleinen Gefährt fort. Die Jungfrau aber suchte die Lagergasse auf, in der sich die elende Strohhütte befand, die das Gefängniß bildete.

Drei Wachtposten umkreisten den kleinen Raum, und die herzinnige Bitte Johannas, ihr einen kurzen Einblick in das Innere der Hütte zu erlauben, fand taube Ohren.

Stunde auf Stunde verrann, und die Abenddämmerung erschien. Johanna aber wich nicht vom Plage, sondern ließ sich in geringer Ent-

fernung von der Hütte nieder, das tränenfeuchte Antlitz auf die Hand gestützt. Stürmisch klopfte ihr Herz, als sie einen vorübergehenden alten Wachtmeister zu einem Arkebuser sagen hörte: „Es tut mir leid um die beiden Burschen, denn es sind schmutze, kräftige Jungen, die wir in unserm Heer wohl hätten brauchen können. Jedoch gegen den Befehl des Feldherrn läßt sich nichts machen, und sein Wille ist, daß die beiden Gefangenen mit noch vier andern Rädelsführern morgen früh nach dem Te Deum laudamus in der Dorfkirche nach dem Marktplatz transportiert werden sollen, um durch Henkershand den Schwertstreich zu empfangen.“

Ein Schmerzensschrei Johannas machte ihn auf diese aufmerksam. Er näherte sich ihr und rief:

„Zakrzewski! was fehlt dem Mädel? . . . Gehörst du ins Lager?“

Johanna nickte, denn sie wußte, daß man sie sonst forttreiben werde.

„Stehst gewiß beim Prososen im Dienst,“ fuhr Josias fort, „und er ist rauh gegen dich gewesen, wie?“

Johanna bejahte abermals.

„Mußt dich eben an die Soldatenart gewöhnen; eine so zarte Dirne, wie du, sollte übrigens lieber daheim bleiben.“

Mit diesen Worten schlenderten er und sein Begleiter weiter; Johanna aber verharrte an ihrem Plage und ließ sich auch durch die einbrechende Nacht nicht verdrängen, denn sie konnte die Hoffnung nicht unterdrücken, daß durch ihre Geduld und Ausdauer die Brüder zu retten seien.

Fünftes Kapitel.

Geheime Mächte.

„Auf, schönes Kind, die Stunde ruft,
Dein Antlitz hab' in Morgenluft!
Verlaß den Kerker, eil' hinaus!
Die Dohlen fliegen um das Haus!“

Während Johanna, in dumpfes Nachgrübeln versunken, in die tiefe Finsternis starrte, türmten sich am nächtlichen Firmament schwere Gewitterwolken. Eine unheimliche Schwüle erfüllte die Atmosphäre, nur ein entferntes Rauschen gab Kunde von dem nahenden Sturm. Im weiten Lagerraum regte sich kein Laut, die Mehrzahl der Soldaten schlief ihren Rausch aus, die Wachtposten standen still, um sich nicht unnötig zu ermüden.

Plötzlich sprühte es am Himmel lichterhell auf, Blitze fuhren niederwärts, und eine lang anhaltende Donnersalbe machte den Erdboden erdröhnen. Das ferne Rauschen kam mit mächtiger Eile heran, und ein wilder Orkan tobte über die Lagerstadt, deren Zelte bald im grellen Lichte der Blitze auftauchten, bald in der Finsternis wieder verschwanden. Noch hielten die schweren Wetterwolken, die sich immer tiefer senkten, den Regen zurück, als zwei feurige Fackellinien die Schleier der Nacht durchrissen — ein furchtbarer Donnerschlag erfolgte, und gleich darauf ertönte von zwei Seiten des Lagers der Schreckensruf: „Feuer!... Es brennt!... Herbei, herbei!“

Wie auf ein gegebenes Zeichen strömte jetzt der Regen nieder, indes er vermochte die emporkirbelnden Flammen der brennenden Zelte nicht zu dämpfen, vielmehr wurden sie von dem Sturme weitergetragen, so daß alsbald ein großer Teil der Lagerhütten in Feuer aufging.

War es ein Gottesgericht, daß der ausgebrochene Brand den räuberischen Soldaten ihre Beute größtenteils wieder entriß und vielen armen Gefangenen die erwünschte Gelegenheit bot, sich durch die Flucht zu retten?

Auch die Strohütte, worin unsere beiden Freunde schmachteten, geriet in Brand, und die Wachtposten vergaßen ihre Pflicht und eilten

ihren Zelten zu, um ihre Habseligkeiten zu retten. Schon liefen Andreas und Rudolf Gefahr, in den über ihnen züngelnden Flammen umzukommen, als in dem schauerlichen Lichte eine Mädchengestalt auftauchte, die Namen der Brüder rief und ihre Fesseln löste.

„Johanna!“ entglitt es den bebenden Lippen der rasch aufspringenden Jünglinge; doch die Schwester schnitt ihnen jeden weiteren Ausruf der Verwunderung ab, indem sie, die Hände beider ergreifend, hastig erwiderte:

„Kein Wort weiter!... Rasch von hinnen, oder wir sind verloren!“ Und gleich einem flüchtigen Wild eilte sie mit den Brüdern in die Nacht hinaus, während im Lager alles wie wild und toll durcheinander rannte.

Ein ganzes Heer von wilden Fluchworten wirbelte zum nächtlichen Himmel empor und kennzeichnete die Wut der Soldaten, die ihre erbeuteten Reichtümer durch die Flammen einbüßten; ihr unbändiger Born nahm aber noch um ein bedeutendes zu, als sich herausstellte, daß die Mehrzahl der Gefangenen entflohen war.

Der Rittmeister von Hohenheg raste geradezu, denn seinem Fähnlein war ja die Bewachung der Gebrüder Ratbod zugefallen, und trotzdem er nach allen Seiten hin Häfcher entsandte, brachte doch keiner die Flüchtlinge zurück. Es fehlte gar nicht viel, so hätte er in seiner namenlosen Wut Befehl erteilt, jene Wachtposten zu erschießen, die es gewagt hatten, während des verhängnisvollen Augenblicks ihre Stellung an der Strohhütte zu verlassen. Er verhängte schwere Körperstrafe über sie, denn er war fest überzeugt, daß die zum Tode verurteilten Brüder nicht in den Flammen umgekommen, sondern entflohen waren. Nur über den einen Punkt vermochte er sich keine Rechenschaft zu geben, wer nämlich die starken Fesseln der Gefangenen gelöst habe. Die verschiedensten Soldaten wurden deshalb von ihm vernommen, und das Ergebnis des Verhörs bestand darin, daß sich am Nachmittag und Abend ein fremdes Mädchen in dem Teile des Lagers gezeigt habe, der die Gefangenen geborgen hatte. Auch Josias gedachte seines Gesprächs, das er am Abend mit der Jungfrau gehabt hatte, und forschte in aller Stille bei dem Profosen nach, ob sie in Wahrheit seine Magd gewesen sei. Die Antwort fiel natürlich verneinend aus, und er gewann daraus die Überzeugung, daß die Fremde die beiden Gefangenen befreit habe.

Während am nächsten Morgen jener Teil der Truppen, der zum Dankgottesdienst im Dome kommandiert war, sich zum Zuge nach der Stadt ordnete, fand zwischen Benno von Hohenheg und dem

noch immer im Lager verweilenden Moses Hirsch ein eigentümliches Gespräch statt.

„Du kennst also die Familienverhältnisse jener beiden Schurken genau?“ äußerte der Rittmeister zu dem jüdischen Händler. „Lebt ihr Vater noch?“

„Will's mainen,“ grinste Moses, „und ihre Schwester dazu.“

„Sie haben eine Schwester?“ fragte Hohenheg erwartungsvoll.

„Und eine s c h e n e dazu, mit lange, blonde Haare — und ich will meine Hand legen ins Feuer, wenn sie nicht ist gewesen die Ketterin von den beiden Brüdern, so sie hat sehr lieb.“

„Du bringst mich da auf eine Spur, die goldeswert ist!“ rief Hohenheg und preßte die Hand gegen die Stirn.

„Nu, dann geben der gestrenge Herr Rittmeister mir nur das Gold, und mein dankbares Gemüt wird ihm wünschen, daß er noch leben soll tausend Jahr.“

„Daß die albernen Fagen,“ zürnte der Graf, „die reiche Belohnung wird schon kommen, wenn du mir über die Rathods genügend zu antworten vermagst.“

„Frage der gnädige Herr, ich bin ganz Ohr.“

„Stammt die Familie Rathod aus Magdeburg?“

„Der Alte nicht, denn er ist gezogen mit seinem Vater lange in der Welt herum, bis er hat gefunden in Magdeburg eine Anstellung als lutherischer Prediger.“

„Und wo war seine Heimat, weißt du mir das mit Gewißheit zu sagen?“

„In Wittenberg... bei Moses und de Propheten!“ rief der Händler betuernd.

Über das intrigante Gesicht des Rittmeisters fuhr ein eigentümlicher Blick, der etwas von teuflischer Freude hatte, und reich beschenkt verließ Moses den vornehmen Herrn.

Eine Viertelstunde später sah man den Rittmeister auf seinem Rosse der Stadt zueilen. Dort angelangt, begab er sich nach einem stehengebliebenen Stiftshause am Neumarkt, in dem Tilly sein Quartier aufgeschlagen hatte. Die beim Feldherrn nachgesuchte Audienz wurde dem Rittmeister gewährt. Sie trug ihm große Ehre ein, denn Tilly erging sich in warmen, anerkennenden Worten über seinen Pflichteifer.

Von einer Ordonnanz begleitet, verfügte sich Hohenheg nach der Mühlenbogtei, wo bekanntlich die Prediger mit ihren Familien ein Unterkommen gefunden hatten.

Vater Ratbod war höchlich erstaunt, als er plötzlich in nicht eben höflicher Weise vor einen fremden Offizier geführt wurde. Der alte Mann hatte die ganze Nacht in bangem Schmerze zugebracht, und seine Bekümmernis galt nicht nur den beiden Söhnen, deren Verurteilung ihm mittlerweile bekannt geworden war, sondern auch der entschwundenen Johanna, die sein Trost und seine einzige Stütze gewesen war. Als daher jetzt der fremde Offizier die rauhe Frage hervorstieß: „Wo ist Eure Tochter?“ begann er am ganzen Körper zu zittern, zumal da er meinte, daß der kaiserliche Rittmeister mit einer schlimmen Botschaft zurückhalte.

„O, wenn Ihr wißt, wo meine Johanna verweilt, so übt Barmherzigkeit und sagt es mir!“ rief er unter Tränen.

„Ihr seid ein alter Tor“, lautete die barsche Antwort Hohenhegs. „Glaubt Ihr wirklich, daß ich zu Euch kommen würde, wenn ich wüßte, wo die Dirne sich herumtreibt?“

„Kennt Ihr denn meine Johanna?“ fragte zögernd der Greis.

„O ja,“ klang es höhnisch zurück, „sie ist ihrer verrätherischen Brüder würdig.“

Die bleichen Wangen Vater Ratbods färbte eine leichte Bornesröte, und als Hohenheg dies bemerkte, lächelte er noch höhnischer und fuhr fort:

„Eure beiden Jungen sind für das Richtschwert reif, Euer blondes Töchterlein aber für den Scheiterhaufen, denn sie ist eine H e r e!“

„Mensch!“ schrie Vater Ratbod, indem er einen Schritt zurücktaumelte, entsetzt auf. „Reizt mich alten Mann nicht zum Borne. Hab' ich Euch ja noch nie ein Leids getan!“

Allein Benno von Hohenheg kümmerte sich wenig um die Gemütsregung des Greises, sondern donnerte ihm zu: „Eine H e r e ist Eure Tochter, denn sie hat durch ihre geheime teuflische Kunst das Unwetter heraufbeschworen, das in vergangener Nacht unser Lager in Asche legte; sie beging diese fluchwürdige Tat, um ihre beiden Brüder zu befreien! Ihr aber seid der Vater dieser Brut, den ich sofort in Ketten legen lassen werde, wenn Ihr es wagt, Euch in respektwidrigen Worten gegen mich aufzulehnen.“

Wahrscheinlich würde der Graf seine Drohung wahr gemacht haben, hätte der Geheimschreiber Bossi dem stürmischen Auftritt nicht beigewohnt und gewaltsam den hocherregten Greis von dannen geführt, noch ehe sich der Fluch, der auf den Lippen des tiefge tränkten Vaters schwebte, ihnen entrang.

Hohenheg mußte ebenfalls das Feld räumen, doch erwirkte er

von Tilly den Befehl, daß die Mühlenvogtei von einer Wache der Soldaten besetzt werde, die tags zuvor das fremde Mädchen gesehen hatten. Der Graf rechnete mit voller Bestimmtheit darauf, daß Rathbods Tochter zu ihrem Vater zurückkehren werde, sobald sie die Brüder in Sicherheit wüßte — und leider hatte er sich nicht getäuscht. Noch war der Nachmittag nicht angebrochen, als Johanna in der Mühlenvogtei erschien, um dem geliebten Vater eine fröhliche Kunde von seinen Söhnen zu überbringen; doch gelangte das arme Mädchen nicht zu ihm, sondern wurde von den aufgestellten Häschern ergriffen, in Fesseln gelegt und in einen vor Fernersleben stehenden Turm geworfen.

Angeichts des großen Aberglaubens, der unter den Söldnern des Dreißigjährigen Krieges herrschte, war es für Benno von Hohenheg ein leichtes Spiel, die unglückliche Jungfrau als Hexe hinzustellen und ihr deshalb den Prozeß zu machen. Die brutale Grausamkeit, mit der man seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts all jene Frauen und Mädchen verfolgte, die nach dem Aberglauben des Volks ein Bündnis mit dem Teufel geschlossen haben sollten, wütete auch noch im siebzehnten Jahrhundert, und allerorten sah man Scheiterhaufen errichten, worauf die armen Angeklagten verbrannt wurden — in die „Einäschierung“, wie der amtliche Ausdruck das grausame Verfahren benannte. In den Verdacht der Hexerei konnte jedes junge Mädchen und jede alte Frau geraten, denn brach irgendwo eine ansteckende Krankheit aus, mißriet die Ernte, herrschte eine Viehseuche oder richtete ein schweres Unwetter Schaden an — überall mußten die „Unholden“ (der damalige Ausdruck für Hexen) ihre Hand im Spiele gehabt haben.

Auch Johanna wurde der Wettermacherei bezichtigt; durch ihre Hexenkunst sollte der Blitz im Lager gezündet und die Soldaten um ihre Beute gebracht haben, während sie selbst die gefangenen Brüder befreite. Johanna war viel zu stolz, um das letzte zu leugnen; mit zorniger Verachtung aber wies sie die Beschuldigung zurück, daß sie in einem Bündnis mit dem Teufel stehe. Das nützte ihr aber nichts, gehörte sie ja doch dem protestantischen Glauben an, und Ackerin und Hexe waren so ziemlich gleichbedeutend. Auch fielen die Zeugenaussagen der Soldaten, die selbstverständlich eine geheime Wut auf sie hatten, zu ihren Ungunsten aus, und man wartete nur noch die Ankunft eines sogenannten Verhörrichters ab, von dessen Geschicklichkeit man überzeugt war, daß er die Angeklagte vollständig überführen werde.

Die abergläubische Furcht der Söldner ging so weit, daß sich die Mehrzahl weigerte, die Wacht am Turme zu beziehen, denn alle waren überzeugt, daß der Teufel sein Spiel mit den Wächtern treiben werde.

Nur unser alter Josias machte eine rühmliche Ausnahme, indem er sich in lautem Spott über den Aberglauben seiner einsätzigen Kameraden erging und ihnen wünschte, daß der Teufel wirklich einmal auf sie niederfahren und ihre abergläubische Furcht mit sich nehmen möchte. So kam es denn, daß er den Oberbefehl über den Wachtposten am Turme erhielt und zugleich die Verpflichtung übernahm, der Gefangenen die kargliche Nahrung zu überreichen.

Es war ein elender Kerker, worin Johanna schmachtete, und eine feuchte, dumpfe Luft wehte Josias an, als er zum erstenmal den öden Raum des Gefängnisses betrat. Draußen schien so hell und freundlich die Sonne, während hier ein Halbdunkel herrschte, an das sich das Auge erst gewöhnen mußte, denn eine kleine, vergitterte Öffnung in einer Mauer führte nur spärliches Licht dem innern Raume zu.

Einige Augenblicke blieb der Wachtmeister an der Eingangstür verweilend stehen, bis er in dem Dunkel die Gestalt Johannas erkannte, die mit dem Haupte gegen die feuchte Mauer lehnte. Dann schritt er vorwärts und setzte den gefüllten Wasserkrug mit einem kleinen Stück Brot auf die steinerne Bank dicht neben der Gefangenen.

„Du hast mich belogen, Mädel,“ begann er in seiner polternden und doch so gutmütigen Weise, „hätt's einer so schmutzen Dirne nicht zugetraut. Zatzewski! was hattest du denn davon, daß du mir vor-schwindeltest, du seiest eine Magd des Profosen?“

„Ihr hieltet mich dafür, und ich sagte nicht nein, weil ich in der Nähe meiner armen Brüder bleiben wollte“, antwortete Johanna mit tonloser Stimme.

„Sag' lieber, weil du sie befreien wolltest,“ fuhr Josias fort, „und da triebst du deinen Hofuspokus, hatest den Teufel, daß er ein Unwetter schicken und den Blitz ins Lager schlagen lassen sollte, und der Höllenerl tat dir den Gefallen, denn von ihm gehen ja die schwarzen Wetterwolken aus, deren Regen die ausgetrocknete Saat erfrischt und deren Blitze die schwüle Luft reinigen und erquicken, das alles tut der Teufel, aber beileibe nicht der liebe Gott. Ja ja, und deshalb bist du auch eine Heze, denn der Teufel war's, der dir das gute, treue, blaue Auge gegeben und dir die Liebe für deine Brüder in deine Brust gelegt hat, der Teufel — aber beileibe nicht der liebe Gott!“

Johanna warf einen Blick des Zweifels auf den polternden Alten, denn noch wußte sie nicht, wie sie seine eigentümliche Rede deuten sollte. Von den Brüdern hatte sie erfahren, daß der Wachtmeister deren Gefangenwärter gewesen und ein gutmütiger Mann sei, trotz seiner rauhen Art und Weise. Um daher mit einemmal zu erfahren, wie sie mit ihm daran sei, ging sie auf den Sinn seiner Rede ein und entgegnete:

„Ihr habt recht, der Teufel spielt eine größere Rolle in der Welt als der Herrgott, und ich — ich — bin eine Hexe, vor der Ihr Euch hüten müßt, daß sie Euch nicht in ein Ungetüm verzaubert.“

„Jawohl,“ brummte Josias, doch hörte man recht gut das Lachen heraus „ich sehe mich schon als Riesenfrosch oder feurigen Drachen. Zakrzewski! wenn du eine Unholdin bist, dann bin ich ein Unhold, ein Hex, der jetzt gleichfalls seinen Hofuspokus anstellen wird. Gib mir die Hand, Mädel, und sei überzeugt, daß ich ein Feind all des dummen Aberglaubens bin.“

Jetzt erst brachen die lange verhaltenen Tränen aus den blauen Augen Johannas hervor, und schluchzend sank sie vor dem ehrlichen alten Schnurrbart nieder, seine schwielige Hand an ihr stürmisch klopfendes Herz pressend.

„Zakrzewski! Mädel... Fasse und beruhige dich, denn die Zeit eilt, und ich habe mit dir noch manches zu sprechen und darf doch nicht allzulange in dem feuchten Raume hier verweilen, weil sonst meine furchtsamen Kameraden da draußen denken, der Teufel habe mich geholt. Komm her, Mädel, setze dich neben mir auf die Bank und nimm einen Schluck aus dieser Krute, denn Stärkung tut dir not.“ Bei diesen Worten zog er eine mit Wein gefüllte Steinflasche aus seinem Koller hervor und nötigte Johanna, ihm Bescheid zu tun.

„Zakrzewski!“ lachte er, als die Jungfrau ein wenig genippt hatte. „Was seid ihr Hexen doch für genügsame Geschöpfe! Ich wünschte allen Kriegsknechten eine solche Enthaltbarkeit, dann würde der Teufel selten in ihr Hirn fahren. Doch jetzt höre mir zu, Mädel, und beantworte mir meine Fragen wahrheitsgemäß. Deine Familie führt den Namen Ratbod — er ist mir nicht unbekannt, aber erst in diesen Tagen des Schreckens wieder eingefallen. Weißt du vielleicht, aus welchem Lande ihr eigentlich stammt?“

„Aus dem Elsaß,“ antwortete Johanna verwundert, „und zwar aus Straßburg, wo mein Urgroßvater ein angesehener Kauf- und Herrschaftsherr war.“

„Zafzewski, das stimmt!“ rief Josias erfreut. „Und weißt du auch, was der Vater deines Urgroßvaters gewesen ist?“

„Pfeiserkönig, das heißt der oberste Vorstand der Pfeiserzunft“ ¹⁾.

„Richtig, Mädel, das ist die lautere Wahrheit!“ polterte der Wachtmeister und rieb sich vergnügt die Hände.

„Woher kennt Ihr aber die Geschichte meiner Familie?“ fragte Johanna hoch erstaunt.

„Das will ich dir sagen. Mein Vater war ein sogenannter Pritschenmeister, so eine Art von Gerichtsherr bei Freischießen, von dem Belohnungen und Strafen ausgingen. Er stammte aus Böhmen und hieß Benedikt Edelbeck —“

„Diesen Namen habe ich meinen Vater schon öfters aussprechen hören,“ unterbrach Johanna den alten Schnurrbart, „und jetzt erinnere ich mich auch — jener Edelbeck soll meinem Großvater das Leben gerettet haben. Soviel ich jedoch von meinen Brüdern weiß, nennt Ihr Euch Josias, wie kann also —“

„Josias — papperlapapp. Meinen Kameraden war mein Familienname zu vornehm, und daher riefen sie mich nur bei meinem Vornamen, also Josias, und nicht Edelbeck. Jetzt unterbrich mich aber nicht wieder, sondern laß mich zu Ende erzählen.“

„Wachtmeister!“ ertönte von außen ziemlich furchtjam die Stimme eines der Wachtposten. „Es ist Euch doch nichts widerfahren, da Ihr solange im Turme bleibt?“

„Du abergläubischer Schafskopf“, murmelte Josias lachend vor sich hin und fügte dann mit lauter Stimme hinzu: „Mach' kein solches Geräusch, denn die Hege schläft und möchte sonst aufwachen. Ich suche nach, ob ich nicht ihre Hegenfalbe erwischen kann, damit sie uns nicht entwiße und auf einem Strohwiße aus dem Turme durch die Luft reite.“

Während der alte Haudegen dies sprach, blinzelte er Johanna listig zu, die jedoch laut aufseufzte und sich das Gesicht verhüllte.

„Recht so, Wachtmeister“, flüsterte es von außen zurück. „Seid aber nur ja auf Eurer Hut!“ Als die Tritte des sich entfernenden Wachtpostens verhallt waren, kehrte Josias zu der weinenden Johanna zurück, die ihm vorwurfsvoll zurief:

„Wenn Ihr freilich den Aberglauben dieser grausamen Menschen noch bestärkt, so werde ich schwerlich dem Flammentode entgehen.“

¹⁾ Diese Familiengeschichte hat der Verfasser in der Erzählung „Der Erbe des Pfeiserkönigs“ (Das Ahnenjoch, I. Band) ausführlich behandelt.

„Zakrzewski! Mädel, ärgere mich nicht: dieser Hokusfokus gehört zu meinem Plan, denn ich habe mir einen solchen ausgesonnen. Aber erst höre meine Erzählung zu Ende. Mein Vater, der Pritschenmeister, gelangte auf seinen Fahrten auch bis nach Straßburg und lernte dort eine hochadlige Familie kennen, die sich Hohenheg nannte, aber mit der Zeit verarmte. Na ja, davon hast du auch schon gehört, das deuten mir deine Mienen genugsam an, nur unterbrich mich nicht, denn du wirst noch mehr bekannte Dinge zu hören bekommen. Aber auch den Sohn des reichen Handelsherrn Rathod lernte mein Vater kennen. Er hieß Johannes und hatte noch eine Schwester mit Namen Philippine. An diese machte sich der junge Hohenheg heran, heiratete sie, und sein Vater wußte es durch Hinterlist dahin zu bringen, daß das Testament des alten Rathod gefälscht wurde. Auf diese Weise gelangten die Hohenhegs wieder zu Reichtum, während der arme Johannes in die weite Welt wandern mußte. Er hatte sich der Gottesgelahrtheit gewidmet und wurde ein Schüler des berühmten Dr. Martin Luther, der damals in Wittenberg lebte. Durch rastlosen Fleiß brachte er es dahin, daß er in jener Stadt als Prediger angestellt wurde und sich ein Heim und eine Familie gründen konnte. Da erscheint plötzlich ein Verwandter der Hohenhegs bei ihm, ein gewisser Münnhart, mit dem mein Vater seinerzeit viel lustige Späße getrieben hatte: dieser Junker hatte sich mit der gräßlichen Familie entzweit und entdeckte dem Johannes die Fälschung des Testaments, zugleich aber auch, daß das rechtmäßige Testament von ihm an einem sichern Ort aufbewahrt sei. Johannes Rathod zog daher mit ihm gegen Straßburg, unterwegs aber wurden sie von einem entlaufenen Landsknecht überfallen und Münnhart getötet, und Johannes Rathod hätte ein gleiches Schicksal gehabt, wäre mein Vater nicht noch rechtzeitig dazugekommen und der Mörder von ihm unschädlich gemacht worden. Mit der Hoffnung aber, das rechtmäßige Testament zu erlangen, war es vorbei, denn der arme Münnhart hatte seinen Geist aufgegeben, ehe das Geheimniß über seine Lippen kam.“

„Sonderbar,“ unterbrach jetzt Johanna den Redefluß des alten Wachtmeisters, „davon hat uns der Vater kein Sterbenswort gesagt.“

„'s ist aber trotzdem so,“ fuhr Josias fort, „und ein Nachkomme dieser Hohenhegs verweilt in unserm Lager. Er ist mein Vorgesetzter und ein gar grümmiger Kamerad, der den Namen Rathod nicht vergessen hat, sondern das Geschlecht ausrotten möchte, um vor jedweder Rache sicher zu sein.“

„Mein Gott,“ rief Johanna in schmerzlicher Bewegung, „kein Mitglied unserer Familie hat an irgendeine Vergeltung gedacht! Alles, was meine Brüder und ich von dem Vater erfahren haben, besteht darin, daß die Tochter eines unserer Vorfahren sich mit einem Grafen Hohenheg ehelich verbunden habe.“

„Glaub's gern,“ nickte Josias Edelbeck, „der Herr Rittmeister Hohenheg aber denkt sich die Sache anders und fürchtet, daß das schöne Erbgut ihm und seinem Bruder, der im Elsaß lebt, streitig gemacht werden könne. Darum hatte er auch eine so große Freude, als er in der Liste, die die Namen derer enthielt, auf deren Kopf der Feldherr einen Preis gesetzt hat, den Namen Rathbod vertreten fand. Die Flucht deiner Brüder, liebes Mädels, macht ihn schier toll, und ihm hast du es allein zu verdanken, daß du im Verdacht stehst, eine Hexe zu sein.“

„Dann weiß ich auch, daß er den Sieg davontragen wird“, seufzte Johanna und ließ ihr schönes Haupt auf die Brust sinken.

„Und ich sage dir,“ polterte Josias, „daß, wenn Gott mich noch vierundzwanzig Stunden am Leben läßt, der hochnäsige Herr Graf vor lauter Zorn aus der Haut fahren soll!“

„Ihr seid ein guter alter Mann,“ entgegnete Johanna gerührt, „und Gott wird es Euch nicht vergessen, daß Ihr in der Brust eines armen Mädchens für einige Stunden das Gefühl seliger Hoffnung erweckt habt, allein zu helfen vermöget Ihr mir nicht, denn mein Gefängnis hat starke Mauern, und draußen stehen wachsame Söldner.“

„Sage lieber: draußen stehen furchtame Hasen, die einen gewaltigen Respekt vor dir haben, du — du — Hexe du! Ja ja,“ fügte Josias lachend hinzu, „du bist wahrhaftig eine Hexe, die mir's angeht mit ihren tiefblauen Augen. Meiner Seel', mahnen sie mich doch an meinen Jungen daheim! Du mußt nämlich wissen, daß ich kein alter Junggeselle bin, sondern in Böhmen ein liebes treues Weib habe, das mir den Buben geschenkt hat. Die Trennung von beiden wurde mir schwer genug, doch wer einmal dem Kalbfell gefolgt ist, kommt nicht wieder davon los, und so zog ich denn abermals in den Krieg. Ich hätte freilich Weib und Buben mitnehmen können, ich tat es aber nicht, weil ich das wilde Treiben beim Troß verabscheue. Sobald aber der Krieg zu Ende ist, geht's heimwärts, nach dem Böhmerland — und dann hoffe ich immer bei Weib und Kind zu bleiben.“

Aus dieser herzlichen Rede ersah Johanna, welch treuen, väter-

lichen Freund ihr Gott gesandt habe, und indem sie ihm dafür herzlich dankte, küßte sie die rauhen Hände des alten Kriegers, dessen feuchte Augen auf sie gerichtet waren.

„Sage mir jetzt nur noch eines,“ begann er nach kurzer Pause, „befinden sich deine Brüder in völliger Sicherheit?“

„Ja,“ antwortete Johanna, „denn sie sind im schwedischen Lager!“

„Gut!“ nickte der Wachtmeister; „dann überbringe ihnen meinen Gruß und bitte sie in meinem Namen, daß sie das Geschlecht der Edelbeds nicht vergessen sollen, denn mein Vater Benedikt hat dem Johannes das Leben gerettet, und der Josias Edelbeck verhilft der Johanna Ratbod zu ihrer Freiheit.“

Noch immer wollte die Jungfrau an eine solche Rettung, die ihr geradezu wunderbar erschien, nicht glauben; nachdem ihr aber Josias seinen Plan mitgeteilt hatte, brach die Sonne der Hoffnung durch die düstern Wolken des Grams, die ihr Herz umnachtet hatten. Sie vermochte dem treuen, väterlichen Freunde nicht laut zu danken, allein der innige Druck ihrer Hand sowie der glückselige Blick ihres Auges waren für Josias Edelbeck der schönste Lohn.

Ehe er von Johanna schied, packte er noch einige Lebensmittel aus und zwang ihr einen kleinen Geldbeutel auf, damit sie sich für ihre weite Wanderung stärke und nicht ohne Mittel sei.

Als der Wachtmeister den Turm wieder verlassen hatte, sah er sich von den Wachtposten umringt, die ihn mit neugierigen Fragen bestürmten.

„Hast du die Hegenfalbe gefunden?“ tönte es ihm von allen Seiten entgegen.

„Nein!“ rief er barsch, denn er bemerkte zu seinem Mißvergnügen, daß Moses Hirsch zugegen war und sein spionierender Blick auf ihm ruhte. „Ich hab’ es nur euch zu Gefallen getan, nach dem Geheimmittel zu suchen, denn ihr wißt, ich bin ein Feind alles Aberglaubens.“

„Josias,“ rief warnend ein Urkebusier, „du bist ein erschrecklicher Sünder, dem der Teufel noch einmal einen argen Pöffen spielen wird!“

„Zakrzewski! geht doch selbst hinein und sucht nach der verfluchten Salbe, oder entsendet den Moses da, denn er hat schon vieles fertig gebracht und aufgestöbert.“

Dieser Vorschlag fand ungetheilten Beifall, allein der geängstigte Handelsmann war anderer Ansicht und schrie: „Soll mer bewahren Gott, daß ich mich begeben in die Klauen des Teufels! Was tu’ ich

mit der Hexensalbe, kann man doch nicht mit machen ein Geschäftchen!"

Die Kriegsknechte lachten, mit Ausnahme eines einzigen, welcher der abergläubischste war und jetzt geheimnisvoll sagte:

"Ich wüßte wohl, wie man der eingesperrten Hexe ihre Zauber-
salbe rauben könnte, allein es gehörte ein gefeierter Mann dazu."

"So sprich!" riefen voll Neugier die Kameraden.

"In einem alten Zauberbuche steht geschrieben, daß nach Ablauf der Geisterstunde die Hexensalbe all ihre geheime Kraft verliere bis zum ersten Hahnschrei. Nur während dieser Zeit sei sie einem menschlichen Auge sichtbar, und man brauche nur die zusammengeballte rechte Hand einer Hexe um diese Stunde zu öffnen, so finde man das Zaubermittel. Den Raub könne aber nur ein gefrorener Kriegsknecht ausführen, denn jeder andere werde vom Teufel erwürgt."

"Dann kann es nur der Jofias!" riefen die Wachtposten wie aus einem Munde. "Der ist gefeiert, er mag es noch so sehr leugnen. Aus dem dichtesten Kugelregen ging er unverwundet hervor!"

Die Kameraden pflichteten dieser Ansicht bei, und nachdem sich Jofias von ihnen eine Weile verhöhnen hatte lassen, donnerte er mit erkünsteltem Zorne: "Zatrzewski! Glaubt ihr wirklich, daß ich mich fürchte? Ich will euch das Gegenteil beweisen. Eine Minute nach der Geisterstunde werde ich mich in den Kerker zur Hexe begeben, nur fordere ich von euch, daß ihr wenigstens die hintere Seite des Turms während dieser Zeit bewacht, damit die Unholdin uns nicht ent-
schlüpfe. Habt ihr soviel Mut, dann will ich mich in die Gefahr begeben."

Die furchtsamen Kriegsknechte waren froh, so leichten Kaufs davon-
zukommen, und gaben dem Wachtmeister den Handschlag, seinen Befehlen gemäß zu handeln.

Als die Nacht und mit ihr die Geisterstunde kam, verteilten sich die Wachen am Turme in der angegebenen Weise. Zu Jofias' geheimem Arger hatte sich auch Moses Hirsch wieder eingefunden und wich und wankte nicht von der Seite des Wachtmeisters, so daß ihm schließlich nichts anderes übrig blieb, als dem aufdringlichen Handels-
mann anzubefehlen, seiner Wege zu gehen und die Wachen nicht weiter zu belästigen.

"Gott der Gerechte," rief Moses, "was seien der Herr Jofias so härbeißig gegen den armen Hersch! Möcht' ich doch auch was profitieren von der Zauberbeschwörung und mich überzeugen, ob's wirklich nach Schwefel und Pech riecht, wenn 'ne Hexe vom Teufel geholt wird."

„Zafrzewski!“ rief der Wachtmeister grimmig. „Wer denkt an solche Dinge, will ich nicht ja doch nur der Hexensalbe bemächtigen, auf daß uns die Hexe nicht entschlüpfe. Zafrzewski!“

„Der Herr Wachtmeister sagt immer Zafrzewski; worüm sagt er Zafrzewski?“

„Ich habe gerade Lust und Zeit, dir darüber Auskunft zu geben,“ höhnte Jofias, „mach’, daß du fortkommst.“

„Nu nu, geh’ ich ja schon,“ erwiderte Moses zurückweichend, „aber der Herr Wachtmeister wird mir doch erlauben, daß ich kann fragen einen der Urkebusiere, worüm er immer Zafrzewski ruft.“

Jofias war inzwischen anderer Meinung geworden und ließ daher den jüdischen Händler gewähren. Die Turmglocke von Fermersleben schlug ein Uhr, und die Zeit war gekommen, wo Jofias seinen Plan zur Ausführung bringen mußte. Um vor Moses sicher zu sein, erteilte er einem der Urkebusiere insgeheim die nötigen Verhaltensbefehle, worauf der kleine Handelsmann vom Wachtposten am Arme ergriffen und nach der andern Seite des Turmes gebracht wurde, wo die übrigen Kameraden bereits Posto gefaßt hatten.

„Der Moses will wissen,“ begann der Urkebusier, „warum unser Jofias so häufig Zafrzewski flucht. Kann einer von euch ihm Aufschluß geben?“

„Komm her, Moses,“ rief einer der Wachtposten, „ich will’s dir sagen! Du weißt ja, daß der Wachtmeister hieb- und fugelfest ist und trotz des vielen Schlachtgetümmels, in dem er sich schon herumgetrieben, noch keine Wunde erhalten hat; ihm dagegen wäre es ein leichtes gewesen, vielen Hunderten von Feinden den Garaus zu machen, aber er tat’s nicht, sondern gewährte ihnen zumeist Quartier, denn er ist ein gar gutmütiger Kerl. Nur reizen muß man ihn nicht, dann wird er zum brüllenden Löwen. Das erfuhr ein polnischer Kornett, Zafrzewski geheiß, der mit dem Jofias falsches Spiel getrieben hatte. Im Umsehen war er ein toter Mann. Der Wachtmeister aber erhob von jenem Tage an den Namen des Erschlagenen zu seinem Lieblingsfluche.“

„Merk dir’s, Hirsch Mosesleben,“ spotteten die übrigen Urkebusiere, „und komm dem Jofias nie zu nah!“

„Ei was, er wärd mich nicht fressen!“ rief der kleine Mann ärgerlich und suchte aus der Gesellschaft der Kriegsknechte zu kommen; doch diese hielten ihn fest, trotz seines Zetergeschreis, damit er den Wachtmeister bei dessen Gang in den Turm nicht störe.

In großer Erwartung lauschten sie durch die stille Nacht, doch

vernahmen sie nur die Signale der Ablösung vom Lager her. Über eine Stunde verging, und Josias mußte von seinem unheimlichen Besuche zurückgekehrt sein; da er aber nichts von sich hören ließ, so bemächtigte sich der Arkebusiere eine gewisse Angstlichkeit. Sie begannen darüber zu beratschlagen, ob man es wohl wagen dürfe, nach Josias zu sehen, dem ja möglicherweise ein Unglück zugestoßen sein könne, und als nach Verlauf einer weitem Stunde der Wachtmeister noch immer unsichtbar blieb, entschlossen sich die Söldner, gemeinsam den Turm zu umgehen und die Eingangspforte aufzusuchen. Sie fanden die Thür offen, was ihre Besorgnis erhöhte; diese steigerte sich noch, als ihnen aus dem Innern des Turmes ein leises Stöhnen entgegenkündete, das, nach dem tiefen Tone zu schließen, nur vom Wachtmeister herrühren konnte. Ein eigentümliches Grauen überfiel die Söldner, deren Mut, sobald es zu plündern galt, keine Grenzen kannte, und gegenseitig flüsterten sie sich zu: „Die Hexe hat's ihm angetan — Gott sei seiner Seele gnädig!“

Da indessen doch etwas geschehen mußte, so machten sie ihre Hafenbüchsen schußbereit und drangen mit diesen in der einen und mit Pistolen in der andern Hand in das Gewölbe vor. Ein sonderbarer Geruch, der an Pech und Schwefel erinnerte, erfüllte ihre Nasen und vermehrte die abergläubische Furcht ihrer Herzen.

Draußen mischte sich in die nächtliche Finsternis das graue Licht der anbrechenden Morgendämmerung — im Innern des Turmes dagegen war noch nichts davon zu bemerken, weshalb Moses Hirsch den Auftrag erhielt, zwei Pechfackeln anzuzünden und damit voranzuschreiten. All sein Protestieren, Klagen und Wehegeschrei nützte ihm nichts, trug ihm vielmehr einige derbe Püffe ein. Achzend zündete er die Fackeln an, und die kleine Schar betrat nun das Innere des Turmes, wo noch immer das leise Stöhnen ertönte.

Der Anblick, der sich jetzt den Arkebusieren darbot, war nicht geeignet, ihre abergläubische Furcht zu bannen, denn auf der steinernen Bank lag, mit Stricken festgebunden, der Wachtmeister, auf dem Erdboden war ein Kreis mit seltsamen Zeichen gezogen, und inmitten des Raumes war ein schmales, tiefes Loch, woraus leichte Dämpfe von Schwefel und Pech aufstiegen. Von der Gefangenen jedoch war keine Spur zu sehen. Die Arkebusiere befreuzigten sich und riefen:

„Alle guten Geister — die Hexe hat's ihm angetan und sich selbst noch aus dem Staube gemacht! . . . Josias, erkennst du uns, oder hat dich die Unholdin mit Blindheit geschlagen?“

„O, o, o!“ jammerte der Wachtmeister, „befreit mich von den Stricken, damit ich mich wieder rühren kann!“

Schnell wurden seine Bande gelöst, und er machte Versuche, sich aufzurichten, aber es gelang ihm nicht, trotz der Unterstützung der Kameraden.

„'s ist der Kreis, der mich bann't“, stöhnte Josias und deutete auf die seltsamen Zeichen am Boden. „Vertilgt sie mit euern Schwertern!“

Auch diesem Befehle wurde schnell nachgegeben, nur gab einer der Urkebusiere, der sich auf die Mysterien verstand, den Rat, bei der Zerstörung des magischen Kreises die Form des Kreuzes zu beachten. Und siehe da, kaum war die Arbeit vollbracht, so erhob sich Josias mit Leichtigkeit von seinem Lager und schritt den Kameraden entgegen. Ihren stürmischen neugierigen Fragen gab er sofort Gehör, indem er ihnen folgendes erzählte: „Als ich mich nach Ablauf der Geisterstunde hierher begeben hatte, fand ich die Hexe schlafend. Ich forschte sofort der Zauberfalbe nach, die sie auch richtig in der zusammengeballten Hand hielt. Eben war ich im Begriff, sie ihr zu entreißen, da wachte sie auf; zugleich ertönte unter dem Erdboden ein satanisches Lachen, ein Qualm von Schwefel und Pech stieg empor und mit ihm eine große, schwarze Rache, deren feurige Augen den ganzen Raum erhellten. Starr vor Schrecken, fühlte ich mich plötzlich von einer unsichtbaren Macht auf die Bank geworfen und gefnebelt, eine Art von Betäubung kam über mich, und ich sah nur noch, wie die Hexe auf der unheimlichen Rache zur Thür hinausritt.“

„Was haben wir dir gesagt?“ riefen die Urkebusiere. „Wirst du in Zukunft uns noch abergläubische Toren schelten?“

„Nein nein,“ versetzte Josias sich schüttelnd, „ihr habt nur zu wahr gesprochen. Doch laßt uns diesen höllischen Raum verlassen, denn ich fürchte, daß der Teufel in Gestalt der höllischen Rache zurückkehrt und uns allen den Hals umdreht.“

Alles drängte sich ängstlich ins Freie hinaus und atmete mit sichtlichem Wohlbehagen die frische Morgenluft ein. Nach kurzer Beratung trat man den Gang nach dem Lager an, um den Vorgesetzten von dem schauerlichen Ereignis Mitteilung zu machen. Moses Hirsch war jetzt der Letzte im Zuge; in seinem Lagerntutlich suchte es seltsam, und die stehenden Blicke, die er auf den voranschreitenden Wachtmeister warf, zeugten von Feindseligkeit und Rache.

Im Lager herrschte große Bewegung, Ordonnanzen flogen hin und her, und die gesamte Reiterei wurde zusammengezogen. Die Oberbefehlshaber hatten nämlich die Nachricht erhalten, daß es Gustav



„Alle guten Geister — die Hexe hat's ihm angetan!“

Adolf gelungen war, seinen Schwager, den Kurfürsten von Brandenburg, auf seine Seite zu bringen; danach hatte er bei Werben, an der Vereinigung der Havel und der Elbe, ein wohlbefestigtes Lager bezogen. Die bedrohliche Nähe des mächtigen Feindes, der jetzt nur wenig über vierzehn Meilen nordwärts von Magdeburg stand, erheischte die größten Vorsichtsmaßregeln, und Tilly hatte den Befehl erlassen, daß die Reiterei bis gegen Tangermünde vorrücken solle, um den Feind zu beobachten und ihn möglichst in Schach zu halten, bis die übrigen Heeresabteilungen kampfbereit seien.

Die Erregung, die deswegen im Lager zu Fermersleben herrschte, kam dem Berichte des Wachtmeisters sehr zustatten und schützte ihn vor der Ungnade Bennos von Hohenheg, der jetzt keine Zeit hatte, der entflohenen Johanna nachzuspüren. Zwar bekamen Josias und die Arkebusiere einen derben Verweis, daß sie in leichtsinniger Weise die teuflischen Mächte herausgefordert hatten; das war aber auch alles. Zur Strafe wurde dem Wachtmeister Edelbeck und dessen Arkebusieren keine Ruhezeit gegönnt, sondern sie mußten noch in derselben Stunde mit der Reiterchar nach Tangermünde aufbrechen.

Bergebens bemühte sich Moses Hirsch, bei dem vielbeschäftigten Rittmeister eine Audienz zu erhalten; zu guter Letzt mußte er sich aus dem Lager flüchten, da er Gefahr lief, unter die Hufe der Pferde zu kommen, denn von allen Seiten sprengten die Reiter heran.

„Nu, was is dabei?“ tröstete sich Moses Hirsch; „wird mer der Rittmeister schon wieder unter die Augen kommen, und dann soll er erfahren, wie er is angeführt worden von dem Josias, der is gewesen selber die schwarze Kaze, die hat die Hege entwischen lassen — und ich werd mer dann reiben die Hände vor Vergnügen, wenn ich streiche meinen güldenen Lohn ein, und wenn ich sehe den Herrn Josias baumeln an dem Galgen, den er hat zehnhundertmal verdient!“

Der schlaue Moses hatte in der That das Rettungswerk des alten Wachtmeisters durchschaut. Schon am nächsten Tage traf Johanna mit den Brüdern in dem Städtchen Kalbe zusammen, wo schwedische Vorposten standen, und erzählte unter Lachen und Weinen die Geschichte ihrer Rettung durch den gutherzigen Josias, den sie, nach seinem Geheiß, vor der Flucht aus dem Turme auf die Bank hatte binden müssen, nachdem von ihm zuvor das Loch in den Erdboden gegraben und mit Schwefel und Pechstücken angefüllt worden war. Der magische Kreis rührte natürlich ebenfalls von ihm her, um den Teufelspuß recht glaubhaft zu machen. Von den Brüdern dagegen erfuhr Johanna, daß es dem Vater in Magdeburg unter dem Schutze des edeln Bosji wohl

ergehe und er sich nur noch wegen des Schicksals seines lieben Mädchens in Angst befinde, denn die glückliche Errettung der Söhne war ihm durch einen Boten gemeldet worden.

Nachdem der laute Jubel der Geschwister über ihre Wiedervereinigung dem ruhigeren Gefühle der Glückseligkeit gewichen war, theilte Johanna den Brüdern jene Testamentsgeschichte mit, die sie aus dem Munde ihres väterlichen Freundes und Erretters erfahren hatte.

Hoch erstaunt folgten Rudolf und Andreas der Erzählung der Schwester. Am liebsten hätten sie sich sofort auf den Weg nach Straßburg gemacht, um dem Testamente nachzuforschen, das ihnen Reichthümer verheiß; aber sie hatten dem schwedischen Könige den Fahnen-eid geleistet, und das Wohl des schwer bedrückten Heimatlandes erfüllte ihr ganzes Herz. Gewaltsam drängten sie jede Eigensucht zurück und opferten vorerst das Familieninteresse der Vaterlandsliebe, deren hehre Flamme ihre Brust durchglühte.

Sechstes Kapitel.

Ein Bundesgenosse.

„Es erben sich Geseß' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort —“
(Goethes Faust.)

Die Zerstörung Magdeburgs machte in ganz Deutschland einen furchtbaren Eindruck. Die Protestanten schlossen sich immer enger den Schweden an, aber auch viele Katholiken wandten sich von dem Kaiser ab, dessen gewalttätige Handlungsweise ihnen verhaßt geworden war. Schmerzlich bedauerte man den Untergang Magdeburgs, und voll des stärksten Unwillens brach man in die Frage aus: „Was für ein Verbrechen in der Welt konnte eine solche Züchtigung verdienen, die sich auf die Hinrichtung ehrlicher Bürger und die barbarische Verheerung einer der blühendsten Städte Deutschlands erstreckte?“ — Den entsetzlichsten Eindruck aber machte diese Begebenheit auf Gustav Adolf, der sich der Tränen nicht erwehren konnte, als die Hiobsbotschaft sein Ohr traf. Tiefe Trauer und heiße Rachbegierde erfüllten seine Seele, und ein unbeschreibliches Weh beschlich sein Herz, daß eine Stadt, die so zuversichtlich auf seine Hilfe und Rettung gehofft hatte, gleichsam vor seinen Augen von den Feinden erobert worden war. Auch mußte er den Vorwurf fürchten, daß ihm, dem rastlos tätigen Helden, nur der Wille gefehlt habe, durch ein rasches Vorwärtsspringen die mit ihm verbündete Stadt zu befreien. Er erließ daher ein Manifest, worin er die Gründe seines unfreiwilligen Zögerns auseinanderlegte und zugleich schwur, daß er Magdeburg an seinen Zerstörern blutig rächen und den alten Korporal — wie er Tilly nannte — bis ans Ende der Welt verfolgen wollte; und obgleich den Helden im nächstfolgenden Jahre bei Lützen ein frühzeitiger Tod ereilte, hielt er dennoch seinen Schwur. Das melden uns die Blätter der Geschichte, die seinen großartigen Sieg verkünden, den er am 7. September 1631 unweit von Leipzig, bei dem Dorfe Breitenfeld, über Tilly ersocht. Die Armee des vorher noch nie besiegten Feld-

herrn war am Abend des Schlachttages vollkommen aufgelöst, und der zweifach verwundete Tilly entging nur knapp der Gefangenschaft. Aber nicht bloß seine 26 Kanonen, 100 Fahnen, das gesamte Gepäck und 12 000 Mann hatte er eingebüßt, sondern auch den Glauben an seine Unüberwindlichkeit. Rastlos von dem Löwen aus Mitternacht nach Bayern verfolgt, empfing er am 5. April 1632 die Todeswunde und gab, wenig Tage später, zu Ingolstadt seinen Geist auf. Seit der grausamen Zerstörung und Eroberung der Stadt Magdeburg hatte der berühmte und zugleich so gefürchtete Feldherr „weder Glück noch Sieg“ mehr gehabt und seinen großen Ruhm fast gänzlich eingebüßt. Die Rache für seine Grausamkeiten schien ihn überall zu verfolgen, und sein kläglichster Untergang gibt abermals ein glänzendes Zeugniß für die Gerechtigkeit der Weltgeschichte.

Die Gebrüder Rathbod hatten in der Schlacht bei Breitenfeld siegreich mitgekämpft und sich für ihre bewiesene Tapferkeit die rühmende Anerkennung ihres Befehlshabers errungen, des Grafen Gustav von Horn, der den linken Flügel in der Schlacht führte. Sie folgten ihm nach Franken und von dort mit freudig geschwellten Herzen nach dem Elsaß, wo die Wiege ihrer Ahnen gestanden hatte, und das jetzt den Werbungsplatz der geschwächten kaiserlichen Truppen bildete. Von daheim hatten sie zu wiederholten Malen gute Nachricht erhalten und erfahren, daß Johanna, nachdem der schwedische General Banér von Magdeburg Besitz ergriffen hatte, zu dem Vater zurückgekehrt war. Beide erfreuten sich des besten Wohls, wenn schon sie mit größtem Mangel zu kämpfen hatten. Dieser Umstand sowohl wie auch der Zug nach dem Elsaß machte in der Brust der Brüder von neuem das Verlangen rege, in Straßburg nach dem verschwundenen Testamente zu forschen. Ein Brief des Vaters benachrichtigte sie, daß er nur deshalb von dem Raube, den einst die Hohenhegs an der Rathbodschen Familie verübt hatten, geschwiegen habe, um in der Brust seiner Kinder keine törichten Hoffnungen zu erwecken; da indessen der Zufall des Krieges Andreas und Rudolf jetzt möglicherweise nach Straßburg führen könne, so füge er seinem Schreiben das Testament seines verstorbenen Vaters bei, des Wittenbergischen Predigers Johannes Rathbod.

Mit großem Interesse nahmen die Brüder von dem amtlich beglaubigten Schriftstück Kenntniß. Der ehemalige Schüler Luthers theilte darin die ihm von Mürrhart gemachten Enthüllungen mit und übertrug alle Rechte auf seine Nachkommen. Doch fügte er den Wunsch hinzu, daß die Testamentsangelegenheit zu keiner Quelle der

Feindschaft zwischen beiden Familien werden, für die Hohenhegs aber eine Mahnung sein möchte, das Unrecht ihres Vorfahren zu tilgen und zu sühnen.

Man kann sich denken, mit welcher hoffnungsreichen Gefühlen die Brüder das Elsaß betraten. Je näher sie ihrem Ziele kamen, desto größer wurde ihre Ungeduld, und obwohl der schwedische General Horn mit einer fabelhaften Geschwindigkeit vorwärts drang, die Österreicher und die Lothringer, die bischöflichen und die spanischen Truppen der Reihe nach besiegte und die meisten festen Plätze und Reichsstädte besetzte, so kam es unsern beiden Freunden doch noch viel zu langsam vor. Die starke Feste Benselden wurde mit stürmender Hand erobert, und nun zweigte sich das siegreiche Heer einerseits nach Schlettstadt, Kolmar, Ensisheim und anderseits nach Hagenau und der Bischofsstadt Zabern ab, um die Unterwerfung des Landes vollständig zu machen. Rudolf und Andreas befanden sich bei dem zuletzt genannten Heerhaufen, und der Jubel ihres Herzens kannte keine Grenzen, als an einem prächtigen Herbstmorgen der Turm des Straßburger Münsters in der Ferne emporstieg, gleichsam wie ein andächtiges, im Aufschweben versteinertes Gebet. Dieses ehrwürdige Bau-
denkmal Erwins von Steinbach hatten auch die Vorfahren der Rathodtschen Familie geschaut, und das Brüderpaar erinnerte sich jetzt einer Erzählung des Vaters, wie Johannes, der Schüler Luthers, als ein mittelloser Jüngling aus der Heimat geschieden war und dem himmelanstrebenden Münsterturme seine letzten Grüße dargebracht hatte. Und ein Jahrhundert später nahen sich wiederum zwei Rathods der alten Heimatstätte, um dort als Fremde ihren Einzug zu halten.

Der schwedische Oberbefehlshaber kannte ihre Wünsche und Absichten, denn sie hatten sich ihm anvertraut; er erteilte ihnen daher die Erlaubnis, sich auf unbestimmte Zeit nach Straßburg verfügen zu dürfen, natürlich unter dem Vorbehalt, einer etwaigen Rückberufung sofort Folge zu leisten.

„Obwohl ich fest überzeugt bin,“ äußerte der Feldmarschall zu dem Brüderpaar, „daß sich die Bewohner Straßburgs mehr dem Bündnisse zuneigen, das Schweden zu Anfang des vorigen Jahres mit dem französischen Minister Richelieu geschlossen hat, als dem tyrannischen Joche des Kaisers, so würde es mir doch lieb sein, jeweils über die Gesinnung von Rat und Bürgerschaft Rapport zu erhalten. Ich hoffe daher, daß ihr mich von jedem bemerkenswerten Vorfall in Kenntniß setzen werdet.“

Die Brüder versprachen es und schieden dankbar von dem wohlwollenden Feldherrn, der mit ihnen zugleich seinen Oberstwachmeister Weiß nach Straßburg entsandte, um dem Räte die Ankunft des schwedischen Heeres zu verkünden und freien Paß über die Rheinbrücke zu begehren.

Gegen Abend erreichten die drei das Weichbild der Stadt, und eine kurze Zeit später standen sie auf dem großen, weiten Platze vor dem Münster. Hier verabschiedete sich der Oberstwachmeister, um seiner amtlichen Sendung gerecht zu werden; die Brüder dagegen verfügten sich ehrfurchtsvoll in den geweihten inneren Raum des Domes, um dort in stiller Andacht ihr Gebet zu verrichten und Gottes Segen zu erbitten.

Als sie wieder ins Freie traten, begann es schon zu dämmern, und es war daher nötig, sich nach einer Herberge umzusehen. Sie schlenderten aufs Geratewohl der dem Dome gegenüber einmündenden Straße zu, die den Namen Krämergasse führte. Vor der Thür des einen Eckhauses, dessen alte Bauart gegen die neueren, mehrere Stockwerke hohen und mit Ziegeln gedeckten Nachbargebäude auffallend abstach, hatte ein Schornsteinfegergeselle Posto gefaßt, d. h. er ruhte sich auf der neben der Haustür befindlichen Bank von seinem mühevollen Tagewerk ein wenig aus. Als er die Brüder mit ihren blauen Schärpen erblickte, schwang er wie zu einer Art Willkommen seinen rußigen Besen und rief:

„Postaufig, was für hübsche Kerle sind doch die Schweden! Grüß' euch Gott, ihr Wackern — 's ist gut, daß ihr endlich in unser Ländle kommt und reine Wirtschaft macht.“

Dabei reichte er dem lächelnden Brüderpaare seine biedere, aber äußerst schwarze Hand dar, die trotzdem herzlich geschüttelt wurde. „Ja, du liebes Herrgöttle,“ lachte der Schornsteinfeger, „versteht ihr denn Deutsch?“

„Will's meinen,“ erwiderte Andreas, „sind wir ja doch Deutsche, und zwar Magdeburger.“

„Postaufig, so habt ihr Ärmsten die schauerliche Zerstörung miterlebt, die gar wunderschön beschrieben war in den Flugblättern; ich hab' mir eins gekauft und ganz durchstudiert. Nicht wahr, der Tilly hat damals, gerade so wie der Teufel, eine rote Hahnenfeder auf dem Hute stecken gehabt?“

Nachdem die Brüder diese und noch mehrere andere Fragen des neugierigen Gesellen beantwortet hatten, richteten sie die Frage an ihn, ob er wohl eine gute, aber nicht zu teure Herberge wisse.

„Geht nur in das Haus hier hinein,“ sagte der Schornsteinfeger, „da werdet ihr ein ganz treffliches Unterkommen finden. Aha, der alte Rumpelkasten gefällt euch nicht?“ fügte er lachend hinzu, als er den kritischen Blick bemerkte, womit die Brüder das Gebäude betrachteten. „Wäret ihr Straßburger Kinder, so würdet ihr anderer Meinung sein, es ist ein gutes altes Haus und noch dazu ein berühmtes, denn der Pfeiferkönig Rathod hat's erbaut, und nach ihm hat auch sein Sohn, der reiche Handelsherr, darin gewohnt.“

„Rathod?“ riefen die Brüder wie aus einem Munde. „Welch ein sonderbarer Zufall!“

Der Schornsteinfeger bemerkte zu seiner großen Verwunderung, daß die Augen der fremden Gesellen feucht wurden; wie erstaunte er aber, als er von den Brüdern den Grund ihrer tiefen Gemütsbewegung erfuhr. Der ehrliche Bursche geriet in einen wahren Freudentaumel, dem er mit den Worten Ausdruck verlieh:

„Ja, dann seid ihr keine Fremden, sondern echte Straßburger Kinder, die ich gleich küssen möchte, wenn ich nicht so verteuelt schwarz im Gesicht wäre!“

Rudolf drückte ihm herzlich die Hand, während Andreas an ihn die Frage richtete, ob ihm auch wohl die Hohenhegs bekannt seien.

„Will's meinen,“ lautete die Antwort des fröhlichen Gesellen, „ich lehre und fege ja alle Monde bei ihnen. Soll ich euch in ihr Haus führen?“

„Nein, heute nicht,“ versetzte Andreas, „wir sehnen uns nach Ruhe. Doch wollt Ihr morgen uns den Gefallen erweisen, so werden wir Euch dankbar sein.“

„Versüßt über mich, denn morgen ist Sonntag, und da bin ich Freiherr. Jetzt aber will ich euch nicht länger aufhalten; geht nur hinein in das enge Haus euers Ahnherrn und sagt dem Meister Kilian — so heißt nämlich der Herbergsvater —, der Peter Dupé schicke euch, und er solle euch alle Ehre antun, denn ihr wäret die Nachkommen des alten Rathod.“ Bei diesen Worten schüttelte er den Brüdern abermals die Hand, bewaffnete sich mit Besen und Leiter und schritt fröhlich singend die Gasse entlang.

Ehe sich die Brüder nach der im untern Stockwerk gelegenen Wirtsstube verfügten, äußerte Rudolf gegen Andreas:

„Ich halte es nicht für gut, mit unserm Namen öffentlich hervorzutreten, denn wir müssen die Gegend und die Hohenhegsche Familie sondieren, was aber nur dann mit Erfolg geschehen kann, wenn wir unserm natürlichen Gegner unter falschem Namen nahen.“

Andreas mußte dem Bruder recht geben und bedauerte nur, daß sie sich schon gegen Dups verraten hatten.

„Indessen scheint er mir ein ehrlicher Kamerad zu sein, der stillschweigen und unser Geheimnis bewahren wird, wenn wir ihn darum ernstlich bitten.“

Nach kurzer Beratung kamen sie dahin überein, bis auf weiteres sich den Vornamen ihres Vaters beizulegen, und demgemäß führten sie sich bei dem Meister Kilian als Gebrüder Martin ein. Der Schornsteinfeger hatte nicht zu viel behauptet; sie fanden in dem alten Hause eine sehr gastliche Aufnahme, eine gute Kost und vortreffliche Betten, die sie auf ihrem Kriegszuge schmerzlich entbehrt hatten.

Als sich Peter Dups am nächsten Morgen in der Herberge einstellte, zogen ihn die Brüder ins Vertrauen, ohne aber ihre eigentliche Absicht zu verraten, denn dazu war die Bekanntschaft mit dem Schornsteinfeger doch noch allzu neu. Peter Dups dagegen fühlte sich geehrt, das Vertrauen der Rathbod'schen Nachkommen zu genießen, und gelobte feierlich, sich dessen würdig zu zeigen. Der noch nicht zwanzigjährige Bursche nahm sich heute in seinem Sonntagsstaat und mit dem reingewaschenen Gesicht recht schmucl aus, und als er an der Seite der Brüder, die sich ihrer militärischen Abzeichen für den bevorstehenden Besuch entledigt hatten, dem Hohenhegs'schen Hause zuschritt, erstrahlte sein pausbäckiges Angesicht vor Gutmütigkeit und heller Freude. An Ort und Stelle angekommen, staunten die Brüder, daß die Heimstätte der Hohenhegs sehr bescheiden war und nichts von dem angeerbten Reichtume verriet. Die Einfachheit, die in der Bauart des Hauses zutage trat, war auch in der innern Einrichtung der Zimmer zu finden, so daß für unsere beiden Freunde die Vermutung nahe lag, die Hohenhegs seien dem Geize hold. Diese Wahrnehmung drückte die Hoffnung der Brüder, auf friedlichem Wege ihre Absicht zu erreichen, bedeutend herab, denn es war nur zu gewiß, daß die geldgierige Familie um keinen Preis einen Theil ihrer Reichtümer gutwillig hergeben werde.

Von der Familie bekamen sie heute nur das Oberhaupt und den einzigen Sohn zu sehen, der mit ihnen so ziemlich in gleichem Alter war. Der Hausherr war ein stattlicher Sechziger, von großer Gestalt und würdevoller Haltung. Der Sohn glich dem Vater auf ein Haar, nur hatte auf seiner Stirn das Schicksal noch nicht jene tiefen Falten gezogen, die von getäuschten Hoffnungen, Prüfungen und Sorgen sprechen.

Als das Brüderpaar der Einladung des Hausherrn, sich niederzulassen, Folge geleistet hatte, ergriff Andreas das Wort:

„Zunächst müssen wir Euch um Entschuldigung bitten, daß wir, ohne Eure Erlaubnis, Euer Haus betreten. Wir würden das als Fremde nicht gewagt haben, wäre uns durch den jungen Dups, dessen Bekanntschaft wir zufällig machten, nicht Eure Gastfreundschaft gerühmt worden.“

„Laßt alle Entschuldigungen beiseite“, entgegnete leutselig das Familienoberhaupt. „Ihr seid fremd in dieser Stadt, und daher soll es mich doppelt freuen, wenn ich euch dienen kann. Sagt mir also eure Namen und gebt mir eure Wünsche kund.“

„Wir nennen uns Martin“, ergriff jetzt Rudolf das Wort, ein wenig erstaunt über das freundliche Wesen des adligen Herrn, den er sich als einen rauhen, harten Mann gedacht hatte. „Wir stammen aus Kurfachsen, und obwohl wir eigentlich der Rechtsgelehrsamkeit uns gewidmet haben, verlegten wir uns dennoch mit besonderer Vorliebe auf heraldische Studien. Zu den Wappen, die unser Interesse ganz besonders fesseln, gehört das der Familie Hohenheg, und Ihr würdet uns daher einen Dienst erweisen, wenn Ihr den Stammbaum Euers Hauses uns erschließen wolltet.“

Der alte Herr erklärte sich gern dazu bereit, wenn schon er heute dem Wunsche der Brüder nicht willfahren könne.

„Ich bekleide in hiesiger Stadt das Amt eines Ratsmannes“, fügte er erläuternd hinzu; „es findet heute vormittag eine außerordentliche Sitzung statt, in der beraten werden soll, ob den Wünschen des Generals Horn Rechnung zu tragen sei oder nicht.“

„Dann wollen wir Euch keine Minute länger aufhalten“, entgegnete Andreas, sich vom Stuhle erhebend — jedoch der alte Herr gab es nicht zu, daß sich die Brüder schon jetzt entfernen wollten, und sagte:

„Mein Sohn Richard wird während meiner Abwesenheit die Pflichten des Wirtes übernehmen, und da man sich in der Jugend gern einander anschießt, so hoffe ich, daß ihr bald gute Freunde sein werdet. Ja, ich wünsche es sogar, denn ihr gefällt mir.“

„Mir ist's gerade so mit den beiden Gefellen da ergangen“, lachte Peter Dups, der bisher bescheiden in einer Ecke gestanden hatte.

„Und ich befinde mich in dem gleichen Falle!“ rief Richard und schüttelte herzlich die Hände der beiden Brüder.

Nicht ohne Verwunderung blickten sie sich gegenseitig an, vergaßen aber trotzdem nicht, die Freundlichkeit von Vater und Sohn zu erwidern. Als der erste sich empfohlen hatte, sagte sich Andreas ein Herz und äußerte zu dem jungen Hohenheg:

„Mein Bruder und ich hegten starken Zweifel, euch zu dieser schönen Jahreszeit in der Stadt anzutreffen. Wahrscheinlich seid ihr durch die kriegerischen Wirren dazu veranlaßt worden.“

„Ich verstehe euch nicht recht,“ versetzte Richard mit einem verwunderten Lächeln, „verweilt unsere Familie doch immer in der Stadt, mag nun draußen die Kriegstrompete erschallen oder nicht.“

„So liegt euer Bergschloß vereinsamt da?“ riefen die Brüder einstimmig.

„Bergschloß?“ wiederholte Richard kopfschüttelnd; „es sollte mir lieb sein, wenn wir eines hätten, denn dann würden wir auch mit irdischen Reichtümern gesegnet sein und unserm Range gemäß leben können.“

Das Staunen der Brüder wuchs, denn in dem Dokumente, das sie mit sich führten, war ganz besonders jenes Schlosses Erwähnung getan.

„Ihr führt doch den Namen Hohenheg?“ fragte Rudolf von neuem, und Richard bejahte.

„Dann gehört ihr also auch zu dem gräflichen Geschlechte, von dem schon in den alten Urkunden die Rede ist“, fügte Andreas hinzu.

„Ja und nein,“ lautete die Antwort des jungen Adligen, „eigentlich hätte unsere Familie ein Anrecht auf den Grafentitel, doch wurden wir zu dem Stande der Freiherren herabgedrückt.“

„Wer konnte so etwas wagen?“ warf Andreas ein.

Richard runzelte die Stirn und sagte: „Das ist ein garstiges Stück Familiengeschichte, deren wir uns nicht gern erinnern. Da ihr aber ein so großes Interesse für unsern Namen zeigt, so will ich euch mit ein paar Worten darüber aufklären. Mein Großvater war der Sohn des Grafen Wolfgang von Hohenheg, wurde aber sehr zurückgesetzt, da er eine bürgerliche Mutter hatte. Nach deren Tode heiratete Wolfgang von Hohenheg ein Mädchen aus altem Adel; die Kinder dieser Ehe erhielten das nicht weit von Waffelnheim liegende Stammschloß sowie das reiche Erbgut, während mein Großvater mit einer äußerst geringfügigen Summe abgespeist wurde und nur den Namen eines Freiherrn von Hohenheg führen durfte. So kam es, daß zwei Hohenhegsche Linien entstanden und die gräfliche unsere Familie wegen des bürgerlichen Mischblutes verhöhnt und verachtet.“

Die Brüder tauschten abermals Blicke, und Andreas rief: „Jetzt nur noch eine Frage. Kennt Ihr den Namen, den die bürgerliche Mutter Euers Großvaters geführt hat?“

„Sie stammte aus einem angesehenen Straßburger Handels-
hause, dessen Vorfahr das Amt eines Pfeiserkönigs bekleidet hatte.“

„Michael Ratbod!“ erscholl es von den Lippen der Brüder.
„Seine Tochter hieß Philippine, und sie war es, die mit dem jungen
Grafen Hohenheg in die Ehe trat!“

„Ganz recht . . . doch woher wißt ihr —?“

Die Brüder ließen jetzt ihr Inognito fallen und gaben sich dem
hocherstaunten Richard als seine Verwandten zu erkennen. Natürlich
warteten sie jetzt die Rückkehr des alten Freiherrn ab, dessen Ver-
wunderung einen hohen Grad erreichte, zumal da er von dem Dasein
und dem Inhalt des Dokuments, das ihm Andreas einhändigte, bis-
her keine Ahnung gehabt hatte.

„Seid mir willkommen,“ rief er, die Brüder an sich ziehend, „und
gesegnet sei die Stunde, die euch in unser bescheidenes Heim führte!
Ehrlicher Dups,“ fügte er, die Hand des Schornsteinfegers erfassend,
hinzu, „ich bin in deiner Schuld. Du warst meiner Familie immer
ergeben und hast uns auch jetzt wieder einen wichtigen Dienst geleistet,
indem du die beiden Ratbods uns zugeführt hast.“

„Kann diesmal wirklich nichts dafür,“ antwortete Peter, „im
Gegenteil, hätte ich ihre Absicht gemerkt, daß sie Euch zu Leibe rücken
wollten, so würde ich mich nicht als Führer hergegeben haben.“

„Ihr werdet uns doch nicht zürnen?“ entgegnete Rudolf freund-
lich und bot ihm die Hand zur Versöhnung dar. „Hatten wir ja doch
keine Ahnung davon, daß es noch eine zweite Linie Hohenheg gäbe.“

„Postausig, macht keine weiteren Worte,“ lachte Dups, „ich bin
euch gut und leiste euch jeden ehrlichen Dienst — ja wenn ihr wollt,
so führe ich euch ins gräfliche Bergschloß, denn der Vogt dort ist der
Bruder von der Base meiner verstorbenen Mutter, müßt ihr wissen,
und ihm verdank' ich's, daß ich die Kammer im Schlosse kehren und fegen
darf. Aber ich sehe schon, daß ihr für heute meiner nicht mehr bedürft,
und darum empfehle ich mich, denn es ist bereits Mittag vorüber, und
meine Frau Meisterin ist eine strenge Frau, die ihren Gesellen
weder Fleisch noch Suppe aufhebt, wenn sie sich einmal verspäten.“
Damit schüttelte er allen nacheinander die Hand und eilte zum
Zimmer hinaus.

„Ein herzensguter Bursch“, äußerte der alte Freiherr, indem er
ihm nachblickte. „Doch jetzt, meine lieben Vettern, will ich euch Frau
Jrmgard, meiner Gattin, vorstellen und ihr sagen, daß ihr unsere
geschätzten Gäste seid und während euers Straßburger Aufenthalts
in unserm bescheidenen Hause wohnen werdet.“

Die Brüder wollten diese übergroße Gastfreundlichkeit nicht annehmen, mußten sich aber schließlich doch dazu bereit finden lassen, da der alte Freiherr sagte:

„Unsere Interessen gehen zusammen, mithin müssen wir auch zusammenleben. Das Dokument euers Großvaters bietet mir eine wichtige Handhabe gegen die Grafen Hohenheg, deren fortgesetzte feindliche Gesinnungen schon oft mein Blut in Wallung gebracht haben. Für heute aber nichts mehr davon, denn es ist Sonntag, und ein guter Christ ehrt den Frieden dieses Tages.“

Bei diesen Worten faßte er die Brüder am Arme und stellte sie der Gattin vor, die inzwischen von Richard schon Kenntniß erhalten hatte von dem wunderbaren Zufall, der vergessene und dennoch so liebe Verwandte ihrem Hause zuführte.

Siebentes Kapitel.

Die Schenke zum Schnafenloch.

„Der Hans im Schnafenloch
Sagt alles, was er denkt;
Und was er sagt, das denkt er nicht,
Und was er denkt, das sagt er nicht —
Der Hans im Schnafenloch
Sagt alles, was er denkt.“

(Altes Straßburger Lied.)

Wie in Magdeburg, so standen sich auch in Straßburg zwei Parteien feindlich gegenüber. Von jener Einigkeit der Bürger, die während der Reformationszeit geherrscht hatte, war auch in dieser freien alten Reichsstadt keine Rede mehr, und außerdem befand sich die Regierung von Straßburg nicht mehr in den Händen von Männern, die den außerordentlichen Verhältnissen gewachsen waren. Das siegreiche Vordringen des kaiserlichen Heeres machte die aus Straßburg verdrängte katholische Partei übermütig, und es wurden Stimmen laut, die das Münster und noch andere Kirchen zurückbegehrten; namentlich lärmten die Dominikaner, die den Verlust ihrer Besitztümer in der Stadt nicht verschmerzen konnten. Von der kaiserlichen Regierung ergingen scharfe Mandate in betreff der Restituierung der geistlichen Güter, und obwohl Ferdinands II. Macht in die Freiheiten Straßburgs nicht so eingreifen konnte, wie es bei andern Städten geschah, so sah man doch nicht ohne Bedenken der nächsten Zukunft entgegen. Ein großer Teil der Bürgerschaft erging sich in bitterer Rede über die Politik und die Lieblosigkeit des Kaisers, und die Partei wuchs, die den Habsburger als ihren Feind ansah und den Abfall vom Reiche als die Erlösung von einer steten Gefahr betrachtete.

Und sonderbar, in solch schwierigen Augenblicken war die französische Diplomatie stets mit Liebesanträgen bereit, die Leiden der Stadt zu lindern und ihre Freiheiten zu schützen. Natürlich! Schielten ja doch schon Ludwig XIII. und sein allmächtiger Minister Richelieu begierig nach der deutschen Braut, die zu erobern und an sich zu ziehen ihr geheimer Wunsch war. Nicht nur militärische Hilfe versprach das

schlaue Frankreich dem Straßburger Räte, sondern auch Geldunterstützungen, zumal da man in Paris wußte, daß das sonst so geordnete Finanzwesen der alten reichen Stadt in tiefen Verfall geraten war.

So liebäugelte denn die katholische Partei mit dem Kaiser und die protestantische mit Frankreich und Schweden, so daß Straßburg schließlich eine zweideutige Stellung einnahm. Es war nicht mehr das Bewußtsein stolzer Entfagung, womit die Königin der elsässischen Städte den Parteien gegenüberstand, sondern jene aus bodenloser Schwäche hervorgegangene Charakterlosigkeit, die einem auf offenem Meere treibenden Schiffe gleicht, das sein Steuerruder eingebüßt hat.

Wohl gab es einzelne ehrenwerte Bürger, welche die drohende Gefahr erkannten und die Selbständigkeit der Stadt bewahrt wissen wollten, und zu ihnen gehörte der Freiherr von Hohenheg. Indessen wurde auf die Warnungen der kleinen Schar nicht geachtet, und die Folge davon war, daß sich der alte Herr von den Rats- und Regierungsgeschäften mehr und mehr zurückzog. Die Bekanntschaft mit den beiden Brüdern Ratbod sowie die wichtigen Aufschlüsse, die er durch das Dokument erhalten hatte, gaben jetzt seinen Gedanken eine andere Richtung, und er beschäftigte sich nur damit, dem hochmütigen Wesen der Grafen von Hohenheg einen empfindlichen Stoß zu versetzen.

Zunächst setzte er den auf seinem Schlosse verweilenden Konrad von Hohenheg von dem Dasein des Dokuments in Kenntnis und fügte eine Abschrift desselben hinzu. Der Schluß des Briefes lautete:

„An der Wahrheit des Inhalts ist nicht zu zweifeln, denn der geistliche Verfasser des Dokuments wird darin als ein Ehrenmann beglaubigt, wie das amtliche Siegel beweist, das dem wichtigen Schriftstücke beigelegt ist. Ich gebe Ew. Erlaucht eine Woche Bedenkzeit; sollte ich aber nach deren Ablauf keine befriedigende Antwort erhalten haben, so werde ich zugunsten der hier in Straßburg anwesenden Brüder Ratbod weitere Schritte tun.“

Nachdem der Brief befördert worden war, rieb sich der alte Freiherr vergnügt die Hände; er kannte den unbegrenzten Stolz Konrads von Hohenheg nur zu gut und wußte im voraus, daß der Zorn des Grafen in hellen Flammen auslodern werde, denn seine Familienehre war bedroht. Das Verbrechen seines Ahnherrn wurde durch dieses Dokument sozusagen wieder lebendig gemacht; vor mehr als hundert Jahren hatte die Tat stattgefunden, in den vielfachen Wirren der Zeit aber war sie wieder vergessen worden. Nunmehr lebte sie

von neuem auf, und der Freiherr sah im Geiste den innern Zwiespalt voraus, der dem hochmütigen Konrad bevorstand, sobald er von dem Vorhandensein des Dokuments Kenntniz erhalten hatte.

„Ich bin wirklich begierig zu erfahren,“ äußerte er zu der Gattin, „auf welche Weise sich der Graf aus der Schlinge zu ziehen gedenkt, denn daß er nicht gewillt ist, das Verbrechen seines Ahnherrn zu sühnen und sich von einem Teile seines reichen Besitzes zu trennen, davon bin ich fest überzeugt.“

Die Neugier des alten Herrn sollte bald befriedigt werden.

Noch war die Frist, die er Konrad gewährt hatte, nicht verstrichen, als Rudolf und Andreas, die heute beim Gottesdienste im Münster gewesen waren, in dessen Nähe von einem ältlichen, äußerst fein gekleideten Manne angesprochen wurden.

„Verzeiht meine Dreistigkeit,“ begann der Fremde mit einer leichten Verbeugung, „allein ich folge euch schon seit heute früh auf Schritt und Tritt, ohne daß es mir bis jetzt möglich gewesen wäre, an euch heranzukommen. Ihr befandet euch stets in Gesellschaft des jungen Richard Hohenheg. Nicht wahr, ich täusche mich nicht, wenn ich euch für die Gebrüder Rathbod halte?“

„So lautet unser Name,“ erwiderte Andreas, „doch wer seid Ihr, und was begehrt Ihr von uns?“

Das vornehme Männlein räusperte sich verlegen und sagte dann: „Dürfte ich euch bitten, mit mir in irgendeine Hausflur zu treten?“

„Ei, was Ihr uns zu verkündigen habt, kann wohl ebenfogut auf offenem Markte geschehen!“ rief Andreas ärgerlich.

„Doch nicht“, beteuerte der Fremde. „Der Zufall könnte einen der Hohenhegs in die Nähe führen; sie aber sollen nichts von dem Auftrage wissen, dessen ich mich gegen euch zu entledigen habe.“

„Und wie heißt Euer Auftraggeber?“ fragte Rudolf.

„Graf Konrad von Hohenheg.“

„Ah, das ist sonderbar!“ lachte Andreas und beriet sich heimlich mit seinem Bruder. Dann gab er dem Fremden einen Wink, und alle drei verschwanden alsbald in der geräumigen Flur eines am Obstmarkt stehenden Hauses.

„Ich bin der Kammerdiener Sr. Erlaucht“, begann das feingekleidete Männchen von neuem, aber so leise, daß die Brüder ihre Ohren seinem Munde sehr nahe bringen mußten, um seine Rede zu vernehmen. „Der Graf hat vor einiger Zeit einen Brief erhalten und läßt euch durch mich verkünden, daß er gewillt sei, in Unterhand-

lungen zu treten; doch knüpft er die Bedingung daran, daß er es nur mit euch allein zu tun habe, die Freiherren von Hohenberg müßten von der Verhandlung ausgeschlossen bleiben, ja er fordert von euch sogar das Ehrenwort, gegen die genannten Personen nichts verlauten zu lassen. Seid ihr gewillt, diese Bedingungen anzunehmen, so habe ich euch in seinem Auftrage noch weiteres zu verkünden."

Nach einer abermaligen heimlichen Beratung kamen die Brüder überein, sich der Bedingung des Grafen vorläufig zu fügen.

"Sobald die Unterhandlungen vorüber sind," äußerte Andreas, "werden wir selbstverständlich unsern lieben Wirt ins Vertrauen ziehen, denn dann bindet uns kein Ehrenwort mehr." Rudolf erklärte sich damit einverstanden und wandte sich mit dem Bruder wieder dem Kammerdiener zu, der nun, nachdem er von ihnen die gewünschte Versicherung erhalten hatte, weiter fortfuhr:

"Se. Erlaucht haben zum Zwecke einer Zusammenkunft einen neutralen Boden erwählt, und zwar die Schenke des sogenannten Schnakenlochs, das sich vor der Stadt, unweit des Spittelstors, befindet. Der Herr Graf wünscht, daß das Stellbischein morgen abend, nach Einbruch der Nacht, stattfinde, denn er will von niemand gesehen werden. Außerdem läßt er euch bitten, das Dokument mitzubringen, damit er sich von dessen Echtheit überzeuge. Er hegt dabei die zuversichtliche Hoffnung, daß ein Vergleich zustande komme, die beide Parteien befriedige."

"Im Schnakenloch will er uns treffen?" lachte Andreas, zog dabei aber ein eben nicht freundliches Gesicht. "Das ist wohl so eine jener Schenken, wo man unbequeme Gegner spurlos verschwinden lassen kann, he?"

Der Kammerdiener zeigte sich ob dieser Vermutung sehr entrüstet und versetzte zornig: "Ich muß mir auf das nachdrücklichste verbitten, derartige Reden zu führen, da sie durchaus gegen den Respekt verstoßen, den man einem Herrn wie Sr. Erlaucht schuldig ist!"

Rudolf fühlte, daß der Bruder zu weit gegangen war, und sagte daher begütigend: "Nun nun, es war ja nicht so schlimm gemeint. Wir werden uns natürlich über jene Schenke mit dem sonderbaren Namen Gewißheit verschaffen, und fällt die Auskunft günstig aus, so darf sich der Herr Graf unseres Erscheinens versichert halten."

Das feingekleidete Männchen verneigte sich und verließ die Brüder, die gedankenvoll dem Hause ihres Wirtes zuschritten...

Während der Mittagstafel fragte Andreas plötzlich:

"Gibt's hier bei der Stadt wirklich einen Ort, der den eigentüm-

lichen Namen ‚Schnakenloch‘ führt? Rudolf und ich haben heute davon gehört, glauben aber, daß man uns damit äffen wollte.“

„O nein,“ lächelte der Freiherr, „mit dem Schnakenloch hat’s keine Richtigkeit. Es ist eine Niederung am Wasser, die Sommerresidenz der lästigen Schnaken (eine Art langbeiniger, großer Mücken), die sich dort in solchen Massen niederzulassen pflegen, daß man den Ort nach ihnen genannt hat.“

„Befindet sich daselbst nicht auch eine Schenke?“ fragte Andreas weiter.

„Sie führt den gleichen Namen,“ nickte der Freiherr, „und zwar nach ihrem Wirte Hans, der ebenfalls nur Schnaken (Schwänke und Bissen) im Kopfe hat. Er ist ein gar närrischer Kauz, der sich dumm stellt, in Wahrheit aber eine gute Portion Piffigkeit besitzt. Seine angenommene drollige Dummheit zieht, trotz der lästigen Schnaken, eine Menge von Gästen in seine Schenke und hat ihn schon zu einem wohlhabenden Manne gemacht.“

„Die Schenke ist wohl ein wenig verrufen?“ fragte Rudolf.

„O, durchaus nicht, denn der Hans ist ein Ehrenmann, der keine schlechten Gesellen duldet; habe ich doch selbst einmal dort übernachtet, als ich von dem Dorfe Illkirch kam und von einem entsetzlichen Unwetter überrascht wurde. Stattet also getrost dem Hans einen Besuch ab; ich bin überzeugt, der drollige Kauz wird euch Spaß machen.“

Am Nachmittage äußerte Andreas gegen den alten Freiherrn die Bitte, ihm das Dokument zu geben, da er einen Passus nachlesen wolle. Obgleich etwas überrascht, willfahrte der freundliche Mann der Bitte des Jünglings, der sich wieder auf sein Stübchen zurückzog, um sich mit dem Bruder endgültig zu beraten, ob man dem Stelldich ein folgen solle oder nicht.

„Nach der Versicherung unseres Freundes ist die Schenke ein ehrlicher Ort, und somit haben wir nichts zu riskieren“, lautete Rudolfs Meinung. „Natürlich werden wir dem Grafen nur dann einen Einblick in das Dokument erlauben, wenn er allein ist.“

„Selbstverständlich“, pflichtete Andreas bei. „Du hast recht, wir wollen es wagen. Es kommt mir zwar wie eine Art von Unrecht vor, daß wir vor dem guten Freiherrn ein Geheimnis haben, aber wir müssen hier den Verhältnissen Rechnung tragen. Wahrscheinlich läßt es der Stolz des Grafen nicht zu, sich in Gegenwart seines erbitterten Feindes zu demütigen; ein Nachgeben seinerseits würde aber einer Demütigung gleichkommen, während er uns gegenüber den Vornehmen

spielen und sagen kann, daß er sich aus Mitleid herablasse, uns einen Teil des unrechtmäßigen Erbes abzutreten."

"In diesem Falle aber würde ich mich nicht bedenken, ihm meine wahre Meinung zu sagen," meinte Rudolf, "denn es ist eine Schande, daß die Grafen Hohenheg nicht schon längst das Verbrechen ihres Vorfahren gesühnt haben."

"Besser, sie tun es jetzt als gar nicht", antwortete Andreas etwas leichtfertig, brach aber schnell ab, da Richard ins Zimmer trat, um den Brüdern die neuesten Waffenerfolge mitzuteilen, die die Schweden unter Horns Führung errungen hatten.

* * *

Es war am andern Abend und die Dämmerung schon dem nächtlichen Dunkel gewichen, als unser Brüderpaar das Spitteltor passierte. Nur ein matter Lichtschimmer am Horizont diente ihnen als Führer und zeigte den Wandernden eine Allee hoher Pappelbäume, die gespenstisch in die Luft ragten. Andreas und Rudolf kannten keine Furcht, trotzdem schauerten sie ein wenig zusammen, als sie an dem Hochgericht vorüberkamen, das damals in jener Gegend stand, und aufgeschreckte Raben mit heiserem Geschrei in die Nachtlust schwirrten. Die Brüder hüllten sich fester in ihre Mäntel und verdoppelten ihre Schritte. Wenig Minuten später erreichten sie die Schenke. Sowohl im Erdgeschoße wie auch im oberen Stockwerke glänzte Licht, ein Zeichen, daß man vornehme Gesellschaft erwartete, denn eine Treppe hoch befand sich die Trinkstube für die Stadtgäste.

Rudolf und Andreas traten zunächst in den unteren Raum, wo einige Schiffer vor ihren Weinkrügen saßen und in stiller Behaglichkeit den lustigen Schnurren des Wirts zuhörten.

Der Meister Hans war in der That eine komische Persönlichkeit; seine kleine Figur erschien durch den gewichtigen Körperumfang noch geringer, so daß Hans eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Kürbis hatte, auf dem eine Apfelsine thronte; denn der kleine Kopf des dicken Mannes erglühte ebenfalls in der Farbe dieser Frucht.

Als die Brüder eintraten, watschelte er sofort auf sie zu und rief unter allerlei komischen Verbeugungen, die die Lachlust der anwesenden Gäste erregten:

"Grüß Gott, Ew. Hochedelgeboren, und empfanget den Dank eines armen Sterblichen, der die Gnade zu würdigen weiß, die ihr seiner Hütte angedeihen laßt. Soviel ich in meiner Dummheit weiß, werdet

ihr oben im Herrenstübchen erwartet, und es bleibt mir nur die Frage übrig, ob ihr ein Faß oder einen Krug Wein wünschet."

"Vorderhand einen Krug, Meister Hans," entgegnete Andreas lachend, „bis wir uns von der Güte und Reinheit des Weines überzeugt haben, denn es könnten ja doch Schnaken darin sein."

"Nicht doch, Ew. Hochwohladelgeboren," protestierte der närrische Kauz, „die Schnaken lassen sich erst spüren, wenn ihr einige Krüge meines fürtrefflichen Weines getrunken habt, aber beileibe nicht in der Kehle, sondern — im Kopf."

"Wir werden sehen, ob du die Wahrheit sprichst", versetzte Andreas; „jetzt aber leuchte uns die Treppe hinauf, damit wir keinen Fehltritt tun."

"O, so etwas kommt immer erst beim Nachhausegehen vor", meinte Hans, kam aber dienstbeflissen dem Befehle nach.

In der obern Trinktube war nur ein einziger Gast, dessen Äußeres nicht eben sehr vertrauenerweckend war. Das Antlitz zeigte rohe Züge und eine niedere Stirn, unter deren buschigen Brauen zwei dunkle Augen funkelten. Die reiche Kleidung paßte schlecht zu dem plebejischen Gesicht und ließ die eckigen Körperbewegungen in einem womöglich noch unvorteilhafteren Lichte erscheinen.

"Gebrüder Ratbod?" tönte es von den bärtigen Lippen den Ankommenden entgegen.

Unsere jungen Freunde bejahten.

"Ich bin Konrad von Hohenheg," fuhr der einsame Gast fort, „setzt euch an meinem Tische nieder und laßt uns an die Erledigung des Geschäftes gehen, das uns heute hier zusammengeführt hat."

Ehe jedoch die Brüder dieser Aufforderung Folge leisteten, ließen sie ihre Blicke spähend umhererschweifen, um sich zu vergewissern, daß sie auch wirklich die einzigen anwesenden Personen seien.

Der Graf, der sie scharf beobachtete, zeigte ein verächtliches Lächeln. Als Meister Hans den Wein gebracht hatte, rief er ihm zu: „Daß die Tür zum Vorfaal offen, damit die Herren dich leicht herbeirufen können, falls sie einen Wunsch haben."

Der dicke Wirt nickte und stieg die hölzerne Treppe wieder hinab. Unterdes hatten die Brüder Umschau gehalten und sich überzeugt, daß sich der Graf allein befände.

"Ihr lächelt über unsere Vorsicht," äußerte Andreas zu ihm, „doch ist sie in so stürmisch bewegter Zeit wohl am Platze."

"Ganz nach euerem Belieben", entgegnete der Graf. „Habt ihr das Dokument bei euch?"

Rudolf bejahte und deutete auf den Bruder.

„Wollt ihr mir vorher einen Einblick erlauben, ehe ich mich gegen euch äußere?“

„Das war ja von Anbeginn Eure Bedingung“, antwortete Andreas und zog das Schriftstück hervor. Der Graf griff danach, Andreas aber zog es rasch zurück und sagte: „Ich gebe das Dokument nicht aus der Hand. Wollt Ihr den Inhalt lesen, so müßt Ihr Euch bequemen, die Hände unter den Tisch zu tun, ich werde Euch dann das Schriftstück dicht vor die Augen halten.“

Der Graf schlug eine raue Lache auf und fragte spöttisch: „Wollt Ihr mir nicht lieber gleich Fesseln anlegen? . . . Die Hände sind jetzt unterm Tisch, tut daher Eure Schuldigkeit und dient mir als Lesepult.“

Andreas würdigte den Spötter keiner Antwort, sondern hielt ihm das Dokument dicht vors Angesicht. Es währte eine geraume Weile, ehe der Graf die Lektüre beendete; sodann rief er:

„Steckt das Ding in Eure Brusttasche, damit ich meine Hände wieder frei bewegen kann.“

„Nun, und seid Ihr gewillt, das Unrecht Eures Vorfahren zu sühnen?“ fragte Andreas.

„Unrecht . . . sühnen!“ lachte der Graf höhnisch; „sprecht nicht so dumm. Kann ich etwas dafür, daß einer meiner Ahnen eure Familie schädigte? Wenn ich mich trotzdem zu einem Vergleich herbeilasse, so geschieht es nur, um endlich einmal vor euch Ruhe zu bekommen. Händigt mir also das Dokument aus, und ich zahl' euch dafür sechstausend Gulden.“

„Um ein rechtmäßiges Erbe vermag ich nicht zu feilschen“, äußerte Andreas, „dennoch müßt Ihr meinem Bruder und mir bis morgen Bedenkzeit geben, da ich, aufrichtig gestanden, einen höhern Preis erwartet habe.“

„Nicht einen Heller mehr“, entgegnete der Graf kopfschüttelnd. „Morgen abend werde ich mich hier wieder einfinden; kommt ihr, so ist's recht — wo nicht, gräm' ich mich auch nicht darüber.“

„So habt denn gute Nacht“, erwiderte Andreas und ging gleichzeitig mit dem Bruder der offenen Ausgangstür zu. Dort angelangt, rief ihnen der Zurückbleibende ein troziges „Halt“ nach, worauf sie sich ihm wieder zuwandten. In dem nämlichen Augenblick aber fühlten sie sich von hinten gepackt, und ehe sie noch einen Hilferuf ausstoßen konnten, war ihr Mund durch einen Knebel verschlossen. Ihre Anstrengungen, sich des hinterlistigen Überfalls zu erwehren, scheiterten an der Kraft ihrer an Zahl überlegenen Gegner.

„Rasch das Dokument in Sicherheit gebracht!“ raunte der angebliche Graf seinen Helfershelfern zu, der in Wahrheit nur ein Abgesandter Konrads von Hohenheg war und in seinem Auftrage gehandelt hatte. „Bei allen Teufeln! In der Hausflur unten erschallen Tritte — rasch das Dokument dem Kerl entrisßen, er trägt's in der linken Brusttasche!“

Andreas bot seine ganze Kraft auf, den Raub zu vereiteln; da er sich aber auch von der feilen Kreatur, die die Rolle des Grafen gespielt hatte, bedroht sah, so war das ihm so wertvolle Schriftstück nur zu bald im Besitze der Gegner. Sie hatten äußerst geschickt den Brüdern Fesseln angelegt und stoben jetzt die Treppe hinunter, unbekümmert darum, daß ihnen mehrere Männer entgegenkamen und sie aufzuhalten suchten. Sie schlugen sich tapfer durch und hatten bald das Freie gewonnen.

Wie groß aber war das Erstaunen der am Boden liegenden Brüder, als sie in den Ankommen den alten Freiherrn und seinen Sohn erkannten, in deren Gefolge sich mehrere Schiffer befanden, die von Hohenheg aus der Wirtsstube schnell herbeigeholt worden waren, als er das Getöse im obern Stock vernommen hatte.

„Wo ist das Dokument?“ rief der alte Freiherr, nachdem man die Brüder von den Anebeln und Fesseln befreit hatte.

„Man hat es mir geraubt,“ ächzte Andreas, „nur schnell dem Grafen und seinen Helfershelfern nachgeeilt!“

„Das wäre vergebliche Mühe,“ meinte Hohenheg und fügte im Tone eines leichten Vorwurfs hinzu: „So hat sich meine Ahnung, daß ihr in eine Falle des heimtückischen Konrad gegangen wäret, doch bestätigt! Wäre ich euch nur gleich gefolgt, als ihr heute abend heimlich das Haus verließet, dann hätten die erkauften Kreaturen des Grafen das Nachsehen gehabt und wären mit Hohn und Spott heimgezogen! . . . Nun, ich will euch weiter keine Vorwürfe machen,“ fügte er gutmütig hinzu, als er die verzweifelten Blicke der Brüder sah, „wenn schon ich euer Vertrauen zu verdienen meinte. Als Andreas gestern nachmittag mir das Dokument abverlangte, fielen mir unwillkürlich jene neugierigen Fragen ein, die ihr wegen der Schenke an mich gerichtet hattet, und der Gedanke stieg in mir auf, daß der Graf möglicherweise euch zu überlisten gesonnen sei. Wäre ich nur gleich mit meiner Ansicht offen herausgerückt. Doch wollte ich euch für den Fall, daß ich mich irrte, nicht wehe tun . . . Nun, lassen wir das jetzt, wir müssen eben List mit List vergelten und alles aufbieten, des geraubten Dokuments wieder habhaft zu werden.“

„Ach, du meine Güte!“ ertönte jetzt die Stimme des Meisters Hans, der sich den Schiffen zugesellt hatte, die in den dunkeln Vorsaal zurückgetreten waren. „Wer hätte sich träumen lassen, daß der Herr in den vornehmen Kleidern ein solcher Mordstrich war und Helfershelfer mit sich führte, von deren Anwesenheit ich nichts ahnte!“

„Hans, stelle dich jetzt nicht dumm,“ entgegnete der alte Freiherr und drohte mit dem Finger, „ich weiß recht gut, daß in deiner Tasche gräßliches Geld kimpert!“

„Nein, Herr, wahrhaftig nicht,“ beteuerte der dicke Wirt, „ich bin freilich ein närrischer Rauh; zu einer Schlechtigkeit aber habe ich nie die Hand geboten, denkst doch nicht so etwas von mir!“

„Nun wohl, ich will dir glauben. In deiner Schenke aber kehre ich mein Lebtag nicht wieder ein, denn soviel ist nunmehr gewiß, daß du dich um die Sicherheit deiner Gäste nicht viel kümmerst. Während du unten deine Marrenspossen treibst, kann einem da oben der Garauß gemacht werden. Jetzt aber wollen wir den Rückweg antreten.“ Damit bot er den beschämten Brüdern seine Arme dar, und alle entfernten sich stillschweigend.

Als Hans im Schnakenloch heute die Haustür schloß, seufzte er tief auf und murmelte zähneknirschend: „Ich wünschte, Graf Konrad würde samt seinen sauberen Spießgesellen kreuzweise von allen Teufeln geholt! Er allein trägt Schuld, wenn es jetzt mit all der Herrlichkeit im Schnakenloch vorüber ist.“

Und abermals seufzend ging er ins Zimmer zurück, löschte das Licht und kroch ins Bett, unter der Decke noch vernehmlich murmelnd: „Der Teufel soll ihn holen!“



Rasch das Dokument in Sicherheit gebracht!



Achtes Kapitel.

Ein Schwarzkünstler.

„Im Herbst, wenn das Jagdhorn schallt,
Fegt der Wind das dürre Laub durch den Wald;
Wenn das Korn man sieht am Scheunentor,
Da fliegt die Spreu gar leicht hervor;
So leicht, so spielend wie vom Wind
Auch der Menschen Pläne geändert sind.“

Im Burghofe des alten Ahnenschlosses Hohenheg ging es heute sehr lebhaft zu. Sämtliche Söldner, Beamte, Diener und Knechte erschienen festlich gepuht, und auf der Plattform des Bergfrieds hatte der Wächter Posto gefaßt und hielt scharfen Lugaus. Sein Horn bligte in den Strahlen der Herbstsonne, die auch die Lanzen und Piken der im Burghof versammelten Söldner glänzen machte. Die Zugbrücke war herabgelassen, und davor hielt ein kleines Reiterpikett; die Aufstellung dieser Ehrenwache bekundete, daß man einen hohen Gast erwartete.

Peter Dups — der soeben über die Zugbrücke ging — war es sicherlich nicht, zumal da er sich heute mit Besen und Leiter bewaffnet hatte und sein Antlitz schon die Mohrenfarbe trug.

„Du hättest dir auch eine passendere Zeit wählen können“, brummte sein Verwandter und Gönner, der Burgvogt, als er des Burschen ansichtig wurde. „Merkst du denn nicht, daß wir heute hier Festtag haben?“

„Ja posttaufig,“ lachte Peter, „wenn ich darauf immer Rücksicht nehmen wollte, könnte ich während einer Woche kaum sieben Raufänge fehren, es ist immer etwas los — in dem einen Hause Geburts- oder Namenstag, in dem zweiten feiert man Hochzeit oder Kindtaufe, und in dem dritten liegt ein stilles Menschenkind. Doch was gibts denn heute bei Euch für eine Festlichkeit?“

„Benno von Hohenheg, der jüngere Bruder unserer Erlaucht, kehrt heute von seinem Kriegszuge zurück“, antwortete der Burgvogt.

„Als General?“ spöttelte Peter, erhielt aber für diese vorwitzige Frage von dem Vetter einen gehörigen Verweis. Nachdem er ihn abgeschüttelt hatte, fragte er von neuem: „Warum kehrt denn Graf

Benno gerade jetzt zurück, wo der Krieg erst recht wieder beginnt? Hat er vielleicht Angst, totgeschossen zu werden?"

„Halt' dein Maul, alberner Junge!“ rief der Vogt unwirsch, „Graf Benno fürchtet sich vor keinem Teufel, geschweige vor den Schweden. Weil die verwünschten Blauschärpen aber das ganze Elsäßerland unsicher machen und vielleicht Lust bekommen, ihr Quartier auch einmal in unserm Bergschlosse aufzuschlagen, so hat Graf Konrad vor mehreren Wochen Eilboten nach seinem Bruder abgesandt, der mit dem Pappenheim'schen Heere nicht weit von Merseburg lagerte, und ihn bitten lassen, in die Heimat zurückzukehren, damit er als ein kriegsfundiger Offizier die väterliche Burg vor einem feindlichen Überfalle schütze. Graf Benno gab dem Wunsche des Bruders nach und wird heute hier in der Verkleidung eines Handelsmanns eintreffen, denn sonst gelänge es ihm schwerlich, die schwedischen Linien zu passieren.“

Vom Bergfried ertönten jetzt drei langgezogene Hornsignale, die die Ankunft des jungen Grafen verkündeten. Die Reiter vor der Zugbrücke salutierten, und die im Burghof versammelte Schar bildete Spalier. Unter der hohen Eingangspforte aber stand eine unansehnliche Gestalt, deren überreiche Kleidung und kostbarer Ketten Schmuck den Majoratsherrn verriet, der an jener Stelle den zurückkehrenden Bruder erwartete. Und als dieser jetzt die Zugbrücke passierte und auf Konrad zueilte, vereinigten sich schmetternde Trompeten und wirbelnde Pauken zu einem feierlichen Tusch, dem sich ein dreimaliges Hoch der Untergebenen anschloß.

Trotzdem der rußgeschwärzte Peter Dups durchaus nicht zu dieser Festversammlung paßte und seine Kleidung gegen den Puz der geschäftig hin und her eilenden Beamten und Diener grell abstach, wich er dennoch nicht vom Platze; seine Blicke waren mit größter Aufmerksamkeit auf die beiden Brüder Hohenheg gerichtet, die jetzt dem Palas (Herrengebäude) zuschritten. Gleich einem Hale wand sich der Schornsteinfeger durch den Menschenknäuel und kümmerte sich wenig um die Scheltworte, die ihm sein Vetter, der gestrenge Burgvogt, nachrief. Die beiden Grafen stiegen die Freitreppe empor, dem obern Stockwerk zu, das außer dem Saale noch eine Menge kleinerer Gemächer, die sogenannten Kemenaten, enthielt, die noch reicher ausgestattet waren als der Saal selbst. Die Freitreppe durfte unser Peter nicht betreten, das wußte er aus Erfahrung — die Brüder wollte er aber keinen Augenblick aus den Augen verlieren, damit er sich überzeuge, in welche Kemenate sie sich begäben. Seine Ortskenntnis kam ihm jetzt trefflich zustatten, und er wandte sich den Gräben zu, wie die

Treppe genannt wurde, die aus dem Hofe zu dem Saal emporführte. In diesem angelangt, huschte er zur nächsten Thür wieder hinaus auf den Korridor. Dort drückte er sich in einen Winkel, um vor den beiden Grafen, die jetzt den Gang hinabgingen, verborgen zu bleiben; als sie jedoch unter der Thür der dritten Kemenate verschwunden waren, verließ Peter sein Versteck und eilte die zweite Treppe empor, die ebenfalls auf einen Korridor mündete. Dort befanden sich die Fremdenzimmer.

Wir verlassen jetzt unsern schwarzen Freund und begeben uns nach der Kemenate, wohin sich die Grafen Hohenheg zurückgezogen hatten. Benno hatte sich auf einen Diwan geworfen, denn er war von dem langen Ritt ermüdet. Seine Mienen zeigten Groll und Verdruß, und in wildem Tone rief er dem in der Nähe des Kamins stehenden Bruder zu: „Es bleibt ewig eine Schande für unser Land, daß der Schwede, trotz der zahlreichen starken Festungen, festen Fuß zu fassen vermochte.“

„Ist es unsere Schuld?“ gab Konrad zurück. „Haben Tilly und Pappenheim nicht auch der feindlichen Macht weichen müssen, und ist nicht auch Schwaben im Besitze der Schweden, die sich in Nördlingen ein warmes Nest gebaut haben?“

„Ei was,“ erwiderte Benno in seiner rauhen Weise, „ihr hattet hier einen bessern Stand und waret nicht verschiedenen Feinden zu gleicher Zeit ausgesetzt, wie es bei uns, in Kurpfalz, der Fall gewesen ist. Die österreichischen, lothringischen, bischöflichen und spanischen Truppen haben sich hier von den Schweden in einer Weise zurückdrängen lassen, die geradezu an Feigheit grenzt. Die Unterwerfung des Elsaß ist ja fast vollständig, und der Feind kann jetzt daran denken, die Jura- und die Vogesenpässe zu überschreiten und den Lothringern und Spaniern in Burgund Verlegenheiten zu bereiten!“

„Der Schwede dürfte das bleiben lassen,“ äußerte Konrad verächtlich, „denn schon erheben sich im Sundgau die Bauern gegen schwedische Truppenzüge und Besatzungen —“

„Die Bauern!“ wiederholte Benno höhnisch. „Will der Edelmann von diesem miserablen Pact etwa Hilfe erwarten? Fluch und Schande über die ganze Ritterschaft, wenn sie jenen Schimpf vergißt, der ihr im vorigen Jahrhundert von den rebellischen Bauern angetan worden ist!“

„Gib dich zufrieden,“ rief Konrad entschieden, „und vergiß vorherhand alle Welthandel, bis wir Sieger über die geworden sind, die unsere Familienehre bedrohen!“

Benno warf einen überraschten Blick auf den Bruder, der nach kurzer Pause fortfuhr: „Du verlierst dich in Sorgen wegen deines kaiserlichen Herrn, mich aber drücken noch schwerere. Ich will nicht leugnen, daß ich ein Egoist bin, bei dem Kaiser und Reich eine untergeordnete Rolle spielen, sobald die Interessen des eigenen Hauses gefährdet sind. Und weil ich die Überzeugung hege, daß du um kein Haar besser bist als ich und mit mir in dasselbe Horn stoßen wirst, sobald du erfahren hast, um was es sich handelt, so betrieb ich deine eilige Rückkehr. Ich habe dich nicht gerufen, um die Burg unserer Väter vor den Schweden zu schützen, denn diese haben mehr zu tun, als ihre Kräfte durch die Belagerung unzugänglicher Bergschlösser zu zersplittern — ich bedarf deines Rates und männlichen Mutes in einer ganz andern Sache.“

„Zum Teufel,“ rief der ungeduldige Benno, „laß die langen Einleitungen beiseite und komm zur Sache!“

Konrad zog das Dokument hervor und teilte dem Bruder in ausführlichster Weise mit, was wir bereits wissen.

Mit einer wahren Fieberglut hestete sich Bennos Blick auf Konrads Lippen, und Wut und Schadenfreude wechselten in seinen Mienen. Als er von dem Inhalte des Dokuments Kenntniß genommen hatte, schlug er eine wilde, höhnische Lache auf, griff mit den Händen in der Luft herum, als ob er nach Atem ringe, und sank dann auf den Diwan zurück.

Konrad, einen Schlaganfall befürchtend, eilte besorgt herbei, war aber äußerst verwundert, als er jetzt den Bruder in eiskaltem Tone sagen hörte: „Zwei Füchse sind in die Falle gegangen, und ein Bär dazu. Solche Bestien muß man vom Erdboden vertilgen, und es wird jetzt geschehen.“

„Was sprichst du da, Benno, ich verstehe dich nicht!“ rief der ältere Bruder mit noch immer besorgter Miene.

„Nur Geduld, Konrad, du wirst meine räthselhaften Worte schnell fassen. Die lieben Brüder Ratbod verweilen also jetzt in Straßburg?“

„Im Hause des alten Hohenheg.“

„Ah, diese Nachricht tut wohl und kühlt mein rachebedürftiges Herz wie der frische Windhauch nach einem Gewitter.“ Diese Worte waren von Benno mit großer Behaglichkeit gesprochen worden; jetzt aber sprang er vom Diwan auf und rief mit überstürzender Hast: „Als wir Magdeburg belagerten, ließ Tilly auf die Köpfe mehrerer Aufwiegler hohe Preise setzen — wir bekamen die Schurken alle lebendig

in die Hand, doch zweien gelang es, zu entweichen; sie hießen Ratbod! Eine verfluchte Hexe verhalf ihnen zur Freiheit — es war ihre Schwester. Ich bemächtigte mich ihrer und warf sie in einen Turm. Aber auch sie entkam. Nur zu spät erfuhr ich von einem Juden, daß mein eigener Wachtmeister ihr Retter gewesen war. Die Mitteilung wurde mir erst auf dem Wege hierher, aber trotzdem habe ich den Juden reich belohnt, denn er ist unserm Heerhaufen über Jahr und Tag nachgezogen, und wären wir durch die schwedischen Reher nicht versprengt worden, so hätte ich schon früher die verbrecherische Tat des Wachtmeisters erfahren und ihn zur Hölle befördern können. Doch habe ich Veranstellungen getroffen, daß er meiner Rache nicht entgeht und blindlings in die Falle tappt, die ich ihm gestellt habe. Daß ich dies getan, freut mich jetzt doppelt, denn aus dem verwünschten Dokumente da habe ich ersehen, daß der schurkische Wachtmeister ein Nachkomme jenes Britschenmeisters Edelbeck ist, von dem in dem Schriftstück die Rede ist. Aus alter Familientreue verhalf er der Zauberin zur Flucht, aber er soll an diese Liebestat denken!“

Der rachsüchtige Rittmeister hielt erschöpft inne; sein Antlitz glühte vor innerer Bewegung, und die breite Brust hob und senkte sich fieberhaft. Obschon seine Mitteilungen das Interesse des Bruders in hohem Grade erweckt hatten, zwang sich dieser dennoch zur Ruhe und entgegnete jetzt: „Wozu die übergroße Aufregung, Benno? Vermagst du noch immer nicht, dich zu beherrschen? . . . Ich bin wahrhaftig keine Schlafmüde und verstehe es zu handeln, sobald es der Augenblick erheischt. Doch geziemt dem Manne Mäßigung, denn nur auf diese Weise ist es möglich, das Ziel zu erreichen, das man sich gesteckt hat. Du dagegen bist durch den Krieg verwildert und zu einem brüllenden Löwen geworden.“

Eine Weile herrschte in der Kemenate tiefes Schweigen. Graf Konrad war ans Fenster getreten, während Benno auf dem Diwan noch immer nach Atem rang. Als er sich endlich beruhigt hatte, nahm der ältere Bruder an seiner Seite Platz und sagte: „Kann man mit dir jetzt ein vernünftiges Wort sprechen?“

Benno nickte stumm mit dem Kopfe.

„Dann wollen wir gemeinsam beraten, welcher Weg der geeignetste ist, jene Ratbods samt dem Wachtmeister unschädlich zu machen. Was die ersten anlangt, so dürfte es nicht schwer sein, gegen sie einen Haftbefehl zu erwirken, denn dein Zeugnis, daß sie gegen den Kaiser rebelliert haben, fällt schwer in die Waagschale.“

„Du vergißt, daß die Schweden jetzt die Herren im Elsaß sind“, wandte Benno ein.

„Im Elsaß ja, aber nicht in Straßburg“, widersprach Konrad. „Diese alte Reichsstadt hat ihre eigenen Gesetze, und auf diese können wir uns berufen.“

„Hast du so wenig die Artikel des Straßburger Stadtrechts im Kopfe?“ höhnte Benno. „Weißt du nicht mehr, daß der dritte Artikel lautet: Stadtluft macht frei. Das heißt: sobald ein Fremder das städtische Gebiet berührt, steht er im Schutze des Stadtfriedens, und weder Kaiser noch Fürsten dürfen einen ihrer Untertanen, der sich nach Straßburg flüchtet, verfolgen oder antasten —“

„Es sei denn,“ fiel Konrad gewichtig ein, „der Kaiser, Fürst oder Herr beweise vor der Stadt Gerichten, daß er den Betreffenden nicht mit Unrecht verfolge. Ich denke, dieser Beweis dürfte gegen die Rathods nicht schwer fallen. Noch in dieser Stunde lasse ich einen Boten nach Straßburg abgehen, der dem Gericht der Dreizehner ¹⁾ unsere Klage gegen die Gebrüder Rathod überbringen und den Herren das Gesuch vortragen soll, einen Haftbefehl gegen die fremden Räuber zu erlassen, da sie keinerlei Güter in Straßburg besitzen und die Stadt jederzeit verlassen können. Natürlich müssen sie zu guter Letzt dem kaiserlichen Gerichtshof ausgeliefert werden, und dann sind wir unsere verhassten Gegner für immer los, denn die Herren in Wien gehen nicht glimpflich mit derartigen Verräthern um. Es bleibt jetzt nur noch übrig, wegen des Wachtmeisters einen Entschluß zu fassen.“

„Darüber bin ich mit mir im reinen“, versetzte Benno mit wilder Schadenfreude. „Als ich von dem Juden Hirsch den Betrug erfahren hatte, dessen sich der Wachtmeister gegen mich schuldig gemacht, verspürte ich große Lust, wieder umzukehren und an dem grauen Sünder Rache zu nehmen. Da fügte es der Zufall, daß ich mit einem kaiserlichen Kurier zusammentraf, der aus Schwaben kam und nach Kurachsen eilte, um Pappenheim zu bitten, einen Teil seines Heeres den in Schwaben bedrängten Truppen zu Hilfe zu schicken. Ich benutzte diese günstige Gelegenheit und händigte dem Kurier ein Schreiben an den Feldherrn ein, worin ich ihn ersuchte, mein Fähnlein jenem abzugweigenden Heerteile beizufügen. In einem zweiten Briefe, der an meinen Obersten Wangler gerichtet war, teilte ich diesem mit, daß ich an dem Zuge nach Schwaben teilzunehmen wünschte; sobald daher

¹⁾ Das beständige Regiment der Stadt theilte sich in zwei besondere Körperschaften: die Dreizehner für Krieg und Auswärtiges, zugleich oberster Gerichtshof, und die Fünfeher für Inneres und Finanzen.

die Vorhut die Grenze überschritten habe, möge er es mir durch meinen Wachtmeister Edelbeck kundgeben. Binnen kurzer Zeit wird der Schurke hier auf unserm Plage eintreffen, und dann will ich als sein Vorgesetzter Gericht über ihn halten.“

Konrad drückte dem Bruder seinen Beifall aus und schloß mit den Worten: „Während ich jetzt den Boten nach Straßburg abfertige, begibst du dich nach der Dirniz¹⁾. Unsere Beamten sind dort versammelt, um dir ihre Huldigung darzubringen. Wir wollen uns dann den Freuden des Mahls hingeben und auf die Vernichtung unserer Feinde die Pokale erklingen lassen.“

Konrad ergriff die Hand des Bruders und schritt mit ihm der Tür zu. Kaum hatte sich aber diese hinter beiden geschlossen, so begann es im Kamin zu rascheln, und aus der Öffnung huschte eine schwarze Gestalt, die mit ihrer Faust den Brüdern nachdrohte.

Es war Peter Dups. Er hatte, mit allen Örtlichkeiten des Schlosses genau vertraut, durch einen andern Kamin jenen der Kemenate zu gewinnen gewußt, nach der sich die Brüder begeben hatten, und ihr Gespräch sowie ihren feinen Anschlag belauscht.

Seine Augen glitten jetzt forschend im Zimmer umher, und ein leiser Freudenschrei entrang sich seinen Lippen, denn auf dem Tisch am Diwan lag das Dokument, dessen Wiederbesitz Rudolf und Andreas so sehr erstrebten. Graf Konrad hatte es vergessen, vielleicht aber auch mit Willen liegen lassen, da er voraussichtlich nach der Kemenate zurückkehrte, um dort dem nach Straßburg zu entsendenden Boten die nötigen Schriftstücke und Vollmachten einzuhändigen.

Blitzschnell riß Peter Dups das Dokument an sich, barg es auf seiner Brust und trat den Rückweg durch den Kamin an.

Es war die höchste Zeit, denn schon wurde die Zimmertür geöffnet, und herein trat Konrad mit dem Schloßbeamten, den er zum Boten ausersehen hatte. Unwillkürlich streifte sein Blick den Tisch am Diwan, und bestürzt fuhr er zurück, denn die Platte war leer. Er eilte hinüber nach der Dirniz, um den Bruder zu fragen, ob er vielleicht das Dokument an sich genommen habe, aber Benno verneinte es. Nunmehr entstand eine grenzenlose Verwirrung. Die Grafen tobten, schimpften und fluchten, ließen sämtliche Insassen des Schlosses vor sich bescheiden und begannen mit ihnen ein scharfes Verhör. Es führte natürlich zu keinem Ergebnis, bis schließlich einigen Beamten der junge Schornsteinfeger einfiel, der von allen gesehen worden war.

¹⁾ Name des durch Ofen heizbaren Versammlungs- und Wohnraums.

„Man schaffe ihn herbei!“ rief Benno.

Das war zwar bald gesagt, aber schwer getan; niemand vermochte den Schornsteinfeger im Schlosse aufzustöbern, dagegen verkündete sehr bald der Turmwächter, daß der schwarze Gefelle unten in der Ebene zu sehen sei und eiligst den Weg nach Straßburg verfolge.

„Er und kein anderer hat das Dokument gestohlen!“ rief Benno zähneknirschend, und Konrad fügte hinzu: „Ich will meine Hand ins Feuer legen, wenn er nicht im Auftrage des alten Hohenheg gehandelt hat. Führt die besten Kenner aus dem Marstall und setzt der schwarzen Bestie nach! Wer sie einbringt, soll von mir reich belohnt werden!“

Wenig Minuten später jagten mehrere Reiter zum Burgtore hinaus, den Felspfad abwärts. Das scharfe Auge des Peter Dups hatte sie entdeckt, und während sie in dem Gehölz verschwanden, das den untern Teil des Berges bedeckte, bog er rasch von der Hauptstraße ab und barg sich hinter einem dichten Strauchwerke, denn er wußte nur zu gut, daß die wilde Jagd seiner Person galt. Die List glückte; die gräßlichen Reiter galoppierten die Landstraße entlang und waren bald aus seinem Gesichtskreis verschwunden. Noch durfte er sich aber nicht sicher wähnen, denn der Turmwart von Burg Hohenheg hatte jedenfalls sein Manöver beobachtet, und in der That sprengten alsbald neue Reiter über die Zugbrücke, um den armen Peter Dups einzufangen. Ihnen zu entgehen, sah er sich zu großen Umwegen veranlaßt, auch mußte er eine ganze Menge von Verstecken auffuchen. So kam er erst spät abends nach Straßburg.

Die Vermutung Konrads, daß unser Freund Peter im Auftrage des alten Freiherrn gehandelt hatte, war vollständig richtig. Dieser hatte darauf gerechnet, daß der Majoratsherr das geraubte Dokument nicht eher vernichten werde, als bis sein jüngerer Bruder davon Einsicht genommen hätte, der — wie das Gerücht ging — demnächst zurück erwartet wurde. Hohenheg weihte den ihm treu ergebenen Schornsteinfeger in seinen Plan ein, denn er wußte im voraus, daß er auf die Zuverlässigkeit und Schlaueit Peters rechnen durfte. Der mutige Gefelle legte sich auf Kundschaft, und als er durch den Küchenmeister des Grafen, der zu Straßburg Einkäufe machte, erfuhr, daß Benno am nächstfolgenden Tage erwartet wurde, erstattete er dem alten Freiherrn Bericht. Es lag in der Natur der Sache, daß das geraubte Dokument zwischen den gräßlichen Brüdern einen der ersten Gegenstände der Besprechung bilden würde, und demgemäß erhielt Peter Dups seine Instruktion. Mit welchem Geschick er den Auftrag

des Freiherrn ausführte, haben wir gesehen, und daß dieser sowie Rudolf und Andreas mit großer Spannung seiner Rückkehr harrten, versteht sich von selbst. Schon hatten sie der Befürchtung Raum gegeben, der Anschlag des Schornsteinfegers möchte vorzeitig entdeckt worden sein, als sein endliches Erscheinen im Hohenhegischen Hause ihren Gedanken eine andere Richtung verlieh.

Das Dokument war freilich wieder in ihren Händen, doch nützte es ihnen soviel wie nichts, denn nach dem Berichte des Kaminfegers über das belauschte Gespräch mußten sie jetzt vor allem auf die Sicherheit ihrer bedrohten Freiheit bedacht sein. Nach dem bestehenden Stadtgesetz nämlich konnten ihre Gegner darauf dringen, daß sie, als mittellose Fremde, in Gewahrsam genommen und so lange festgehalten würden, bis über die Anklage des Kaisers ein endgültiger Bescheid vorlag. Dies und nichts anderes bezweckten die beiden Grafen.

„Unser Versuch, die Räuber unseres Erbes auf gütlichem Wege zu einem Vergleich zu bringen, ist vollständig gescheitert“, äußerte Rudolf mit einem schmerzlichen, trüben Lächeln. „Wir können daher nichts Besseres tun, als schleunigst der alten Stadt Straßburg den Rücken zukehren, ehe es zu spät und der Haftbefehl ausgefertigt ist. Die Aussagen, die unser Vorfahr, Johannes Rathod, in dem Dokumente niedergelegt hat, bieten uns keine juristische Handhabe dar, um einen Prozeß mit Aussicht auf Erfolg einzuleiten.“

Andreas nickte und sah starr vor sich hin, doch plötzlich erhob er das Haupt und rief: „Vergessen sei der elende Mammon, aber nicht die Pflicht, die wir gegen einen hochherzigen alten Mann zu erfüllen haben, der uns das teure Leben der Schwester gerettet hat. Der schändlichen Hinterlist Bennos von Hohenheg, der, wie wir jetzt aus den Mitteilungen Peter Dups' erfahren, jener tyrannische Rittmeister gewesen ist, dieser gemeinen Hinterlist muß unsererseits entgegen gearbeitet werden. Wir müssen uns noch heute von unsern lieben Straßburger Freunden trennen, Bruder Rudolf, nicht nur, weil unsere Freiheit bedroht ist, sondern auch des wackern Edelbeds halber, damit er der ihm gestellten Falle entgehe.“

„Doch wie sollen wir seinen Weg kreuzen?“ seufzte Rudolf.

„Noch weiß ich das selbst nicht, doch denke ich mir bei dem General Horn einen guten Rat einzuholen.“

Der alte Freiherr und Richard sahen die Brüder, die sie während der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft außerordentlich liebgewonnen hatten, ungern scheiden, und dem ehrlichen Peter Dups traten sogar Tränen in die Augen, als er ihnen die Hand zum Abschiede darbot.

Alle die Hoffnungen, die ihre Herzen geschwellt hatten, waren jetzt vernichtet, und ein mißgünstiger Schleier schob sich vor das lachende Bild, das ihnen ihre Zukunft im rosigsten Lichte gezeigt hatte. Am sonnenhellen Tage hatten Rudolf und Andreas den altehrwürdigen Münsterthurm erblickt, jetzt war es dunkle Nacht, als sie aus der alten Stadt wieder schieden, und die zum Himmel emporsteigenden Umrisse des Turmes setzten sich am Firmamente zu einem drohend erhobenen, riesigen Zeigefinger zusammen, der die Nachkommen der Rathods von der Stelle fortzuweisen schien, wo dereinst die Wiege des Ahnherrn gestanden hatte. Sie kamen sich wie Diebe vor, als sie durch das Johannistor ins Freie traten, und gewaltsam mußten sie den Schmerz niederkämpfen, der ihr Herz zu sprengen drohte. Sie waren kaum zweihundert Schritt gegangen, als ihnen eine dunkle Gestalt nachgerannt kam. Es war der treue Peter Dups, der ihnen noch ein allerletztes Lebewohl zurufen wollte, ihre Hände zwischen die seinigen preßte und dabei einen kleinen Beutel hineingleiten ließ — der ganze Reichtum, über den der gutherzige Bursche verfügte. Ehe sich die Brüder von ihrem Staunen erholen konnten, war er in Nacht und Nebel wieder verschwunden, und Rudolf und Andreas fühlten so recht, was der Dichter einer späteren Zeit in die tief empfundenen Worte kleidete:

„Man sieht sich, lernt sich kennen,
Man liebt sich — muß sich trennen.“

Neuntes Kapitel.

Satrzewski.

„Von siebzehn Jahren bis zu siebzig schier
Wohnt' ich, nun wohn' ich ferner nicht mehr hier;
Um siebzehn ziemt's, daß mit dem Glück man buhle,
Doch siebzig ist zu alt für diese Schule.“
(Shakespeares „Wie es Euch gefällt“.)

Gustav Horn, der schwedische Feldmarschall, hatte sein Hauptquartier in dem Dorfe Kestenholz, nicht weit von Schlettstadt, aufgeschlagen, welche starkbefestigte Stadt von seinen Truppen belagert werden sollte. Zu ihm flüchteten sich die Gebrüder Ratbod. Trotz der vielfachen Geschäfte, denen er obzuliegen, und der Menge von Befehlen, die er hinsichtlich der beginnenden Belagerungsarbeiten zu erteilen hatte, widmete er den Angelegenheiten unserer jungen Freunde dennoch ein Viertelstündchen seiner kostbaren Zeit. Das Benehmen der Grafen von Hohenheg, namentlich aber Bennos hinterlistiger Plan empörten ihn, und er sicherte den Brüdern seine tätige Mithilfe zu, den alten Josias vor seinem Untergange zu bewahren.

„Die Verhältnisse nötigten mich ohnehin, eine Vorhut nordwärts zu schicken,“ äußerte er in seiner leutseligen Weise, „denn Markgraf Wilhelm von Baden, der kaiserliche Statthalter, bietet alle Kräfte auf, das bedrängte Schlettstadt zu entsetzen. Rundschafter haben mir gemeldet, daß er mit 1200 Reitern von Breisach aufzubrechen gedenkt und zugleich seinem in Lothringen geworbenen Fußvolke, das zwischen Zabern und Schirmeck an vielen Orten einquartiert ist, Marschorder geben will, um von zwei Seiten unser Lager anzufallen. Ich gedenke diesen Besuch indessen dadurch abzuwehren, daß ich sowohl süd- als nordwärts einen Heerhaufen ausschicke. Ihr könnt euch dem letzten anschließen, und ich werde dem Offizier, der das Kommando führt, wegen euers Freundes Edelbed die nötigen Weisungen geben. Ihr werdet sicherlich mit euerm Vorgesetzten zufrieden sein, denn er ist ein liebenswürdiger Kavalier, der, trotz seiner polnischen Abkunft, mit Leib und Seele für die schwedische Sache kämpft.“

Der General winkte zum Abschied, und unter lauten Ausbrüchen des Dankes verließen die Brüder ihren gütigen Feldherrn.

Dieser hatte nicht zuviel gesagt; der polnische Offizier kam Andreas und Rudolf mit einer Freundlichkeit entgegen, wie sie in jenen Zeiten bei den Vorgesetzten nur selten zu finden war. Als die schwedische Vorhut unterhalb Waffelnheims Aufstellung nahm, ließ der Pole sechzig Mann, unter denen sich auch unsere beiden Freunde befanden, ostwärts vorrücken und den Paß vor dem Bergschloß der Grafen Hohenheg in aller Stille besetzen, ohne daß es von den Burgbewohnern bemerkt wurde.

Zwei Tage verharrten die Vorposten in dieser gedeckten Stellung, vergebens nach einem kaiserlichen Artebusier-Wachtmeister ausspähend. Die Hoffnung der Brüder, den alten, ehrlichen Josias vor Bennos Rache zu schützen, schwand mehr und mehr, und die Befürchtung, daß er vielleicht bereits in die ihm gestellte Falle gegangen sei, gewann in ihrem Herzen die Oberhand.

Es war am Mittag des dritten Tages, als der polnische Offizier bei den Vorposten erschien und unsern jungen Freunden zu seinem Leidwesen erklärte, daß noch vor Anbruch des Abends die Position aufgegeben werden müsse, da lothringisches Fußvolk sich westwärts in ziemlicher Menge zeige, und er die kleine Mannschaft seines Heerhaufens vereinigen müsse, um jedes feindliche Vordringen in kräftigster Weise zu verhindern.

„Ich sehe die Notwendigkeit ein,“ seufzte Andreas, „und wir werden Euerm Befehl Folge leisten, wenn schon schweren Herzens, denn wir hätten gar zu gern den alten Josias gerettet.“

Noch waren die letzten Worte nicht verhallt, als Rudolf rief: „Schau dorthin, Bruder, wo sich der Wald von der Landstraße abzweigt. Tauchen nicht an jener Stelle drei kaiserliche Reiter auf?“

Andreas folgte der Richtung und erwiderte nach einer Weile mit vor Erregung zitternder Stimme: „Wenn mein Auge mich nicht trügt, so ist der mittlere Reiter ein weißhaariger Bursche mit einem Schnurrbart, der mir sehr bekannt vorkommt!“

„Bruder,“ flüsterte Rudolf, „der Herrgott erfüllt uns den innigen Wunsch unseres Herzens, du täuschest dich nicht, es ist der alte Josias, wie er leibt und lebt.“

„Setzt nur alle Freude zurückgedrängt!“ ermahnte einer der schwedischen Soldaten; „denn sonst verraten wir unser Versteck, und die drei Reiter machen rechtsum kehrt.“

Der polnische Offizier schien während dieses raschen Wechsel-

gesprächs in Stein verwandelt worden zu sein, so regungslos stand er da, den Blick starr auf den heransprengenden Wachtmeister gerichtet.

Jetzt hatten die drei Reiter die offene Landstraße gewonnen, jetzt erreichten sie den zum Berge emporführenden Wald, und jetzt endlich näherten sie sich dem Hinterhalt der Schweden — einige wenige Augenblicke, und sie sahen sich von diesen umringt. Die beiden Genossen Edelbecks setzten sich heftig zur Wehr, unser alter Schnurrbart aber regte weder Hand noch Finger. Er hörte nicht auf die freundlichen Willkommenrufe der aufjubelnden Brüder, die ihm verkündeten, daß der Überfall ohne feindliche Absicht geschehen sei — Josias war taub für sie, seine starren Blicke hefteten sich auf den polnischen Offizier, und die beiden standen in Wahrheit wie Bildsäulen einander gegenüber. Endlich öffnete der Wachtmeister seine härtigen Lippen, und in unnachahmlichem Crescendo brach er in den Ruf aus:

„Zakr — zewś — ki? . . . Zakrzewski — Zakrzewski!“

Weder die Brüder noch die übrigen Mannschaften vermochten sich das seltsame Benehmen ihres Kommandeurs und des kaiserlichen Wachtmeisters zu erklären. Andreas schüttelte den Alten bei der Schulter und sagte: „Aber Josias, so kommt doch zu Euch — es ist ja gerade, als ob Ihr einen Geist erblicktet!“

„Jawohl,“ keuchte der Schnurrbart, „den Geist eines von mir Erschlagenen! Mein Lieblingsfluch ist jetzt nichts mehr wert, denn . . . Zakrzewski!“ fügte er losbrechend hinzu, „der schwedische Offizier, das ist der Zakrzewski!“

Die Schweden begannen zu lachen, was unsern Josias nur noch wilder machte, bis endlich der Pole das Rätsel löste und allen erzählte, daß er einst als Kornett mit dem Wachtmeister einen harten Kampf gehabt habe und von diesem niedergestreckt worden sei.

„Er glaubte mich tot“, schloß der Redner, „und scheint meinen Namen Zakrzewski zu einem Fluche erhoben zu haben, das beste Zeichen, wie sehr er ihm gefallen hat. Doch darum keine Feindschaft: Ihr seid jetzt unser Gefangener, und wir werden bald, wie ich hoffe, gute Freunde werden.“

Bei diesen Worten wollte der Pole die Hand des Alten erfassen, doch dieser verbarg sie rasch auf seinem Rücken und rief: „Ich mag keinen toten Mann anrühren!“ Gleich darauf aber fuhr er mit der Hand über die Augen und fügte im Tone tiefsten Wehs hinzu: „Der Josias, den in keiner Schlacht eine Kugel getroffen hat, und der gekämpft wie ein Löwe — der Josias ist jetzt ein Gefangener?“ Sein Blick wandte sich den Brüdern zu, die er erst in diesem Augenblicke

wiederzuerkennen schien. Eine Weile starrte er sie sprachlos an, dann brach er in die Worte aus: „Das war eine Heldentat, die ihr da vollführt — hahaha! Eure Schwester wird euch darum rühmen!“

Nur mit großer Mühe gelang es unsern jungen Freunden, die irrige Ansicht des alten Schnurrbarts zu klären. Als sie ihm aber den Grund mittheilten, warum sie ihm auf dieser Stelle aufgepaßt hätten, und welches Schicksal ihn auf der Burg der Grafen Hohenheg erwartete, da begann es in seinem runzligen Gesicht zu leuchten, als ob Tausende von Lichtern in seinem Herzen angesteckt worden wären, er warf alle Waffen beiseite, schwang sich vom Pferde herab, preßte die Brüder an sich und rief:

„Jungens, das soll euch unvergessen bleiben, denn ich stehe jetzt tief in eurer Schuld, Zatr...“ Er vollendete nicht, sondern blickte verlegen nach dem Polen hinüber, und erst als dieser ihm freundlich und wohlwollend zunickte, fuhr er fort: „— zewski — gebt mir Eure Hand, auch wir wollen fortan Freunde sein!“

Die schwedischen Soldaten brachen in einen lauten Jubel aus; Josias aber hob, nachdem der Händedruck vorüber war, seine Waffen vom Boden auf und donnerte ihnen entgegen:

„Euer Gefangener aber bin ich nicht — kommt nur gegen mich alten Schnurrbart an, wenn ihr Courage habt!... Von den Kaiserlichen freilich mag ich nichts mehr wissen, denn da ist man verraten und verkauft, und man hat bei ihnen nichts zu gewärtigen als den rückständigen Sold. Ich hab's schon lange satt bekommen und darum jetzt den Entschluß gefaßt, in den Reihen der Schweden zu fechten. Wollt Ihr mich alten Mann als Kameraden aufnehmen? Ja oder nein... oder ich gebe, Zatr... Millionen Donnerwetter — Feuer!“

„Ja!“ rief die ganze Mannschaft, und alle umringten Josias und gaben ihm den kameradschaftlichen Handschlag. Als die zwei andern kaiserlichen Reiter das sahen, folgten sie dem Beispiel ihres Wachtmeisters, und auch sie wurden kameradschaftlich aufgenommen.

Rudolf und Andreas aber umschlangen immer wieder von neuem den Retter ihrer Schwester, der, als sich der Zug nach Waffelnheim in Bewegung setzte, zum gräßlichen Bergschloß hinauf rief:

„Ganz ergebener Diener, Herr Rittmeister von Hohenheg! Das Quartier, das Ihr mir zugedacht habt, vermietet an jemand anders, denn den alten Josias seht Ihr nur in der Schlacht wieder, dann aber bleibt ihm hübsch vom Leibe!“

Josias Edelbeck und die beiden Brüder Rathbod kämpften fortan tapfer im schwedischen Heere; der Wunsch des ersten, in einer Schlacht dem Rittmeister Hohenheg zu begegnen, ging in Erfüllung. Benno war nämlich wieder zu seinem Fähnlein zurückgekehrt, nachdem sich das geschwächte kaiserliche Heer durch Neuwerbungen vermehrt hatte und ihm außerdem von Lothringen, aus Italien und Spanien Hilfsvölker zugeführt worden waren. Die kaiserlichen Feldherren vereinigten sich mit dem bairisch-ligistischen Heer unter Johann von Werth und gingen hierauf gemeinsam gegen die Schweden vor. Vor Nördlingen kam es zum entscheidenden Kampfe, und dort war es auch, wo Josias mit Benno von Hohenheg feindlich zusammentraf. Die Kaiserlichen hatten mit ihrem Geschütz eine Anhöhe besetzt, die das Schlachtfeld beherrschte. An ihrem Besitze aber hing der Gewinn der Schlacht. Mit unwiderstehlicher Tapferkeit griffen die Schweden die Verschanzung an, und es gelang ihnen auch, sie von zwei Seiten zugleich zu stürmen. Schon neigte sich der Sieg auf ihre Seite, schon ertönten Jubelrufe, da fiel ein Funken in ein offenes Pulverfaß, mit donnerndem Krachen flog es in die Luft, und eine namenlose Verwirrung riß unter den siegenden Kriegern ein. Die Kaiserlichen aber benutzten die günstige Gelegenheit, ihre Reiter stürzten vorwärts und hieben wütend auf die bereits zurückweichenden Schweden ein. Dieser Augenblick war es, wo Josias den Grafen Hohenheg zu Gesicht bekam. Kaum erkannte dieser seinen ehemaligen Untergebenen, als er auch schon mit einer tigerartigen Wut auf ihn zustürzte. Sein blankes Schwert fauste durch die Luft, um das greise Haupt des Wachtmeisters vom Kumpfe zu trennen, und es würde dies auch unfehlbar geschehen sein, hätten nicht die an der Seite Josias' fechtenden Brüder den Todesstreich abgewehrt. In dem nämlichen Augenblick, wo Bennos Schwertklinge an den vorgestreckten Piken zersplitterte, feuerte Zakrzewski einen Pistolenschuß auf ihn ab, und zu Tode getroffen stürzte der wilde, hinterlistige Graf vom Pferde. Josias dankte dem Polen sein Leben, doch vermochte er ihm nur einen warmen Blick zuzusenden, denn immer energischer brachen die Kaiserlichen aus der Verschanzung hervor und nötigten die schwedischen Scharen zur Flucht.

Die Niederlage war vollständig, das schwedische Heer zum großen Teil vernichtet und der Rest versprengt. Gustav Horn geriet mit drei andern Generalen in Gefangenschaft und wurde erst acht Jahre später ausgewechselt. Dasselbe Schicksal theilte der polnische Graf; den Brüdern Rathbod und dem alten Josias dagegen gelang es, mit einer kleinen Schar zu entkommen.

Der unglückselige Tag von Nördlingen gab nunmehr dem Kriege eine gänzlich andere Wendung; eine Menge mit den Schweden bisher verbundener deutscher Fürsten fiel von ihnen ab, und der Kaiser bekam wieder sein altes Übergewicht. Dadurch sah sich Richelieu veranlaßt, jetzt ganz offen an dem deutschen Kriege teilzunehmen, während Frankreich die Schweden bisher nur durch Geld unterstützte hatte.

Rudolf und Andreas aber sowie auch Josias waren kriegsmüde und zogen in ihre Heimat zurück, d. h. der alte Wachtmeister nach Böhmen und die Brüder gen Magdeburg. Die zerstörte Stadt erstand schnell wieder aus den Trümmern, wurde jedoch 1636 abermals von den Kaiserlichen und Sachsen belagert und durch Kapitulation genommen. Hierdurch sah sich die Rathbodsche Familie genötigt, auszuwandern, und zwar nach Kurbrandenburg, wo sie endlich zu dem langersehnten Frieden kam. Rudolf erhielt eine Staatsanstellung, während sich Andreas als Rechtsanwalt einer guten Praxis erfreute. Schwester Johanna führte die Wirtschaft der Brüder und pflegte in treuer Liebe den alten Vater, und erst nach dessen Tode reichte sie einem braven Manne ihre Hand.

Von dem alten Josias vernahmen unsere Freunde nie wieder etwas, trotzdem er versprochen hatte, ihnen, sobald er sich in bedrängter Lage befände, ein Lebenszeichen zu geben; sie mußten daher annehmen, daß es ihm wohl ergehe. Gar oft gedachten sie und Schwester Johanna des rauhen, gutherzigen Kriegers, und das Bewußtsein, ihm wenigstens einen Teil ihrer Schuld zurückgezahlt zu haben, tröstete sie über das Fehlschlagen ihres Unternehmens gegen die Grafen von Hohenheg.

Mit dem alten Freiherrn und Richard blieben sie in brieflichem Verkehr, und es erfreute sie stets, wenn Peter Dupz einen Gruß beifügte. Indessen war dieser Briefwechsel schuld daran, daß die Brüder Rathbod an ihrem Lebensabend noch einmal aus dem Frieden aufgeschreckt wurden, den sie sich nach harten Kämpfen mühsam erungen hatten.

Die damit verbundenen Ereignisse sollen dem freundlichen Leser im zweiten Buche vorgeführt werden.



„Im Tode getroffen, stürzte der Graf vom Pferde.“



Zweites Buch.

Der Raub Straßburgs.

Zehntes Kapitel.

Im Jahre 1680.

„— — — Vom Scheine
Lebt alles — Bettler betteln nur mit ihm.
Und der geschmückte Höfling schafft durch Schein
Sich Land und Titel, Rang und hohes Ansehn.
Der Priester selbst verschmäh't ihn nicht.“

In der großen Galerie des Versailler Schlosses, jenes Prachthauses, dessen Ausführung Ludwig XIV. nicht weniger als 165 Millionen Livres gekostet hatte, wimmelte es an dem heutigen Morgen von Herren und Damen des Hofes, die alle dem Leber Seiner Majestät beizuwohnen wünschten und, je nach Rang und Berechtigung, zu den grandes oder secondes entrées gezogen wurden, denn Ludwig XIV. hielt auf ein strenges, bis ans Lächerliche streifendes Ceremoniell. Zu dem heutigen Audienztage waren verschiedene fremde Gesandte erschienen, und deshalb strahlte alles in glänzender Toilette, man sah nichts als Atlas, Seide, Sammet, kostbare Spitzen, Gold- und Silberbrokat, Federn, Diamanten und Ordenssterne.

Troßdem der Augenblick nahe war, wo die zu den königlichen Gemächern führenden Flügeltüren geöffnet wurden, gab sich die reiche Versammlung dennoch einem müßigen Geplauder hin, und hier und dort erscholl sogar ein kurzes Lachen, meist hervorgerufen durch ein witziges Wortspiel, das irgendein Herzog oder Vicomte zum besten gegeben hatte.

An der nördlichsten Fensternische standen zwei Männer, die ein leises und, nach dem Ausdruck ihrer Mienen zu schließen, sehr ernstes Gespräch miteinander führten. Der jüngere trug eine reichgestickte Uniform, der ältere dagegen das violette geistliche Gewand eines Fürst-

bischofs. Die Züge beider waren sehr markiert, und die Augen verrieten Geist, gleichzeitig aber auch eine große Verschmitztheit. Der jüngere war der Marquis von Louvois, der allmächtige Kriegsminister Ludwigs XIV., gleich gefürchtet und gehaßt vom ganzen Hofe wegen seiner Herrschsucht und Anmaßung. Bei dem König dagegen stand er in großer Gunst, ja Ludwigs unbeschränktes Vertrauen gestattete seinen Ratschlägen nicht bloß auf alle Kriegsangelegenheiten, sondern auch bezüglich der auswärtigen Politik einen großen, mehr und mehr wachsenden Einfluß. Louvois zeigte sich der königlichen Gunst aber auch würdig, und seinem Genie sowie seiner ungeheuern Arbeitskraft hatte es Frankreich einzig und allein zu verdanken, daß seine Armee als die erste der Welt galt. Aber auch noch in anderer Weise erwarb sich der Marquis die Sympathien seines königlichen Herrn, denn gleich diesem verachtete er jede fremde Nation und war von der Macht und dem Rechte Frankreichs, sich auf Kosten der Nachbarländer zu vergrößern, durchdrungen, weshalb er denn auch die Eroberungslust Ludwigs durch seine Ratschläge immer von neuem wieder rege machte.

Der geistliche Würdenträger, den wir heute in der Gesellschaft Louvois' erblicken, gehörte der französischen Nation nicht an, sondern war ein — D e u t s c h e r, der sich nach Versailles begeben hatte, um dem „Könige der Erde, der Sonne Frankreichs“ — wie die Schmeichlungen des Hofes Ludwig XIV. nannten — seine ergebensten Dienste anzubieten. Der Name dieses Achselträgers steht in den Annalen der Geschichte ebenfalls verzeichnet, wenn schon in keineswegs für ihn rühmlicher Weise. F r a n z E g o n Graf von F ü r s t e n b e r g hatte sich in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem Weihbischof von Cöln und dann von Straßburg aufgeschwungen, war aber seit fünf Jahren in die Reichsacht erklärt, da er im Kriege Ludwigs XIV. gegen Holland seit 1672 dem französischen Interesse gedient hatte. Nur heimlich und unter allerlei Verkleidungen durfte er sich auf den Boden der Heimat wagen; wenn er es tat, so geschah es nur, um für Frankreich den Spion zu spielen.

Louvois brach das heimliche Gespräch, das er mit Sr. Eminenz geführt hatte, jezt ab, da die Stimme des diensttuenden Kammerherrn die gewichtigen Worte rief: „L'entrée du cabinet!“ Das Geplauder verstummte, die lächelnden Mienen verschwanden und machten einem zeremoniellen Ernste Platz. — Die Herzoginnen ließen sich von ihren Ehrendamen die schweren Gewänder zurechtstreifen, die fürstlichen Herren entblößten das Haupt, und die auserwählte Gruppe raufchte

in die Gemächer. Für die in der Galerie zurückgebliebenen Kavaliere und Damen hatte die Stunde der Audienz noch nicht geschlagen, sie fand erst statt, wenn sich die hohen Flügeltüren zum zweiten Male öffneten.

Der Graf von Fürstenberg rangierte zu dieser zweiten Klasse, und da er zum ersten Male der außerordentlichen Ehre theilhaftig werden sollte, das königliche Antlitz zu schauen und Sr. Majestät vorgestellt zu werden, so blieb Louvois an seiner Seite und setzte sein heimliches Gespräch mit ihm fort, bis die neue Ankündigung ertönte, daß die große Audienz beginne. Die Flügeltüren flogen auf, und unter dem Vorantritt des Groß-Zeremonienmeisters erschien die Sonne Frankreichs, Ludwig XIV., gefolgt von der Königin, den Prinzen und einem glänzenden Hofstaate. Schmetternde Fanfaren ertönten, und bis zum Boden beugte sich jetzt alles ringsumher.

Die Majestät dankte mit einem stolzen Kopfnicken, denn eine größere Bewegung gestattete ihr schon die Wucht des Gewandes nicht, dessen Wert an Gold und Edelsteinen über zwölf Millionen Livres betrug. Ludwig nahm jetzt mit der ihm eigenen Grazie die Huldigungen der einzelnen entgegen, aber als ihm der deutsche Fürstbischof vorgestellt wurde, spielte um seine Lippen ein verächtliches Lächeln, das indessen nur von Louvois bemerkt wurde.

Als Ludwig XIV. hinter den Flügeltüren wieder verschwunden war, warf Fürstenberg die Frage auf, warum der Kriegsminister nicht gleich jetzt um eine Privataudienz ersucht habe.

„Weil es gegen das Hofzeremoniell verstoßen würde“, lautete die Antwort Louvois'. „Haben Sie nicht bemerkt, daß Se. Majestät sich jetzt nur die Auserwählten dieser Versammlung vorstellen ließ? Der große Rest muß warten, bis der König sich durch die Galerie nach der Kapelle begibt, um dort die heilige Messe zu hören. Dann ist der Zeitpunkt erschienen, wo wir um eine Privataudienz nachsuchen können. An unserm Hofe geht eben alles nach den Gesetzen der strengsten Etikette.“

Eine Viertelstunde später öffneten sich zum dritten Male die großen Flügeltüren, und abermals neigten sich die versammelten Damen und Herren bis zur Erde hinab, während der König bedeckten Hauptes und hoch aufgerichtet langsam an ihnen vorüberschritt. Er hatte sein reiches Gewand mit einem einfachen blauen Leibrock vertauscht. Ungeachtet der Schlichtheit dieses Kleidungsstückes war sein Besitz dennoch das begehrliche Ziel der Höflinge, denn Ludwig XIV. pflegte Dienste, die ihm persönlich geleistet worden waren, damit zu belohnen, daß

er dem Betreffenden die Erlaubnis erteilte, einen blauen Leibrock zu tragen, wie ihn Seine Majestät selbst trug.

Als Ludwig XIV. die Reihe der Höflinge entlang geschritten war und mit diesem und jenem gnädig einige Worte gewechselt hatte, drängte sich Louvois zu ihm heran, schnell einige Worte flüsternd, die von der Majestät mit einem gnädigen Kopfnicken beantwortet wurden, worauf die Sonne Frankreichs in der zu der Hauskapelle führenden Thür zu verschwinden geruhte. Der Marquis aber kehrte mit sichtlicher Freude zu dem deutschen Bischof zurück, denselben einladend, ihn nach seinem Hotel zu begleiten, um dort das geheimnisvolle Gespräch bis zur Stunde der Privataudienz fortzusetzen . . .

Die Morgenandacht des scheinheiligen Ludwig war abgetan und er in seinen Pavillon zurückgekehrt, wo er die Minister zu empfangen pflegte. Der König hatte sich behaglich in einen kostbaren Sessel zurückgelehnt, während Louvois in geneigter Stellung und mit dem Ausdrucke tiefster Ergebenheit sich ihm gegenüber befand und in seiner soeben begonnenen Rede fortfuhr:

„Schon im Westfälischen Frieden von 1648 hat Frankreich für seine Teilnahme am Dreißigjährigen Kriege das Elsaß, soweit es Österreich gehörte, abgetreten erhalten. Ist nun aber einmal der Niederrhein unsere natürliche Grenze gegen Deutschland, so muß es auch der Oberrhein werden, das erfordert die Größe und die Ehre der französischen Krone.“

Diese Worte genügten, den Ehrgeiz des ländergierigen Ludwig zu wecken und zu entflammen. Nur kam es noch auf die Frage an, wie dieser Raub bewerkstelligt werden könne. Die Antwort fiel einem Manne wie Louvois nicht schwer, und er faßte sie in die wenigen Worte zusammen:

„Mit Gewalt natürlich, aber unter dem Schein und Deckmantel des Rechts.“

„Wird aber das Deutsche Reich diesem scheinbaren Rechte sich fügen?“ gab Ludwig in seiner langsamen, scharf akzentuierten Sprechweise zurück.

„Sire,“ versetzte der Kriegsminister mit einem verächtlichen Lächeln, „die Zwietracht der Deutschen, die das Volk in so und so viele Parteien zersplittert, legt all ihre Kräfte lahm — auch ließen wir es ja nicht fehlen, die Eifersucht der deutschen Fürsten auf ihren Kaiser durch Bestechungen und diplomatische Künste zu nähren, so daß dem schwachen Leopold I. Hände und Füße gebunden sind. Von Spanien und England haben wir ebenfalls nichts zu befürchten, und so —“

„Wollen wir h a n d e l n“, nickte der König wohlgefällig. „Beschäftigen wir die leichtgläubigen Deutschen durch Zusammenberufung eines Kongresses . . . und während die gelehrten Herren alsdann monatelang beraten, in welcher Rangordnung die Abgeordneten an den Tischen und auf welchen Stühlen sie sitzen sollen, schreiten wir, zur Ehre und zum Ruhme Frankreichs, zur Ausführung unserer Pläne. Einen Anschein des Rechtes müssen wir indessen doch haben, um das Elsaß vom Deutschen Reiche loszureißen.“

„Ich fühle mich außerordentlich glücklich,“ versetzte Louvois mit einer tiefen Verbeugung, „Ew. Majestät sagen zu können, daß ein plausibler Rechtsvortrag vorhanden ist.“

„Louvois!“ rief der König freudig, „Ihr habt um das Recht des Leibbrochs bei Uns angehalten, es sei Euch in Gnaden gewährt; das Dekret soll noch heute ausgefertigt werden, denn Ihr seid ein Ehrenmann, wie Wir sie lieben!“

„Majestät!“ hauchte der Marquis und küßte unter überströmendem Danke die Hand des gütigen Monarchen.

„Fahrt fort,“ nickte Ludwig gnädig, „Eure Worte tönen mir wie Musik.“

„In Metz lebt ein alter Rabulist (Rechtsverdreher), der Parlamentsrat Roland de Ravault; er studiert gern alte Urkunden und hat herausgefunden, daß viele Landstriche, die außerhalb der an Frankreich abgetretenen Bistümer Metz, Toul und Verdun liegen, ehemals zu diesen gehörten. Somit haben wir den Beweis in den Händen, daß achtzig im Auslande gelegene Lehen, wozu unter andern die zehn elsässischen Reichsstädte gehören, Dependenz (Abhängigkeit, Zubehör) der Besitzungen Frankreichs sind.“

Ludwig XIV. lachte auf; es erschien ihm außerordentlich komisch, in das graue Altertum zurückzugreifen und daraus Ansprüche auf deutsches Gebiet herzuleiten, weil vor Jahrhunderten einmal irgend ein Flecken oder Dorf zu dem und jenem französischen Bezirk gehört hatte. „Diable!“ rief Ludwig XIV. in seiner unwiderstehlichen Heiterkeit, „dieser Ravault ist ein Genie und darf auf eine fürstliche Belohnung rechnen. Jetzt müssen wir noch einen Namen für diese gesetzliche Wiedervereinigung jener deutschen Landschaften und Städte mit Frankreich finden.“

„R e u n i o n!“ versetzte Louvois mit einem süßen Lächeln und hoch emporgezogenen Augenbrauen.

„Ah, sehr gut! — Und wie soll diese Reunion in Rechtskraft treten?“

Auch hier wußte der schlaue Marquis Rat, und seine Antwort lautete: „Durch den souveränen Willen Ew. Majestät werden besondere Gerichtshöfe unter dem Namen *Reunionskammern* ins Leben gerufen, die in Metz, Doornik (Tournay), Breisach und Besançon ihren Sitz nehmen und aufs strengste zu untersuchen haben, was der Krone Frankreichs etwa noch von deutschem Ländergebiet gebühre; denn in dem Westfälischen Friedensschlusse sind die Worte gebraucht: das Elsaß und die andern Landschaften mit allen ihren Dependenzen werden an Frankreich abgetreten. Unter Dependenzen aber müssen alle jene Ortschaften verstanden werden, die jemals zu dem abgetretenen Lande gehört haben.“

„O, ich möchte Euch küssen, Marquis!“ rief Ludwig XIV. „Setzt nur noch eins: wenn die Einwohner der betreffenden Ortschaften die Huldigungen verweigern und Kaiser und Reich unsern Thron mit Klagen bestürmen — was dann?“

„Dann werden Ew. Majestät sich erinnern, daß Sie das tapferste Heer der Welt haben, und den Schreihälsen die Antwort geben: ihre Beschwerde sei keine Kabinettsangelegenheit, vielmehr eine Rechtsache, die zu erörtern nicht der Regierung, sondern den Reunionskammern zukomme, die Ludwig XIV. eingesetzt habe, um seinen Nachbarn zu beweisen, daß er keinem Menschen Unrecht tun wolle.“

Das Angesicht der Majestät strahlte vor innerem Entzücken, doch gleich darauf verfinsterten sich die Mienen wieder, und die bange Frage entglitt den Lippen: „Doch wie steht's mit . . . Straßburg, dieser Perle des Deutschen Reiches, deren Besitz schon von meinen Vorfahren angestrebt worden ist?“

Louvois ließ mit Willen eine Pause eintreten, um das Interesse des Königs noch höher zu schrauben. Er erreichte seine Absicht vollkommen, und als Ludwig zu wiederholten Malen ungeduldig rief: „Nun . . . nun?“ — gab er endlich zur Antwort: „Mein alter Parlamentsrat hat ferner herausgefunden, daß die Vogteien von Waffeln, Barr und Illkirchen von Rechts wegen zur Krone Frankreichs gehören, und daß der jetzige Besitzer — die Stadt Straßburg — als Lehnsträger zu betrachten sei und demnach Ludwig XIV. den Huldigungseid zu leisten habe. Das ist der Knopf, woran Frankreich den straßburgischen Rock anzunähen entschlossen sein muß.“

„O, Frankreich ist ein großes, erhabenes Land!“ rief der König freudig erregt; „denn es gebiert geniale Geister wie einen Louvois und einen Rabaulz!“

„Die leuchtende Sonne bringt sie hervor, Sire,“ sagte der Marquis demütig, „und Frankreichs Sonne ist L u d w i g XIV.“

„Schmeichler!“ lächelte die Majestät wohlgefällig und drohte mit dem Finger. „Trotz unseres guten Rechtes dürfte der Kaiser uns indessen, was Straßburg betrifft, Schwierigkeiten machen.“

„Darum kommen wir ihm lieber zuvor, Majestät, und bereiten ihm in seinem eigenen Hause Schwierigkeiten. In Ungarn gärt's schon lange, und es bedarf nur eines kleinen Fünkchens, so brechen die Flammen des Aufstandes gegen Österreich hervor; außerdem ist der Türke nicht abgeneigt, gegen die österreichischen Erblande zu Felde zu ziehen. Unsere Gesandten in Konstantinopel sind eifrig bemüht, das Eisen zu schmieden, solange es noch heiß ist, und Ew. Majestät wissen aus Erfahrung, welche Macht das französische Geld in sich schließt. Bewilligen Sie den Türken und den Ungarn eine reiche Unterstützung, und die beiden Heere dringen gegen Wien vor. Kaiser Leopold dürfte dann schwerlich in der Lage sein, gegen die Wegnahme Straßburgs kräftig zu protestieren.“

„Ihr habt recht, Louvois,“ stimmte Ludwig bei, „und ich werde Euerm treuen Räte folgen. Aber Straßburg ist eine starke Festung, und die Bürger werden sich mit aller Macht zur Wehre setzen; da helfen uns Türken und Ungarn nichts.“

„Majestät vergessen, daß unter jeder Herde räudige Schafe sind.“

„Ihr meint, daß auch Straßburg seine V e r r ä t e r habe?“

Louvois bejahte.

„Dann nennt mir einen solchen!“

„Graf Egon von Fürstenberg, Fürstbischof von Straßburg!“ meldete in diesem Augenblicke der diensttuende Hauptmann, der den Eingang zum Pavillon bewachte.

Ludwig XIV. warf seinem Kriegsminister einen erstaunten Blick zu und gab sodann dem Hauptmann einen Wink, den deutschen Bischof eintreten zu lassen.

Die hohe, schlanke Gestalt Fürstenbergs glitt demütig durch die geöffnete Flügelthür, und die Eminenz erwartete in tiefgebeugter Stellung die Ansprache der Majestät.

„Ihr kommt vom Rhein,“ begann der König, „wie sieht es zu Straßburg aus?“

„Sire,“ seufzte der kirchliche Würdenträger, die violette Sammetmütze in den gefalteten Händen haltend, „jedem guten Katholiken blutet das Herz, wenn er sehen muß, wie das verhaßte Luthertum dort Wurzel geschlagen hat und der heilige Gottestempel, das präch-

tige Münster, sich in den Händen der Abgefallenen befindet. Kaum hundert katholische Familien gibt es jetzt zu Straßburg, und dennoch betrachte ich es als eine heilige Pflicht, alle meine Macht aufzubieten, Straßburg und seine Bewohner in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen.“

„Ich zweifle nicht an Ihrem guten Willen, Herr Fürstbischof,“ versetzte der König lächelnd, „doch dürften damit nur geringe Erfolge zu erzielen sein, wenn nicht ein noch mächtigerer Herr hinter Ihnen steht und Sie in Ihrem Vorhaben unterstützt.“

„Dieser Mächtige steht jetzt v o r mir!“ rief Fürstenberg salbungsvoll. „Ich hoffe, daß Ludwig XIV., den die Stimme des Volkes so bezeichnend ‚Dieu donné‘ nennt, bald ernten wird, was meine schwachen Hände gesäet haben, ja daß es mir vergönnt sein wird, Ludwig den Großen als Herrn und König einzuführen in Straßburg und sein der Mutterkirche zurückgegebenes Münster!“

Der König nahm diese Huldigung freundlich entgegen, obwohl er in seinem Innersten den Mann verachtete, der um schnöden Gewinn sein eigenes Vaterland verriet.

Auf einen Wink Louvois' fuhr Fürstenberg fort: „Ich habe dem Herrn Kriegsminister ein Schreiben des französischen Residenten (Regierungsbevollmächtigten) zu Straßburg, Herrn F r i s c h m a n n , überbracht, und Ew. Majestät können aus diesen Mitteilungen am besten ersehen, daß es um das Wohl Straßburgs nicht besonders steht.“

Louvois überreichte dem Könige den Brief, dessen Inhalt aufs klarste dartat, daß die alte Reichsstadt sich in mißlicher Lage befand. Seit Jahren hatten die Kriege Handel und Wandel schwer geschädigt; die Bevölkerung der Stadt war im Abnehmen, der Preis der Lebensmittel ungemein hoch, und außerdem überstiegen die Wechselschulden der einzelnen wie der Gemeinde alle Mittel, um in geordnete Bahnen zurückzulenken. War ja doch der König von Frankreich der Hauptgläubiger von Straßburg und hielt durch seine Vorschüsse, die er der Stadt gemacht hatte, deren Wohlfahrt gleichsam in seiner Hand.

Ludwig XIV. zeigte sich sehr erfreut über diese brieflichen Nachrichten; der Bischof aber fuhr, auf einen wiederholten Wink des Kriegsministers, weiter fort:

„Im Räte der Stadt befinden sich Männer, die gern und bereitwillig einer französischen Herrschaft ihre Dienste widmen möchten, denn sie wissen nur zu gut, daß Straßburg weder auf die Hilfe des Reichs noch des Kaisers rechnen darf. Von diesen einsichtsvollen Räten

empfehle ich ganz besonders den Stadtschreiber G ü n z e r dem Wohlwollen Ew. Majestät."

"Ich erinnere mich seiner," entgegnete der König, „er kam vor sieben Jahren in geheimer Mission an Unsern Hof, um im Namen des Rats Unser Wohlwollen nachzufuchen, das die störrischen Straßburger durch Wiederaufbau der Rheinbrücke eingebüßt hatten. Ich war berechtigt, den Paß jener Brücke den kaiserlichen Truppen zu verlegen, die damals den Holländern zu Hilfe eilten, und deshalb erhielt der Prinz von Condé von mir die Erlaubnis, die Brücke durch drei Brander zu vernichten . . . Doch nichts mehr davon“, fügte der König abbrechend hinzu. „Glauben Sie also, Herr Fürstbischof, daß man sich auf diesen Günzer verlassen kann?“

„Er wird entzückt sein, Ew. Majestät einen wichtigen Dienst zu leisten. Die Mehrzahl der Elsäßer jedoch, die eine französische Herrschaft herbeisehnen, sind die Katholiken, und an ihrer Spitze steht der Träger eines altadligen Familiennamens, der durch mich Ew. Majestät bitten läßt, ihm Höchsthre Gnade und Beachtung zuzuwenden.“

„Und wie nennt sich dieser Edelmann?“ fragte der König mit sichtlichem Interesse.

„Graf Konrad von Hohenheg.“

„Hohenheg?“ wiederholte der Herrscher mit gefalteter Stirn. „Sonderbar! In einem frühern Berichte theilte Monsieur Frischmann Uns mit, daß sich unter den Mitgliedern des Rats ein Hohenheg befinde, der ein geschworener Feind Frankreichs sei.“

„Der Herr Resident sagte damit nur die Wahrheit, Eure“, erwiderte Fürstenberg unterwürfig; „doch gehört dieser R i c h a r d von Hohenheg einer verarmten Seitenlinie an und wird von seinen gräflichen Verwandten verachtet.“

„Nun wohl, so soll mir Graf Konrad willkommen sein! Wir rechnen also auf die tätige Mithilfe Unserer drei Bundesgenossen Fürstenberg, Günzer und Hohenheg und hegen die Hoffnung, daß der Stadtschreiber Unserer gerechten Sache weitere Helfer im Räte gewinnen wird, während Sie, Herr Fürstbischof, im Verein mit dem Grafen Hohenheg dahin trachten mögen, das protestantische Elsaß möglichst zu katholisieren. In den bereits zu Unserer Krone gehörigen Städten und Landschaften sollen fortan alle erledigten Ämter und Stellen nur mit Katholiken besetzt werden, und wer von der Straßburger Einwohnerschaft zu dem alten Glauben zurückkehrt, erhält von Uns ein Jahrgeld ausgesetzt. Ich denke, daß Wir dadurch noch weitere Bundesgenossen gewinnen.“

Die letzten Worte waren an Louvois gerichtet, der nunmehr in honigsüßer Rede dem Scharfsinn seines hohen Gebieters Beifall zollte und mit der Frage schloß, welcher Dank dem Herrn Fürstbischof wohl für seine treuen Dienste darzubringen sei.

Ludwig XIV. zeigte dem deutschen Verräter seine königliche Großmut und bewilligte ihm ein Brevet (Lehnbrief), wonach ihm jährlich 60 000 Livres ausbezahlen waren, wogegen Se. Eminenz dem Könige von Frankreich gelobte, in seinen Bemühungen, das Elsaß und Straßburg zu katholisieren, fortzufahren und nach Kräften die Hand zu bieten, Straßburg von dem Deutschen Reiche loszureißen und Frankreich einzuverleiben.

Damit war die folgenschwere Audienz zu Ende, und Egon von Fürstenberg verließ, an der Seite Louvois', freudestrahlenden Antlitzes die Sonne Frankreichs und ihren verschwenderisch ausgestatteten Pavillon.

Elftes Kapitel.

Peter auf der Lauer.

„Ich will den Hocker bei den Betten spielen!“
(Shakespeares „Richard III.“)

Wer ist doch nur der ältliche, dicke Herr, der durch die Krämergaß zu Straßburg dem Fischmarkt zuschreitet? Seine freundlichen, wohlwollenden Gesichtszüge sind uns bekannt, sein Anzug aber erscheint uns fremd; der dunkle Gewerksrock, die lange Pattenweste, die schwarzsammetnen haushigen Kniehosen und die blendendweiße Wäsche verleihen dem korpulenten Manne etwas stattlich Graziöses — dennoch will es uns dünken, als ob wir ihn schon in einem weit einfachern Gewande gesehen hätten, das ihn besser kleidete. Der dunkle Gewerksrock zeigt uns an, daß sein Träger zu der Schornsteinfegerzunft gehört, und indem wir unsern Blick noch einmal über das vollwangige Antlitz und die treuen blauen Augen streifen lassen, erkennen wir unsern alten *Peter Dups* wieder.

Mit der Jugend war es freilich bei ihm vorbei, und sein ehemals so glattes Antlitz hatte verschiedene Falten bekommen, die Zeit und Sorge hineingemeißelt hatten. Der Humor aber war ihm treu geblieben, und nur wenn er auf den „Parlezvous“ — wie er jeden Franzosen nannte — zu sprechen kam, ging ihm die heitere Laune aus, und er begann bitter ernst zu werden. Er hatte sich im Laufe der Jahre nicht nur in seinem Handwerk selbständig gemacht, sondern sich auch zum Zunftmeister emporgeschwungen, in welcher Eigenschaft er die Geschäfte der Zunft leitete und ihre Gelder verwaltete. Kurzum, Peter Dups befand sich ganz wohl und hätte ein glücklicher Familienvater sein können, wenn er eine Frau genommen hätte; so aber war er ein ehrfamer Junggeselle geblieben, dem die Liebe zu Heimatland und Vaterstadt Weib und Kinder ersehen mußte.

Daß er unter solchen Umständen gar bald zu einem sogenannten Franzosenfresser wurde, läßt sich denken, hatte ja doch die Art und Weise, mit der die französischen Befehlshaber Turenne und Condé im Elsaß gewüthet hatten, sowie verschiedene Vorgänge bei Ausbruch

des Holländifchen Kriegs den Straßburgern die Augen geöffnet über die Abfichten Frankreichs auf ihre Stadt. Die Patrioten fchloffen fich deshalb immer enger aneinander an, und fo war es gekommen, daß auch zwifchen dem bürgerlichen Dups und dem adligen Richard von Hohenheg ein Freundschaftsbündnis beftand. Nach des alten Hohenheg Tode war Richard in den Rat der Stadt gewählt worden, und da auch der Schornfteinfegermeister ein Ehrenamt bekleidete, fo hatte fich Hohenheg feines Freundes wahrlich nicht zu fhämen.

Es war heute Sonntag, und Peter Dups eilte in feinen Feftagskleidern dem Fifchmarkt zu, wo fich der Pfalz (Rathaus) gegenüber das Hohenhegsche Haus befand. Dups verweilte gern in dem gemüthlichen Familienkreife feines adligen Freundes, dem der Himmel ein treuliebendes Weib und ein allerliebftes Töchterchen gefchenkt hatte, das jezt zur Jungfrau herangereift war. Faft jeden Sonn- und Feiertag war der Herr Gebatter Peter — denn er hatte Alim aus der Taufe gehoben — bei Hohenhegs zu Mittag geladen, bei welcher Gelegenheit die beiden Männer ihre geheimften Gedanken über das Wohl und Wehe der Stadt auszutauschen pflegten. Auch heute folgte Dups einer folchen Einladung, fand fich aber fchon viel früher ein, da ein lieber, alter Freund aus weiter Ferne in der Familie Hohenheg erfchienen war. Troß des gealterten Gefichts und des grauen Haupt- und Barthaars wird der Lefer in dem Fremden leicht Andreas Rathbod wiedererkennen, den feurigen Bruder Rudolfs, der nach wie vor fein Amt in der brandenburgifchen Heimat verwaltete. Jahre und Erfahrungen hatten dem wilden Jugendmute unferes Andreas freilich einen Damm gefekt, doch bligte und leuchtete es in feinen Augen noch fo feft wie ehemals, und die markanten Gefichtszüge und harten Linien um Mund und Nafe fprachen von einer großen Energie und männlichem Mute. Seine Reife nach Straßburg gab den beften Beleg hierfür.

Es war im Frühling des Jahres 1681 gewesen, als Andreas von Richard einen Brief erhalten hatte, worin fich der Freund in bitterer Klage über das gewaltsame Vorgehen Frankreichs erging und zugleich die Mitteilung machte, daß Graf Konrad von Hohenheg gegen Kaifer und Reich ein falſches Spiel treibe und allem Anscheine nach zugunften Ludwigs XIV. fpioniere.

„Unfer gemeinfamer Feind“ — lautete der Schluß des Briefes — „gibt offenbar die Sache des Kaiſers verloren und fieht feinen größern Vorteil auf der Seite Frankreichs. Liegt es ja doch in der Abficht des ränkevollen Ludwig, die elſäſſiſchen Adelsgeſchlechter zu feinen

Vasallen zu machen, denn er hat ihnen durch die Reunionskammern zu verstehen gegeben, daß er ihre Güter ohne weiteres konfiszieren werde, sobald sie sich weigern, ihm den Huldigungseid zu leisten. Ich aber, mein treuer Freund, gebe unser geliebtes Straßburg noch nicht verloren und baue zuversichtlich auf die Hilfe des Kaisers. Der gute Dups wird uns behilflich sein, den verräterischen Intrigen des Grafen Konrad auf die Spur zu kommen, so daß wir seine Bestrafung bei dem kaiserlichen Gerichtshofe beantragen können. Vielleicht eröffnet sich uns dann eine Aussicht, zu unserm rechtmäßigen Erbe zu gelangen, und in diesem Falle wäre es freilich gut, wenn Du uns mit Deinem juristischen Räte zur Seite stündest. Liegt es daher in Deiner Macht, eine Reise nach Straßburg anzutreten, so säume nicht und eile so bald wie möglich in die Arme Deines Dich treu liebenden Freundes."

Andreas war fest entschlossen, der Aufforderung Richards Folge zu leisten; in aller Eile ordnete er seine Geschäfte. Trotz alledem aber traf er erst im Juli in Straßburg ein. Der herzliche Empfang, der ihm von den Freunden zuteil wurde, bekam leider durch die allgemeine Mißstimmung, die sich der Straßburger bemächtigte, eine Trübung. Eine ängstliche Schwüle lagerte über der Stadt, und am politischen Horizont stiegen düstere Wetterwolken auf..

Am 9. August 1680 hatte die Breisacher Reunionskammer Ludwig XIV. die Rechte auf Straßburg zugesprochen, und in der ihrer ehemaligen Hilfsmittel fast gänzlich beraubten Stadt hatten sich alle Umstände so gefügt, daß sie einem kriegerischen Angriffe durchaus keinen Widerstand zu leisten vermochte. Obwohl sich die Mehrzahl der Bürger entschieden weigerte, Frankreichs Könige den Huldigungseid zu leisten, sah sich der Rat doch immer mehr zu einer Nachgiebigkeit gezwungen, die hundert Jahre früher geradezu verächtlich erschienen wäre. So ließ z. B. im Februar 1681 der Rat den gegen Kehl hin angebrachten Brückenkopf zerstören, um dadurch Ludwig XIV. seinen guten Willen zu zeigen, und behielt bloß die Verschanzung bei genannter Stadt bei. Außerdem wurde mit Ängstlichkeit alles vermieden, was das Mißtrauen der französischen Regierung hätte erregen können. Die Stimmung der Straßburger war noch gedrückter, als im Juni und Juli verschiedene Truppenbewegungen im Elsaß stattfanden und zugleich von vielen Seiten der Stadt Warnungsbriefe zukamen. Richard von Hohenheg, der Stadtsyndikus Franz und noch einige andere Ratsmänner boten ihre Überredungskunst auf, den gesunkenen Mut ihrer Mitbürger wieder zu heben, jedoch der Stadtschreiber

Günzer und seine Partei rissen immer wieder alles ein, was diese wackern Männer aufgebaut hatten.

So standen die Angelegenheiten, als Andreas in Straßburg eintraf. Natürlich drehte sich auch bei der heutigen Mittagstafel das Gespräch um die Zukunft und das Schicksal der bedrohten Stadt.

„Ich fürchte,“ rief Peter Dups mit vor Zorn geröteten Wangen, „daß wir durch allzu große Nachgiebigkeit unser Spiel schon aus der Hand gegeben haben und eines Morgens als französische Untertanen erwachen.“

„Ihr seht zu schwarz,“ widersprach Richard, „der Kaiser läßt uns nicht im Stich.“

„Der Kaiser!“ lachte Dups höhnisch auf. „Hat der Syndikus Franz in Wien etwas ausgerichtet? Hat man auf seinen Vortrag, der klar und bündig die schlimmen Absichten Frankreichs darlegte, etwas gegeben? Nein! der Kaiser und seine Minister zeigten sich gegen alle seine Bitten und Ermahnungen taub.“

„Dennoch sind uns Nachrichten zugegangen, daß der Kaiser heimlich rüsten läßt“, versetzte Richard.

„Das ist allerdings wahr,“ ergriff jetzt Andreas das Wort, „doch soll das Heer nicht Frankreich bedrohen, sondern die Türken in ihrem Vormarsch aufhalten.“

„Natürlich!“ rief der erregte Peter Dups, „mit Straßburg hat es ja keine solche Eile; sind ja doch von Monseigneur Louvois und dem Herrn Bischof von Fürstenberg zu Wien die beruhigendsten Nachrichten eingelaufen, wonach die französische Majestät nicht im entferntesten an eine feindselige Handlung gegen Straßburg denkt. Und so wurde denn unser guter Syndikus ziemlich kalt mit dem Bedeuten verabschiedet, daß ein Kongreß in Frankfurt am Main die Sache in die Hand nehmen werde. Hahaha! ja, der Kaiser hat uns lieb!“

„Se nun,“ seufzte Richard, „ich werde nach wie vor all mein Ansehen aufbieten und im Räte dahin zu trachten suchen, daß die Furcht vor Frankreich nicht überhandnimmt und die Wachsamkeit nicht erschläft.“

„Wäre schon recht,“ meinte Peter Dups, „wenn der Günzer und seine Partei nicht wären. Ich traue dem Burschen nicht, bin fest überzeugt, daß er sich bemühen wird, dem kleinen Häuflein patriotischer Männer das Leben derart zu erschweren, daß sie ferner den Sitzungen des Magistrats fernbleiben. Dann aber hat die Gegenpartei freie Hand und freies Spiel.“

„Hoffen wir, daß Ihr Euch in dieser Annahme irrt“, äußerte Andreas. „Da wir aber nun einmal auf das Kapitel der Verrätereie gekommen sind, so teilt mir mit, was Ihr über den Grafen Konrad in Erfahrung gebracht habt.“

„Leider noch nicht viel,“ gab Dups stirnrunzelnd zurück, „so viel steht indessen fest, daß er Beziehungen mit dem französischen Residenten Frischmann unterhält und in Straßburg herumspioniert. Binnen kurzem hoffe ich ihm eine Falle zu stellen, und dann sollt Ihr weiteres von mir vernehmen.“

„Ihr wollt uns schon verlassen, Gebatter?“ fragte Richard überrascht, da sich der ehrliche Dups von seinem Plage erhob.

„Ich muß hinaus in die frische Luft, um meinen Ärger zu verschnauften. Will nur noch der Frau Gebatterin und meinem Patchen einen guten Tag sagen, dann geht's heidi über Stoc und Stein. Vor morgen seht Ihr mich nicht wieder.“

Damit schüttelte er den beiden Freunden die Hand und ging ins Nebenzimmer zu Mutter und Tochter. Wenig Minuten später sah man ihn durch die Drusengasse der Niklausbrücke und dem Spittelator zurennen. Er hatte zu Richard und Andreas die Wahrheit gesagt; tatsächlich ging's bei ihm über Stoc und Stein, und ehe er sich's versah, näherte er sich der über eine Meile von Straßburg entfernten Bogtei Illkirch.

Die Anstrengung des Marsches sowie die Julihize hatten unsern korpusculenten Freund müde gemacht. Sein Ärger war verrauht, und er sah sich daher nach einem Ruheplätzchen um. Dieses konnte er indessen nur in dem einzigen Wirtshause des Dorfes finden, weshalb er denn auch auf die Schenke zum „roten Krebs“ zusteuerte. Vor der Tür stand der Wirt in Hemdärmeln. Er kannte den Meister und rief ihm daher schon von fern zu:

„Ei, postufig, wie kammet der Herr Dups nach Illkirch herin?“

„Auf Schusters Rappen, wie Ihr seht.“

„Na, und wes will er im Dörfli?“

„Einen guten Schluck Wein und einen weichen Stuhl, damit ich mich stärken und ausruhen kann,“ antwortete Dups, „denn ich bin fadens müd.“

„Tut mir lüd,“ gab der Hemdärmelige zurück, „hab' aber kein Platz im Hus. Mießt eben e Schrittle weiter gahn, etwa nach Weispolzheim oder Eschowe, dort gibt's Raum genug.“

„Ei,“ rief Dups ärgerlich, „macht keine Zirklemirle (leere Ausflüchte) und haltet mich hier nicht vor der Tür auf.“

Damit wollte er den Wirt beiseite schieben, doch dieser setzte sich zur Wehr und rief zornig:

„Reizt meinen Grimm nit, Meister, denn Ihr wißt: d' kleine Lytt hätt Gott erschaffe, un d' große Bengel wachsen im Wald — der aber grenzt gleich an mie Hüsi, habet daher also Euern Buckel lieb. Mie Herberg is vuller Gäst, und darum sehet Euch nach inem andern Wirtshus um.“

„Ei was, redd merr ten Loch in de Kopf,“ posterte jetzt Peter auf gut Glässigch, „diß sinn alles Schnecketanz!“ (Lügen, so wenig wahr, wie das Märchen von dem, der Schnecken tanzen lehrte.)

„Und ich sog, 's isch de Wahrheit, und damit isch Matthei im letzchte!“ rief der grobe Wirt und schlug unserm Freunde die Tür vor der Nase zu.

Peter Dups blieb eine Weile ganz verdukt stehen, denn so war ihm bisher noch von keinem Menschen begegnet worden. Was sollte der ruhebedürftige Mann jetzt beginnen? Die Nachbardörfer waren zu weit entfernt, und der Versuch, dort ein Unterkommen zu finden, war nicht eben ratsam, zumal da an dem heutigen Sonntag auch in jenen Wirtshäusern Gäste in Überzahl vorhanden sein konnten.

„Ei was,“ brummte Dups nach vergeblichem Nachsinnen vor sich hin, „ich verzichte auf einen guten Trunk und ein weiches Lager und nehme mit Geringerem fürlieb.“ Bei diesen Worten näherte er sich einem Brunnen, hohlte die Hände und trank sich nach Herzenslust satt; dann steuerte er der an das Wirtshaus grenzenden Scheune zu, deren einer Torflügel offen stand. Nachdem sich Peter Dups überzeugt hatte, daß außer ihm kein menschliches Wesen in der Nähe sei, schlüpfte er in die Scheune und kletterte an der Leiter zum Heuboden empor. Dort angelangt, machte er sich schnell ein Lager zurecht, d. h. er wickelte sich dergestalt in das Heu ein, daß von seinem Korpus fast nichts mehr zu sehen war.

Die schwüle Julihize, die auf der gesamten Natur gleich einem Alp lag, wurde von einem rasch aufsteigenden Gewitter gedämpft. Heulend sauste der Sturmwind über das Scheunendach, dicke Regentropfen platschten nieder, Blitze zuckten, und der Donner rollte. Das alles kümmerte Peter Dups jedoch sehr wenig; behaglich streckte er sich auf seinem Heulager aus und schlief unter den grollenden Tönen des wütenden Gewitters alsbald ein.

Mehrere Stunden vergingen, ohne daß der müde Wanderer erwachte. Endlich kam jener Zustand über ihn, den wir Halbschlaf nennen; er erinnerte sich an das Gewitter und vernahm auch das

Rollen des Donners — plötzlich aber mußte er im Schläfe lachen, denn der Donner begann mit einem Male zu singen, und zwar so kräftig wie ein Chor von vielen Männerstimmen . . . und sonderbar! der Donner sang Soldaten- und Schelmenlieder, und mitunter bediente er sich sogar der französischen Sprache. Das kam Peter Dups ganz außerordentlich komisch vor, so daß er immer mehr lachen mußte, bis er endlich erwachte. Er mußte hübsch lange geschlafen haben, denn eine Spalte in der Bretterwand ließ ihn am dunkeln Firmament blizende Sterne erkennen. Das Gewitter war vorüber, der Gesang, den er im Halbschlafe vernommen hatte, aber nicht. Dieser kam offenbar aus dem untern Raume der Scheune, und ein matter Lichtschein, der zum Heuboden heraufdrang, ebenfalls. Behutsam und leise näherte sich unser Freund der Öffnung, woran die Leiter angelehnt war, und schaute hinab. Nur mit Mühe unterdrückte er einen Ausruf der Überraschung, denn die Scheuer war mit französischen Soldaten gefüllt, zwischen denen sich Franziskanermönche bewegten. An dem verschlossenen Scheunentor hing eine Stalllaterne, deren Licht den Raum nur sehr schwach beleuchtete, aber dennoch bemerkte der laufschende Dups eine große Anzahl von steinernen Weinfrügen, die von den Soldaten fleißig geleert wurden.

Jetzt wurde an das Scheunentor geklopft und dasselbe sofort geöffnet. Eine behäbige Mönchsgestalt schlüpfte herein, sie winkte einem der Ordensbrüder und näherte sich mit diesem der Leiter, die zu dem Heuboden emporführte. Die Befürchtung Peter Dups', daß die beiden Franziskaner wohl gar heraufklettern möchten, erwies sich glücklicherweise als irrig. Das Erstaunen unseres Freundes nahm indessen zu, denn er erkannte in dem dicken Mönche den Guardian (Vorsteher) des Straßburger Franziskanerklosters.

„Mein Himmel, was hat das alles zu bedeuten!“ dachte Peter Dups und legte die Hand ans Ohr, damit ihm ja kein Wort des Gesprächs entgehe, das die beiden Mönche jetzt begannen. Der Lärm, den die Kriegsknechte bisher vollführten, hatte ein wenig nachgelassen, und so wurde es unserm Freunde möglich, mit Erfolg den Laufscher zu spielen.

„Die im Wirtshaus drüben versammelten Soldaten sind durch den Bruder Alois bereits verständigt worden, und ich kehre nunmehr mit zweien nach Straßburg zurück“, äußerte der Guardian. „Du kannst jetzt mit den Burschen hier in der Scheune die Verhandlungen beginnen, Bruder Bertold, denn die Kerle haben Wein genug gesoffen und werden jetzt leichter zu behandeln sein. Außerdem muß die Scheuer

binnen zwei Stunden geleert sein, weil dann noch ein anderer Trupp Söldner eintrifft. Pax vobiscum!"

Nach dieser Begrüßung verschwand der Guardian, während Pater Bertold einen der Soldaten zu sich heranwinkte, der der Führer seiner Kameraden zu sein schien.

„Sacre Dieu! was gibt's schon wieder“, fluchte der Unteroffizier, dessen Sprache den von der französischen Grenze stammenden Elässer verriet. „Werden wir endlich einmal Aufklärung erhalten? Wir sind hierher kommandiert und in unsrer Order an Euch gewiesen; der Teufel soll aber all dies Geheimnisvolle holen samt diesem Wirtshaus und dem sauern Wein, den Ihr uns zu trinken gegeben.“

Der Mönch bekreuzigte sich ob dieser verabscheuungswerten Worte und entgegnete dann mit einer Art von Grabesstimme: „Ihr seid gute katholische Christen und werdet als brave Soldaten und Franzosen das tun, was König Ludwig und die heilige Kirche von euch verlangen.“

Pater Bertold zog unter der Kutte jetzt ein Pergament hervor, das er dem Söldner hinhielt.

„Sacre bleu! ich kann nicht lesen!“ fluchte der Deutsch-Franzose.

„Aber die Unterschrift ist dir doch bekannt?“

„Will's meinen, jeder gute Soldat kennt die Krähenfüße des Herrn Kriegsministers von Louvois.“

„Nun,“ fuhr der Mönch fort, „in der Order steht, daß euch befohlen wird, dem Pater Bertold, als einem der Abgeordneten des Herrn Fürstbischofs von Straßburg, unbedingt zu gehorchen. Nun, und dieser besagte Pater bin ich!“

„Zum Teufel,“ rief der Söldner verdutzt, „der Herr Kriegsminister wird uns doch nicht in die Kutte stecken wollen!“

„Ganz gewiß nicht!“ versetzte der Franziskaner verächtlich. „Auch würden wir uns für solche Ordensbrüder bedanken. Ihr sollt nur eure tätige Hand zu einem Werke leihen, das euch den Dank des Königs und der Kirche sichert. Mit einem Worte: Ihr sollt Sr. Allerschlichsten Majestät das Kegerneß Straßburg erobern helfen.“

„Ventre saint gris,“ rief der Söldner überrascht, „wie soll ich denn mit meiner Handvoll Leute das fertigbringen?“

„Höre mich an, mein Sohn“, erwiderte der Pater und trat dicht zu ihm heran. „Unser Kloster — das einzige, das jetzt in dem Kegerneß vorhanden ist — liegt mitten in der Stadt, dorthin werden im Laufe der nächsten Wochen verschiedene Truppen eingeschmuggelt, von denen eure Schar die erste ist.“

„Ja,“ greinte der Soldat, „und die Torwächter in Straßburg werden so dumm sein und französische Krieger passieren lassen! hahaha!“

„Ihr sollt ja nicht als Söldner in Straßburg einziehen.“

„Als was denn?“

Pater Bertold ging ein paar Schritte seitwärts und kehrte bald darauf mit einem Sack wieder zurück, den er öffnete. Der Unteroffizier erblickte eine Menge aschfarbiger Kutten, wie sie die Franziskaner zu tragen pflegen. „Dies soll eure Verkleidung sein“, fuhr der Mönch lächelnd fort. „Natürlich werft ihr die Kutten wieder weg, sobald ihr im Kloster seid.“

Diese Zumutung schien dem sonst so rohen Krieger jedoch an seine Ehre zu gehen, denn er protestierte ganz gewaltig. Es nützte ihm das aber wenig, da der allmächtige Louvois den Befehl gegeben hatte, und außerdem wußte der schlaue Pater so viel herrliche Dinge über den trefflichen Keller und die gute Küche des Klosters zu sagen, daß sich die finstern Mienen des Söldners bald wieder glätteten.

„Auch erhaltet ihr,“ begann der Pater von neuem, „sobald Straßburg der französischen Krone gewonnen ist, Ablass für all eure Sünden, was bei euch doch gewiß viel sagen will, und Geld und Ehrenstellen.“

„Na, dann mag's sein,“ lachte der Unteroffizier, „also her mit der frommen Kutte! Wann brechen wir denn auf?“

„Sobald du deine Kameraden verständigt hast. Doch legen wir die Wanderung nicht zusammen zurück, denn das würde Aufsehen und Verdacht erregen. Nur zu je zweien nähern wir uns der Stadt, und zwar auf verschiedenen Wegen, so daß wir auch zu verschiedenen Stunden vor den einzelnen Toren anlangen.“

„Hahaha, das ist eine köstliche Masquerade!“ rief der Soldat lustig und eilte zu seinen Kameraden, um ihnen den Befehl Louvois' in humoristischer Art auseinanderzusetzen. Es währte gar nicht lange, so verschwanden die Uniformen unter den Mönchskutten, und bald nachher lag die Scheuer öde und verlassen da.

„Kreuzhimmelbombenbataillonmohrenelement!“ rief der schnell die Leiter herabkletternde Peter Dups zähneknirschend; „das ist ja eine ganz heillose Verschwörung! So etwas Infames kann nur solch ein elender Mensch, wie dieser Fürstenberg, ausfinden, und nur ein intriganter Franzose, wie jener Louvois, kann sich zur Ausführung des Planes hergeben. Aber wartet nur, ihr saubern Vögel, ihr sollt euch verrechnet haben, oder ich will mich fortan nicht mehr Peter Dups nennen!“

Mit großer Vorsicht schlich unser Freund aus der Scheune und betrat die Dorfstraße. Die Nacht hatte sich herabgesenkt, und ringsum war alles still. Nur einzelne wenige Sterne funkelten am Himmel, und es fiel dem vorwärts tappenden Dups ziemlich schwer, den rechten Weg zu finden, der nach Straßburg führte. Als es ihm aber gelungen war, setzte er seine Beine in Trab, um noch vor Mitternacht das Stadttor zu erreichen. Er mochte ziemlich eine Meile zurückgelegt haben, als er plötzlich in der Ferne den Hufschlag mehrerer Pferde vernahm. Nach dem Schall zu urteilen, kamen die nächtlichen Reiter von Westen her; in dieser Richtung gab es jedoch nur die einzige Landstraße, die von Wasselnheim nach Straßburg führte; sie vereinigte sich nicht weit vom Schnakenloch mit der, die unser Freund Dups eingeschlagen hatte; deshalb verdoppelte er seine Schritte, um womöglich noch vor den Reitern an der besagten Biegung anzulangen. Damit er unentdeckt bleibe, verbarg er sich, trotz der herrschenden Dunkelheit, hinter einem Strauch. Immer näher tönte der Hufschlag, plötzlich aber brach er ab, und der laufende Dups vernahm deutlich das Geräusch einiger von ihren Pferden absteigender Reiter. Zwei davon näherten sich dem Versteck unseres Freundes; sie hatten sich in ihre Reitermäntel gehüllt, weshalb ihre Stimmen ein wenig hohl klangen. Trotzdem vernahm Dups den Inhalt des Gesprächs, das beide miteinander führten, zumal da sie häufig stehen blieben.

„Nach meiner Meinung“, äußerte der größere der beiden Reiter, „hat der König auch nicht das geringste zu riskieren, wenn er seine Ungeduld ein wenig zügelt und den günstigen Zeitpunkt abwartet, wo die Mehrzahl der Bürger die Frankfurter Messe besucht.“

„Aber die Besatzung?“ gab der andere zu bedenken.

„Sie ist nicht zu fürchten, denn die zwölfhundert Schweizer Soldaten, die der Rat zum Schutze der Stadt gemietet hatte, mußten ja auf Frankreichs Geheiß hin in ihre Heimat entlassen werden. Die gesamte Stadtmiliz ist jetzt nicht stärker als vierhundert Mann — ein Nichts gegen Ludwigs siegreiches Heer. Außerdem habe ich Anordnungen getroffen, daß sich französische Soldaten, ohne entdeckt zu werden, in der Stadt sammeln können.“

Dem kleinern Reitersmann entglitt ein Ausruf der Bewunderung, und der laufende Dups hörte ihn jetzt sagen: „In diesem Falle wäre es leicht ausführbar, die im Rate unschädlich zu machen, welche gegen den König feindselige Gefinnungen hegen.“

„Sie denken dabei an Ihren Vetter Hohenheg?“

„Eminenz wissen, daß ich von dieser Verwandtschaft nichts hören

will. Auch ruh' ich nicht eher, als bis jene meinen Familienadel entehrende Seitenlinie vernichtet ist."

"Und wie steht's mit der bewußten Schrift?"

"Ich habe sie bei mir, um sie im Schnakenloch dem dort auf uns wartenden königlichen Kurier zu übergeben."

Mehr vernahm der lauschende Dups von dem Gespräche nicht, denn das würdige Paar, dessen Stimmen ihm nur zu bekannt waren, hatte jetzt das halbverfallene Gebäude der Schenke zum Schnakenloch erreicht. Der Schall eines dreimaligen Pochens tönte durch die stille Nacht, dann hörte man das Quietschen der sich öffnenden Haustür, und dann war alles wieder still.

Peter Dups hätte gern seinem Borne Luft gemacht und laut geflucht, so erregt war er über die Schurkereien, hinter die er am heutigen Abend gekommen war; er bezwang sich aber und beschäftigte sich nur mit der Frage, wie es wohl anzustellen sei, um dem Kurier jene Schrift abzujaßen, deren Graf Konrad vorhin gegen den Fürstbischof Erwähnung getan hatte.

"Aller Wahrscheinlichkeit nach", sagte sich der Schornsteinfegermeister, "werden die beiden Ehrenmänner nicht im Schnakenloche übernachten, denn sonst hätten sie ihre Pferde mitgenommen und sie nicht bei dem Knechte zurückgelassen, dessen Fluchen ich bis hierher vernehme. Jetzt handelt sich's nur darum, ob der bewußte Kurier schon da ist oder nicht; das will ich aber bald heraushaben."

Dups wandte seine Schritte der Schenke zu. Ihr Hof wurde durch eine kleine Mauer begrenzt, über die unser Freund vorsichtig kletterte. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß sich im Hofe kein menschliches Wesen befand, ging er nach dem Stalle, dessen Thür nur angelehnt war. Behutsam zwängte er seinen Kopf zwischen die Öffnung und bemerkte bei dem trüben Scheine einer Laterne den schlafenden Hausknecht. Im übrigen war der Stall leer, und Peter Dups trat befriedigt den Rückweg an.

Sein Plan war jetzt fix und fertig. So schnell wie möglich eilte er nach dem Spitteltore, mit dessen Wächter er in gutem Einvernehmen stand. In bündiger Rede teilte er ihm das Wissensnötige mit, worauf der alte Torwart zustimmend mit dem Kopfe nickte und sagte:

"Mein Junge, der Christoph, soll Euch begleiten, Meister, denn er ist ein handfester Kerl, der es gar leicht mit einem windigen Franzosen aufnimmt, und ein Pferd wird er Euch auch verschaffen, hat er ihrer ja doch sechs im Stalle stehen. Berseht inzwischen meinen Posten, in zehn Minuten bin ich wieder zurück."

Des Torwarts Junge war ein Fuhrmann, der die Dreißig schon überschritten hatte und in der Nachbarschaft ein hübsches Anwesen besaß. Als er des Vaters Willen vernommen hatte, zog er sofort zwei Pferde aus dem Stalle und versprach dem Alten, sein möglichstes bei der Überrumpelung des französischen Kuriers zu tun.

Er und Peter Dups hatten schon über eine Stunde in der Nähe des Schnakenloches auf der Lauer gelegen, als endlich Pferdegetrappel ertönte und gleich darauf ein französischer Reitersmann vor die Schenke sprengte. Nachdem er angepöcht hatte, wurde im obern Stock ein Fenster geöffnet, und eine Stimme fragte: „Eure Lösung?“

„Gruß und Glück im Lande!“ lautete die Antwort.

Nunmehr rasselten die Türriegel, und der Hausknecht erschien, um das Pferd des Kuriers zu halten, während dieser in das Haus ging.

„Das deutet auf eine kurze Abfertigung“, äußerte Peter Dups zu des Torwarts Jungen. „Wir wollen uns jetzt mit unsern Pferden leise zurückziehen und, sobald wir aus der Gehörweite sind, einen munteren Trab anschlagen, denn hier in der Nähe dürfen wir den Kurier nicht anfallen.“

Gesagt, getan. Drei Viertelstunden später erscholl ein französischer Hilferuf durch die Nacht, ohne indes von jemand anders gehört zu werden als von den beiden Männern, die sich des Kuriers und seiner Brieffschaften bemächtigt hatten. Zwar gelang es dem gewandten Franzosen, kurz vor dem Spitteltore zu entweichen; das Dokument aber, das den Grafen Konrad von Hohenheg als einen Verräter an seinem Kaiser brandmarkte, befand sich in Peter Dups' Besitz. Mit herzlicher Dankagung schied der Schornsteinfegermeister von dem Fuhrmann, dann eilte er nach seiner Behausung, um bei dem rötlichen Scheine eines brennenden Talglichts den Inhalt des erbeuteten Schriftstückes zu studieren.

Zwölftes Kapitel.

Im Kloster der Franziskaner.

„— — — Der List'ge,
Der neunmal Kluge webt die Schlingen oft
So fein, daß er sich selbst dartinne fängt.“

Ode und einsam lag das Kloster der Franziskaner auf dem Barfüßerplatze da, und seine hohen, grauen Mauern machten den Eindruck, als ob sie in Sad und Asche trauernd Buße täten. Nur selten huschte eine Gestalt durch das eisenbeschlagene Tor, das mit den aus Eichenholz geschnitzten zwölf Aposteln geziert war. Um so lebhafter ging es im Innersten des Klosters zu, das man erst erreichte, nachdem der Hof überschritten war, denn dort befand sich das eigentliche Klostergebäude mit der Kirche. Wir eilen an der Seite des Lesers durch lange Kreuz- und Bogengänge, über breite steinerne Treppen und mit Heiligenbildern verzierte dunkle Korridore, deren Türen zu den Zellen der Mönche führen, bis wir vor einer schweren Eisentür anlangen, hinter der sich ein mächtiges Kellergewölbe ausdehnt.

Jenes wilde Gewirre von Stimmen, wie es nur bei Bacchanalien zu vernehmen ist, tönt uns aus dem Hintergrunde des auf dicken steinernen Säulen ruhenden Kellers entgegen, und zu unserer Überraschung erblicken wir bei matter Lichtbeleuchtung eine große Anzahl zechender Soldaten, zwischen denen sich ein halbes Duzend Mönche bewegt, mit gefüllten Weinkannen im Arme, um die leeren Becher der durstigen Söldner immer wieder nachzufüllen. Allerlei Schelmlieder erklingen, angestimmt von den weinerhitzten Kriegern, die sich nicht im entferntesten hatten träumen lassen, daß das dem heiligen Franz von Assisi gestiftete Kloster einen so reichen Weinvorrat berge.

Diesem Gedanken verlieh jetzt einer der Söldner Ausdruck, indem er zu einem der aufwartenden Mönche äußerte:

„Ich denke, ihr huldigt dem Vorbilde des heiligen Franz, der wachte, betete, fastete und sich in jeder Nacht dreimal geißelte?“

„Das tun wir auch“, antwortete der Bruder Kellermeister, ein untersehter Mann mit einem wohlgenährten Bäuchlein, das nur ungern den weißen Knotenstrich über der Rutte duldete.

„Ja,“ meinte ein anderer Soldat, „wie paßt denn aber der große Weinvorrat zu eurer Armut?“

„Um,“ versetzte der Kellermeister, den Kopf zur Seite neigend und mit den Augen zwinkernd, „jeder von uns hat für seine Person das Gelübde der Armut abgelegt — das schließt aber doch nicht aus, daß die Klöster für sich Güter besitzen können.“

„Sacre bleu,“ lachte der erste Söldner, „da trinken die lieben Brüder den herrlichen Wein wohl nicht für sich, sondern nur für das Kloster?“

Eine Lachsalbe machte das Kellergewölbe erzittern, der Pater Kellermeister aber rief: „Der Herr sei euch Sündern gnädig! Habt ihr so wenig Religion in euch, daß ihr das biblische Wort vergessen habt: Der Herr läßt Gras wachsen für das Vieh, und Saat zu Ruß den Menschen, und Wein, auf daß er erfreue des Menschen Herz — na, da muß man auch welchen trinken, wenn man erfreut sein will.“

„Richtig!“ schrien unter wildem Gejohle die Soldaten, „und der Bruder Kellermeister hält’s mit keinem kleinen Tropfen!“

„Haltet euern losen Mund,“ rief der Pater zurück, „und bedankt euch dafür, daß wir euch Sünder im Namen des Klosters bewirten, was sicherlich nicht geschehen wäre, hättet ihr nicht geschworen, die heilige Mutterkirche hier in Straßburg zurückerobern zu helfen!“

Die Söldner wollten abermals etwas erwidern, aber das Läuten der Klosterorgel, welche die Patres jetzt zum Gebet rief, machte dem tollen Treiben vorderhand ein Ende.

Als die Andacht vorüber war, begab sich der Pater Kellermeister nach der Zelle des Guardians, um ihn zu fragen, ob ein weiteres Weinsäß angesteckt werden sollte.

„Mein lieber Bruder,“ lautete der Bescheid des behäbigen Klostervorstehers, „der Wein verleiht Mut und Kraft, und unsere tapfern Krieger können schon etwas vertragen — opfern wir daher noch ein weiteres Faß, Ludwig XIV., die Sonne Frankreichs, bezahlt’s ja.“

Der Kellermeister zog sich mit einem freundlichen Lächeln zurück, während sich der Guardian auf der hölzernen Pritsche ausstreckte, die, außer dem Kruzifix, die einzige Ausstattung der Zelle bildete.

Noch hatte aber der Guardian nicht lange geruht, als sich abermals die Thür öffnete und eine hohe, stolze Männergestalt eintrat. Rasch sprang der Guardian von der Pritsche auf und verneigte sich demütig vor dem Ankömmling, der kein anderer war als der Fürstbischof von Fürstenberg.

„Sind wir unbelauscht?“ begann dieser das Gespräch.

Der Guardian bejahte.

„Ich muß noch heute nach Paris reisen, denn die Frucht ist reif und wird bald fallen. Die Vorkehrungen zur Überrumpelung der Stadt sind glücklich zu Ende gebracht. Wieviele Söldner bergt Ihr in Euerm Kloster?“

„Einige siebzig Mann, hochwürdigster Herr Fürstbischof.“

„Im Laufe der nächsten Tage wird noch die doppelte Anzahl hinzukommen. Ich hoffe von Eurer Überredungsgabe, daß Ihr die Leute tüchtig begeistert, damit sie im entscheidenden Augenblicke schonungslos vorgehen.“

„Aber die Hilfe von außen?“ wandte der Guardian ein.

„Wird nicht ausbleiben. Der französische General Montclar steht soeben im Begriff, ein Heer von dreißigtausend Mann zusammenzuziehen.“

„Und wann sollen wir die Söldner gegen die Ketzer Straßburgs loslassen, Eminenz?“

„Sobald Ihr einen Brief von mir in Händen habt, in dem Ihr die nötigen Verhaltungsbefehle finden werdet. Für jetzt mag es Euch zu wissen genügen, daß der Stadtschreiber Günzer demnächst eine Sitzung des Magistrats bis zur Nacht ausdehnen und dafür sorgen wird, daß Richard Hohenheg und seine Partei in Wut gerate, so daß es schließlich zu einer Beleidigung des gesamten Rates kommt. In diesem Augenblick wird ein Teil der von Euch verborgenen Mannschaften von Günzer zu Hilfe gerufen werden, um Richard Hohenheg und seine Genossen zu verhaften. Der übrige Teil der Söldner bemächtigt sich der beiden Haupttore der Stadt. Vielleicht bricht während dieser Zeit in einigen Häusern Feuer aus, um die Einwohnerschaft zu beschäftigen und zu zerplittern. Die ausloodernden Flammen sind dann das beste Signal für den General Montclar, sich Straßburgs vollends zu bemächtigen. Ludwig XIV. ist ein gütiger Herrscher, der geleistete Dienste reich zu belohnen pflegt — das wird auch der Orden der Franziskaner erfahren.“

„Nun denn,“ rief der Guardian aufatmend, „so mag die Sache mit Gott ihren Verlauf nehmen, gilt es ja doch, das schöne Straßburg den sündigen Ketzern zu entreißen und das entweihte Münster, den Dom Unserer lieben Frau, zurückzuerobern.“

„Hoffen wir das Beste“, nickte Fürstenberg herablassend und verließ die Zelle und das Kloster, um die Zeit bis zu seiner Abreise noch zu benutzen und unter dem Schutze seiner Verkleidung den Stadtschreiber Günzer und noch einige andere Bundesgenossen aufzufuchen, mit denen er verschiedene Maßnahmen zu besprechen hatte.

Der Abend kam. Die bleifarbigten Wolken, die während des Tages über der Stadt gehangen hatten, lösten sich in einen heftigen Regen auf, der die Straßen rasch von späten Spaziergängern säuberte, so daß sie bald ebenso öde dalagen wie das alte Kloster am Barfüßer-Platz.

Vom Münsterturme schlug es zehn Uhr — da tauchte auf dem menschenleeren Platz, dem Kloster gegenüber, eine corpulente Gestalt auf, die in einen Mantel gehüllt war und einen breitkrempigen Hut in die Stirn gerückt hatte. Als der letzte Glockenschlag verklungen war, ließ sie einen kurzen Pfiff ertönen, und bald nachher befand sich ein ebenfalls in einen Mantel gehüllter Mann an ihrer Seite.

„Die Stunde ist da,“ flüsterte Peter Dups dem herbeigeeilten Andreas zu, „wo allabendlich zwei verkleidete Soldaten am Kloster anzulangen pflegen.“

„Nur zu,“ antwortete Andreas ebenso leise, „unsere Leute sind bereit.“

„Jetzt wünsche ich nur,“ begann Dups nach kurzer Weile abermals, „daß die im Kloster versteckten Söldner heute so recht voll süßen Weines sind; dann werden wir leichtes Spiel mit ihnen haben.“

„Still!“ fiel Andreas dem Sprechenden in die Rede. „Ich höre Schritte. Aufgepaßt!“

Und wirklich bogen jetzt zwei Franziskanermönche um die nächste Straßenecke. Unsere Freunde traten ihnen entgegen, und Dups sagte in salbungsvollem Tone: „Gelobt sei der heilige Franziskus!“

„Amen!“ klang es kurz und rauh zurück.

Da der listige Schornsteinfeger seit einer ganzen Woche jeden Abend das Kloster umschwärmte, so waren ihm die Lösungsworte bekannt, die zwischen dem Pförtner und den verkleideten Soldaten ausgetauscht wurden; er fuhr daher jetzt in schlechtem Französisch fort: „Ihr seid fromme Väter, die in dem Kloster eine Nachtherberge begehren? So kommt und folgt uns!“ fügte er nach Bejahung der Frage hinzu. Statt aber auf das Kloster zuzusteuern, wandte er sich der benachbarten kleinen Stadtgasse zu, und kaum war das erste Haus erreicht, als die verkappten Söldner von kräftigen Armen gepackt und ihr Mund von einem Knebel verschlossen wurde. Nachdem man sich überzeugt hatte, daß unter den Mönchskutten zwei bewaffnete Franzosen staken, wurden sie der Kutten entkleidet und fortgeführt, während sich Dups und Andreas die härenen Gewänder selbst überwarfen.

Nicht lange dauerte es, so begann in der nächsten Nähe der Klostermauern ein geheimnisvolles Leben und Treiben. Dunkle Gestalten

huschten hin und her, die sich gegen die Mauern drückten und dann regungslos stehen blieben.

Jetzt ertönte die Glocke an der Klosterpforte, und gleich darauf öffnete sich der Schieber des kleinen Torfensters.

„Wer begehrt jetzt noch Einlaß?“ fragte die schläfrige Stimme des Pförtners, und in französischer Mundart klang es zurück:

„Zwei Söhne des heiligen Franziskus, die sich wegen des gewünschten Regens verspätet haben. *Ventre saint gris!* Laß uns nicht so lange warten, unsere Kehlen sind durstig, und unsere kriegerrischen Leiber froh, wenn sie die Mönchskutte los werden.“

„Ich will euch gleich die Pforte öffnen,“ tönte es im Flüsterton zurück, „doch zeigt mir vorher die Ärmel euers Gewandes.“ Bei diesen Worten streckte der Pförtner die Hand aus dem Schiebfensterchen, und nachdem er die rauhhaarige Kutte der Franziskaner gefühlt hatte, rasselte er mit den Schlüsseln am Bunde und schob den Schieber in der Pforte zu. Kaum hatte er aber diese geöffnet, als der scheinbar ange-trunkene Krieger, mit dem er das kurze Gespräch geführt hatte, ihm in die Arme stürzte und ihn so kräftig umschlang, daß ihm der Atem verging. Ehe er jedoch laut aufzuschreien vermochte, schob sich ihm ein Knebel in den Mund, und zugleich fühlte er sich an Händen und Füßen gefesselt. Eine große Anzahl verummter Männer drang in das Pförtchen, durch den Korridor rasch dem Hofe zueilend und nur einen Wachtposten bei dem Gefesselten zurücklassend.

Die List Peter Dups' war geglückt, doch galt es jetzt noch, den Ort auszufundschaffen, der die im Kloster verborgenen Söldner beherbergte. Der Zufall kam ihnen hierbei zu Hilfe, denn sie vernahmen einen wilden, aber entfernten Gesang, der aus der Tiefe heraufzukommen schien.

„Ich lasse mich hängen,“ flüsterte Dups seinem Bundesgenossen zu, „wenn es nicht das Gejohle der zechenden Soldaten ist!“

„Gehen wir dem Schalle nach“, schlug Andreas vor, worauf sich der ganze Trupp vorsichtig und leise in Bewegung setzte. Da es nicht ratsam erschien, eine Laterne anzuzünden, so irrten sie über eine halbe Stunde in den Kreuz- und Quergängen des Klosters herum, bis sie endlich vor der eisenbeschlagenen Tür ankamen, die in den Keller führte.

„Freunde und Genossen,“ flüsterte Peter Dups seiner aus wohlbewaffneten Bürgerföhnen bestehenden Mannschaft zu, „nehmt jetzt allen euern Mut zusammen und laßt euch durch die wilde Soldateska nicht zurückschrecken. Kämpfen wir ja doch für eine gerechte Sache,

und gilt es doch, Verrat und Schurkerei zu vernichten. Also mutig voran, der Herrgott läßt keinen braven Deutschen im Stich!"

„Für Gott und Vaterland!“ rief es im hellen Chor. Die Kellertür flog auf, und die bewaffnete Schar drang ein in den Raum, wo Mönche und Soldaten, miteinander zechten.

Ein Schrei der Überraschung und des Schreckens entrang sich den Lippen der Überfallenen und weckte in unheimlicher Weise das Echo des steinernen Gewölbes. Die Mönche verschwanden mit Blitzesschnelle hinter den aufgespeicherten Weinfässern, die Soldaten aber griffen nach ihren Waffen. Im nächsten Augenblicke schon tobte ein erbitterter Kampf, denn die weinerhitzten Söldner hieben mit verzweifelter Wut um sich. Aber trotz ihrer wilden Entschlossenheit mußten sie schließlich doch der feindlichen Überzahl weichen und es sich gefallen lassen, von den Siegern gefesselt zu werden. Diese stießen ein lautes Hurra aus, denn das Kloster samt allen seinen Inassen war jetzt in ihren Händen. Nur einige wenige Opfer hatte man zu beklagen, und Andreas und Peter Dups sanken einander in dankbarer Rührung in die Arme.

Als am nächsten Morgen die überraschende Kunde einer Klosterverschwörung gleich einem Lauffeuer durch die Stadt lief, geriet die Einwohnerchaft Straßburgs in eine solche Wut, daß sich der Magistrat genötigt sah, das Kloster mit einer großen Anzahl städtischer Söldner umstellen zu lassen, denn das erbitterte Volk war fest gewillt, die heilige Stätte zu erstürmen. Schade, daß der hochwürdige Egon von Fürstenberg, dessen Intrige ebenfalls bekannt geworden war, nicht all die Schmeichelreden vernehmen konnte, mit denen ihn die erregten Straßburger bedachten. Der Ehrenmann weilte zu dieser Zeit schon im Hauptquartier Montclar's, der ihm den berühmten Festungserbauer Vauban vorstellte, dem von Louvois der Befehl geworden war, sich nach Belfort zu begeben und weiterer Order gewärtig zu sein.

Welche Ehre für den deutschen Egon von Fürstenberg, den Verräter seines Vaterlandes!

Dreizehntes Kapitel.

Französische Aufrichtigkeit.

„Wenn mir der Schurke nicht Tränke gegeben hat, so will ich gehängt sein,
Es kann nicht anders sein, ich habe einen Trant getriegt.“

(Shakespeares „Heinrich IV.“ Zweiter Teil.)

Peter Dups war jetzt der Mann des Tages, aber auch Andreas nahm an der ehrenden Auszeichnung teil, welche die Bürgerschaft den Entdeckern der Klosterverschwörung entgegenbrachte. Der Herr Stadtschreiber Günzer gab sich den Anschein, als habe er von gar nichts gewußt, und er durfte das um so eher wagen, da man von seinem geheimen Einvernehmen mit dem Fürstbischof nichts ahnte, vielmehr diesen als den allein Schuldigen ansah.

Der Heroismus unseres Freundes Dups hob sichtlich den gesunkenen Mut der Straßburger, die jetzt die Bewaffnung der Zünfte mit großem Eifer betrieben. Geldgaben zur Anschaffung von Waffen wurden gesammelt, alltätlich exerzierten die Bürger gemeinsam und lernten die Waffen handhaben, ja alle drei Tage bezogen die guten Straßburger sogar selber die Wachen. Aber eine Hauptsache fehlte: die Subordination. Keiner wollte sich dem andern unterordnen, sondern am liebsten selbst kommandieren. Der Stadtschreiber Günzer lächelte über das Soldatenspiel der Bürgerschaft, deren auflodernder Mut ihm wie ein Fackelfeuer erschien, das prasselnd bis zum Himmel empor lodert, wenig Augenblicke darauf aber in einen kläglichsten Funkenhaufen zusammensinkt. Der schlaue Mann nahm daher die Zügel, die ihm entglitten waren, leise und unbemerkt wieder in die Hand, und obwohl Richard Hohenheg und seine Partei dieses neue Vordringen aufs kräftigste bekämpften, so vermochten sie doch nicht viel auszurichten, zumal da Frankreich dem Stadtschreiber in seiner gefährdeten Lage zu Hilfe kam.

In Kolmar kam nämlich in den letzten Tagen des Augusts der Marquis von Louvois an, begleitet von vielen hohen Offizieren und Diplomaten. Er überschüttete geradezu die Straßburger mit Freundschaftsbeweisen und teilte ihnen mit, daß Ludwig XIV., der Gerechteste

unter den Gerechten, ihn nach dem Elsaß entandt habe, den lieben Einwohnern der alten Reichsstadt sein Bedauern wegen des unangenehmen Vorfalls im Franziskanerkloster auszudrücken und ihnen die Versicherung zu geben, daß die Verschwörung ganz gegen seinen Willen geplant worden sei.

Dem französischen Residenten, Herrn von Frischmann, lag es ob, alle diese Artigkeiten dem Straßburger Magistrate zu übermitteln. Leider riefen diese falschen Süßigkeiten auch wirklich den gewünschten Eindruck bei der Mehrzahl im Räte hervor; man war entzückt über das freundschaftliche Entgegenkommen Frankreichs, und alle Warnungen Richards von Hohenheg und des Stadthyndikus Franz, die in diesen Manövern nur allzudeutlich diplomatische Fallstricke erkannten, waren in den Wind gesprochen. Der Vorschlag Günzers, an Louvois eine Deputation abzuschicken, wurde einstimmig angenommen, und die beiden gutgesinnten Patrioten mußten es sich sogar gefallen lassen, die nach Kolmar zu entsendende Deputation zu begleiten. Anfangs lehnte Richard freilich entschieden ab, als aber Günzer ein Schreiben des französischen Kriegsministers vorwies, das den Wunsch enthielt, den Herrn Richard von Hohenheg persönlich kennen zu lernen, mußte unser Freund die auf ihn gefallene Wahl annehmen.

„Nun wohl, ich gehe nach Kolmar,“ äußerte er daheim zu den Seinen und zu Andreas, „aber der intrigante Franzose soll von mir die volle Wahrheit zu hören bekommen!“

Mutter und Tochter baten den erregten Mann dringend, seinem gerechten Zorne Zügel anzutun, und auch Andreas schloß sich ihnen an, indem er dem Freunde warnend zurief:

„Einem Minister, wie Louvois, die Wahrheit zu sagen, ist ein Wagstück, das leicht Freiheit und Leben kosten kann!“

„Ich müßte ein verworfener Egoist sein,“ erwiderte Richard mit ruhiger Entschiedenheit, „wenn ich vor dieser Möglichkeit zurückbeben wollte, der Begriff von Vaterlandsliebe und Bürgersinn würde zu einer bloßen Phrase hinabsinken. Ich liebe meine Familie, trotzdem gibt es Augenblicke, wo der wahre Patriot aus den engen Grenzen des häuslichen Kreises hinaustreten und dem Vaterlande seine Kraft und sein Können widmen muß. Darum macht mir das Herz mit unnützen Klagen nicht schwer, sondern laßt mich handeln als einen ehrlichen deutschen Mann.“

Andreas drückte dem heldenmütigen Freunde gerührt die Hand, die Frauen aber zogen sich betrübt und fürchtend zurück.

Am nächsten Tage fuhr die Deputation in fünf schwerfälligen

Karossen nach Kolmar ab; im ersten Wagen saßen zwei Herolde, deren Gewänder die Farben der Stadt trugen, während Straßburgs Wappen Brust und Rücken zierte — in den übrigen vier Wagen folgten die gewählten Ratsherren nach, unter denen sich außer dem Ammeister Dominik Dietrich noch die beiden Patrioten Franz und Richard von Hohenheg befanden. Die Kleidung der Deputierten war die Amtstracht des Mittelalters, nämlich pelzverbrämte Röcke und Barette von schwarzem Sammet.

In dem Rathausssaale zu Kolmar empfing der allmächtige Louvois die Straßburger Ratsherren und nahm mit huldvollem Lächeln die Begrüßungsworte entgegen, die der devote Günzer an ihn richtete. Der Marquis dankte im Namen seines Königs und gab der Deputation die Versicherung, daß noch nie ein König auf Frankreichs Throne gesessen habe, der es so gut und aufrichtig mit Straßburg meinte als Ludwig XIV.

Die Häupter der Ratsherren neigten sich dankbar und ehrfurchtsvoll, nur Richard von Hohenheg und der Syndikus Franz blieben hoch aufgerichtet stehen, und der schneidige Blick des ersten war so herausfordernd auf den französischen Minister gerichtet, daß dieser ihn unwillkürlich fragte, ob er einen Zweifel in seine Worte setze.

„Allerdings,“ entgegnete Richard, „denn ein französischer Herrscher wird und kann nie eine Stadt aufrichtig lieben, die von Grund aus deutsch ist.“

Unter dem Gefolge des Marquis entstand ein Gemurmeln des Mißfallens, und als jetzt der kühne Sprecher sein Haupt nach dieser Richtung wandte, sah er den Grafen Konrad, dessen giftsprühender Blick ihn geradezu verschlingen wollte. Aber Richard erwiderte ihn nur mit einem verächtlichen Lächeln.

„Ich glaube nicht,“ begann jetzt Louvois von neuem, „daß alle Straßburger Eure Ansicht teilen; ich bin vielmehr von ihrer Klugheit überzeugt, die ihnen zuruft, daß sie im Interesse ihrer Stadt handeln, wenn sie sich unter die schützenden Adlerschwinge der Macht Frankreichs stellen. Oder glaubt Ihr auch nicht einmal an unsere Stärke und Gewalt?“ fügte der Minister mit nur schlecht verhehltem Unwillen hinzu.

„Ich bin kein Tor, Herr Marquis,“ antwortete der unerschrockene Richard, „und weiß nur zu gut, daß Frankreich zurzeit die halbe Welt beherrscht, daß Handel und Industrie dort mächtig blühen und die Künste gedeihen. Da Ludwig XIV. dies alles zustande gebracht hat, so hat er allerdings den Beinamen ‚der Große‘ verdient; ich meiner-

seits wünsche, daß wir Elsäßer den Kranz seines Ruhmes noch mehrern können, indem er uns Gelegenheit gibt, ihn auch ‚den Gerechten‘ nennen zu dürfen!“

Durch das Gefolge Louvois' ging eine eigentümliche Bewegung, und der Marquis biß sich in die Lippe.

Richard fuhr mit erhobener Stimme fort: „Straßburg ehrt Ludwig XIV. als seinen starken und mächtigen Nachbar; das aber ist auch alles, was diese alte freie Reichsstadt dem französischen König entgegenbringen kann, denn Straßburg ist d e u t s c h und will deutsch bleiben. Sollen wir daher Ihrer Versicherung, Herr Marquis, unbedingten Glauben schenken, so muß Ihr Herrscher uns einen überzeugenden Beweis von seiner Wertschätzung geben; das kann aber nur dann geschehen, wenn er Straßburg in seiner Freiheit und Unabhängigkeit schützt und die Treue achtet, womit es am deutschen Vaterlande hängt!“

Richard schwieg, und eine unheimliche Stille folgte seinen Worten. Günzer und noch einige andere Ratsherren sahen erschrocken und bleich aus; der Ammeister aber und Syndikus Franz drückten dem furchtlosen Sprecher gerührt die Hand.

Die Blicke von Louvois' Gefolge waren auf den Marquis gerichtet, dessen sonst so fahles Antlitz vor Zorn blutrot unterlaufen war. Er knirschte mit den Zähnen, und jeder der Anwesenden war darauf gefaßt, daß er seinem Grimme Luft machen werde, allein Louvois hatte zu lange die Hofluft geatmet, um nicht ein Meister in der Kunst der Verstellung zu sein. Wenig Augenblicke genügten, und sein Zorn war niedergedämpft, ein Lächeln umspielte seine schmalen Lippen, und während sein Haupt sich gegen Richard von Hohenheg neigte, sagte er in bedeutungsvollem Tone:

„Offenheit ist Goldes wert, und diese ist ja dem . . . D e u t s c h e n eigen. Jedenfalls hat er dieses Vorrecht für sich, wenn auch nicht das Gold.“

Ein höhnisches Auflachen ertönte; Richard wußte recht gut, daß es von dem Grafen Konrad herrührte, doch würdigte er ihn keines Blickes, sondern sah nach wie vor dem französischen Minister fest ins Gesicht, der in seiner Rede fortfuhr:

„Ich ersuche die Herren Abgesandten, ihrer Stadt unsere freundlichsten Grüße zu überbringen und den guten Einwohnern zu melden, daß Straßburgs Schicksal Sr. Majestät Ludwig XIV. an das Herz gewachsen ist. Wir werden die Perle des Wasgaus nicht aus dem Auge verlieren.“

Auf einen Wink des Marquis traten mehrere Pagen vor, die sammetne Kissen trugen, auf denen goldene Ehrenketten lagen.

„Se. Majestät haben mich beauftragt,“ begann Louvois abermals, „die Herren Abgesandten durch Verleihung dieses Schmuckes zu ehren, und ich ersuche die geschätzte Deputation, näher zu treten, damit ich sie eigenhändig mit diesen Ketten schmücken kann.“

Günzer war der erste, der sich unter tiefen Bücklingen nahte; ihm folgten die übrigen Ratsherren, wenn schon es dem Ammeister und dem Syndikus Franz anzusehen war, daß sie nur widerwillig dem Geheiß Louvois' nachkamen. Richard von Hohenheg war der einzige, der auf seinem Plaze blieb und leise vor sich hinmurmelte: „Ich verspüre keine Lust, den geschmückten Opfertier zu spielen.“

Auf dem Antlitz des Marquis erschien eine neue Rornezröte, und er äußerte mit bebender Stimme: „Nun, Herr Ratsherr Hohenheg, wollen Sie nicht näher treten und die Kette in Empfang nehmen?“

„Ich verzichte darauf,“ lautete die ruhige Antwort Richards, während das französische Gefolge durch Murren seinem geheimen Ärger Luft machte, „denn eine Kette bleibt doch immer eine Kette, mag sie nun aus Gold oder Eisen geschmiedet sein. Gönnen Sie mir also meine Freiheit, Herr Marquis.“

„Um, Konsequenz ist Manneßugend“, entgegnete Louvois mit einem sarkastischen Lächeln, wobei er sein gerötetes Antlitz dem Grafen Konrad zuwandte, dessen Augen eigentümlich zwinkerten. „Ohne jedes Gnadenzeichen darf ich indessen einen solchen Ehrenmann, wie Ihr seid, nicht entlassen, will ich mir nicht die Ungnade meines königlichen Herrn zuziehen. Gestattet mir daher zum wenigsten, Euch einen Ehrentrunk zu bieten, der Deutsche trinkt ja gern den feurigen Rebensaft Frankreichs.“

Diese Aufforderung konnte Richard schon des Anstandes halber nicht zurückweisen, er verneigte sich, und Louvois winkte nach der Ecke des Saales, wo Graf Konrad Posto gefaßt hatte. Ein Page trat mit goldenen Tellern vor, auf denen ein Pokal und eine reich verzierte Kanne stand. Der Marquis schenkte ein, und Richard führte den Becher zum Munde:

„Gott schütze Straßburg und verleihe Ludwig dem Gerechten eine gesegnete Regierung!“

„Wohl bekomm's!“ flüsterte jener Ehrenmann, der in der Ecke des Saales stand.

Richard reichte den Becher Louvois zurück, worauf die Deputation die Heimreise antrat.

Noch hatten die Ratsherren Schlettstadt nicht erreicht, als Richard von Hohenheg sich unwohl fühlte.

„Ihr seht in der That ungemein blaß aus,“ äußerte Syndikus Franz besorgt, „die Aufregung wird schuld sein.“

„O nein, nein,“ widersprach der kranke Ratsherr mit einem schmerzlichen Lächeln, „ich weiß jetzt, daß man mir zu Kolmar einen Liebestrank gereicht hat, der mich in eine andere Welt befördern soll.“

„Um's Himmels willen, wie kommt Ihr darauf?“ rief der Syndikus.

Richard blieb ihm die Antwort schuldig und bat den Kollegen nur, ihm in Schlettstadt einen Trunk fetter Milch zu verschaffen, da er eines Gegengiftes bedürftig sei, seine Schwäche es ihm aber nicht erlaube, den Wagen zu verlassen.

Syndikus Franz nahm sich in der wärmsten Weise des Patienten an, und als man am späten Abend Straßburg erreichte, ließ er es sich nicht nehmen, Richard nach Hause zu begleiten, zumal da sich dessen Zustand bedenklich verschlimmert hatte.

Die Bestürzung und der Schrecken der Familie war groß. Die Gattin brachte den lieben Kranken sofort zu Bett, Andreas aber eilte zum Arzte, dessen Hilfe man sehr nötig hatte.



Gott schütze Straßburg!

Vierzehntes Kapitel.

Eine bange Nacht.

„Wer ist es, der die Glocken läutet? wer?
Zum Teufel, wer versetzt die Stadt in Aufruhr?“
(Othello, II. Akt, 3. Scene.)

Drei lange Wochen hatte die Familie Richards von Hohenheg verbracht, kummervolle Stunden, in denen das teure Leben des Gatten und Vaters in Gefahr geschwebt hatte. In dieser Zeit voll Angst und Pein bewährten sich Andreas und Peter Dups so recht als treue Stützen der Familie, denn sie waren nicht nur mit tröstendem Zuspruch bereit, sondern nahmen an der Pflege des Kranken regen Anteil und wachten während der Nacht an seinem Lager.

Dank den Bemühungen des Arztes und der kräftigen Konstitution Hohenhegs erholte sich dieser langsam wieder, und erst jetzt teilte er seiner Familie und den Freunden mit, wen er für den eigentlichen Giftmischer halte. Der Zorn und die Wut, in welche Andreas und Peter Dups gerieten, waren so groß, daß die beiden Männer am liebsten den schurkischen Grafen Konrad in seiner Burg aufgesucht hätten, um ihm den wohlverdienten Lohn zu geben. Schließlich machte die wilde Erregung aber der Besonnenheit Platz, und Andreas äußerte:

„Der den Grafen so schwer belastende Brief, den unser schlauer Freund Dups vor einiger Zeit erbeutet hat, ist in den Händen des Kaisers. Jeden Tag kann ein Haftbefehl eintreffen, der den elenden Verräter an Kaiser und Reich unschädlich macht; zögert der Kaiser aber auch in dieser Hinsicht, so schlage ich vor, daß wir selbst das Verlangen an den hiesigen Rat stellen, den Grafen Konrad gefänglich einzuziehen zu lassen.“

„Mein lieber Freund,“ erwiderte Richard, „du vergiffest, daß uns das Beweisstück seiner Verrätereie, der nach Wien gesandte Brief, fehlt. Ohne diesen ist aber nichts zu unternehmen.“

„Ei, was du sagst!“ fuhr Andreas erregt auf. „Hat sich der schurkische Graf nicht unter dem Gefolge Louvois' befunden, hat er dadurch nicht gezeigt, daß er der französischen Partei angehört? Wer

es aber mit Ludwig XIV. hält, ist ein Feind des Reiches und des Kaisers, ein Abtrünniger, dessen Besitzungen vom Staate eingezogen werden können. Wenn wir unser Ziel erreichen wollen, so dürfen wir den günstigen Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen lassen . . . entweder — oder! Ein Mittelbing gibt's nicht!"

„Nun wohl,“ entgegnete Richard, „ich will deinen Rat beherzigen und beim Magistrate die nötigen Schritte tun, aber erst muß ich alle meine Kräfte aufbieten, die Herren von ihrer Begeisterung für Frankreich wieder abzubringen, und sie zu überzeugen suchen, daß die freundschaftliche Miene, die Ludwig und seine Minister gegen Straßburg angenommen haben, nur eine vorgebundene Maske ist. Unsere Privatinteressen müssen in dieser gefährvollen Zeit dem Wohle des Vaterlandes weichen,“ fügte Richard mit einem energischen Kopfnicken hinzu, da Andreas ihm ins Wort fallen wollte, „und ich fürchte, daß Günzer mit seiner Partei meine längere Abwesenheit im Räte in schlauester Weise benutzt haben wird. Meine Krankheit kam ihm sehr gelegen.“

Das war denn auch wirklich der Fall, und als am 27. September Richard von Hohenheg zum ersten Male wieder einer Magistratsitzung beiwohnte, bemerkte er mit Schrecken, daß nur einige wenige Ratsherren seiner warnenden Rede Gehör schenkten; die überwiegende Mehrzahl dagegen wandte sich von ihm ab und schalt ihn einen überspannten Toren.

„Wenn wir viele solche Hitzköpfe im Räte hätten,“ rief einer der hochweisen Herren, „so könnte es allerdings kommen, daß Ludwig XIV. unser liebes Straßburg an sich risse! Seien wir doch ja froh, daß sich Frankreich uns freundschaftlich zeigt, während der Kaiser sich so gut wie gar nicht um die Interessen unserer Stadt bekümmert. Hat der Syndikus Franz in Wien etwas ausgerichtet? Nein! Verhöhnt und verspottet ist er worden. Die Zeiten sind vorbei, wo Kaiser Karl V. prophetisch ausrief: Wenn Straßburg von den Franzosen, Wien aber von den Türken angegriffen werden sollte, dann würde ich zuerst nach Straßburg eilen, um diese Stadt zu retten! . . . Kaiser Leopold hält sich recht hübsch von unserer Stadt fern, und deshalb können wir nichts Besseres tun, als Ludwig XIV. und seine Minister in guter Laune zu erhalten.“

Diese Rede fand ungeheuern Beifall, trotz alledem stand Richard nochmals im Begriff, gegen die im Räte herrschende Strömung anzukämpfen, als der Stadtkommandant Jenneggen erschien und dem Magistrat die Mitteilung machte, daß sich von Breisach und Freiburg

her eine große Anzahl Truppen, sowohl Reiter wie Fußvolf, der Stadt näherte.

Eine Pause der Bestürzung entstand, während welcher Richard rief: „Nun, was hab' ich gesagt? Das ist das Auckucksei, welches das schlaue Frankreich in unser Land gelegt hat — Soldaten kriechen daraus hervor!“

„Um des Himmels willen, meine lieben Amtsbrüder,“ ergriff jetzt Stadtschreiber Günzer das Wort, „laßt euch durch derartige Reden nicht irreführen, sondern bewahrt die schöne Einigkeit, die wir uns während der Abwesenheit eines gewissen gallischen Mannes errungen haben. Ich bin fest überzeugt, daß diese Truppenbewegungen rein zufällig sind und gar nichts zu bedeuten haben.“

„Hoffen wir das Beste,“ äußerte Ammeister Dietrich, „jedenfalls erscheint es geboten, den französischen Residenten darüber zu befragen.“

Ein Bote wurde an Herrn von Frischmann abgeschickt, der alsbald in der Ratsversammlung erschien. Aller Blicke richteten sich bang und fragend auf den Ankömmling, der jetzt lächelnd sagte:

„Aber, meine Herren, warum gleich so besorgt? Ich kann Ihnen die beruhigende Auskunft erteilen, daß General Montclar nur eine Heerschau beabsichtigt; noch vor Abend werden sich die Truppen wieder zurückziehen, mit Ausnahme jener des Dragonerobers ten von Asfeld, der seine Mannschaft gen Saarlouis führen soll und wahrscheinlich in einem Walde der Nachbarschaft für diese Nacht sein Bivak beziehen wird. Glauben Sie doch nur endlich an die freundlichen und friedlichen Gesinnungen Frankreichs!“

Die Beteuerungen hoben den gesunkenen Mut der Ratsherren wieder. Und als am Spätnachmittag einige ausgesandte Rundschafter mit der Botschaft zurückkehrten, daß die französischen Truppen bereits den Marsch nach ihren Garnisonplätzen angetreten hätten, beruhigten sich die Mitglieder des Magistrats gänzlich. Selbst Richard huldigte der Überzeugung, daß vorerst für Straßburg nichts zu befürchten sei, und kehrte daher in erleichterter Stimmung nach Hause zurück.

Es war ihm lieb, daß er nicht mit sorgenvoller Stirn der Gattin entgegentreten mußte, da sie, zur Feier seiner Wiedergenesung, für diesen Abend ein kleines Festessen veranstaltet hatte, wozu außer Andreas und Dups noch der Stadtsyndikus Franz geladen war.

Die Gäste hatten es sich fest vorgenommen, heute einmal alle politische Sorge von sich abzuschütteln, weshalb denn auch während des Mahles Heiterkeit und Frohsinn herrschten; als aber die elfte Stunde herangenah war und der genossene Wein seine Wirkung übte, kam

man auf das Thema zurück, das jedes patriotische Herz bewegte und in den Worten gipfelte: „Was wird das Schicksal Straßburgs sein?“

Man konnte sich nicht verhehlen, daß die Freiheit der alten Reichsstadt seit jener Zeit ein Leck bekommen habe, wo sich der Magistrat genötigt gesehen hatte, mit Frankreich zu liebäugeln, da der eigene Kaiser die protestantischen Bewohner Straßburgs bedrohte.

„Seit jener Zeit“, äußerte Syndikus Franz wehmütig, „gleicht unsere Stadt einem Fahrzeuge ohne Tafelwerk und Steuerruder; willenlos treibt es auf dem politischen Ozeane, bis es schließlich von den brandenden Wellen zertrümmert oder von einem Korsaren geentert wird.“

„Damit dies nicht geschehe, halte ich es für geboten, den Kaiser noch einmal um Hilfe anzusuchen und ihm unsere Bedrängnis klar vor Augen zu führen“, meinte Richard. Allein der Syndikus schüttelte das Haupt und fuhr nach kurzer Pause fort:

„Ich habe die Überzeugung, daß Straßburg, die ruhmreiche Stadt unserer Ahnen, dem französischen Joch anheimfällt. Diese traurige Aussicht ist aber nicht der einzige Kummer, der mein Herz beschleicht, denn in die Tränen des Patrioten mischen sich die Tränen des Protestanten.“

„Was wollt Ihr damit andeuten, Herr Syndikus?“ fragte Richard verwundert.

„Wir wissen um das verräterische Spiel Fürstenbergs, in dessen Brust kein Fünkchen von deutschem Patriotismus glüht, da er Rom als sein Vaterland betrachtet. Er haßt unsere protestantische Kirche, und seinem Einfluß bei Ludwig XIV. wird es gelingen, daß das ganze Elsaß — Straßburg nicht ausgenommen — katholisch werden muß. Dann aber ist die Stunde erschienen, wo ich mit den Meinen zum Wanderstabe greife und dem ehrwürdigen Münsterturm für ewig Lebewohl zurufe.“

„Möge der allbarmherzige Himmel geben“, sagte Richard, „daß Ihr die Dinge zu schwarz seht; solltet Ihr aber dennoch recht behalten, dann wandern wir zusammen, denn auch ich huldige aus tiefster Seele dem protestantischen Glauben, zu dem mein Großvater sich bekannte.“

„Und denkt Ihr etwa, der Peter Dups wäre dann nicht der dritte im Bunde?“ rief der korpulente Zunftmeister, und sein Glas erhebend, fügte er hinzu: „Laßt uns im Guten wie im Schlimmen fest zusammenhalten und all unsre Kräfte daran setzen, den bösen Feind von unserer Heimstätte fern zu halten.“

„Das wollen wir!“ riefen die Freunde einstimmig, und die Gläser klangen harmonisch aneinander.

Dumpf hallten die Schläge der Münstererglocke in diesen Schwur.

„Mitternacht!“ sagte Peter Dups erschrocken. „Postausig! Da wird's Zeit, zu Bett zu gehen.“

„Ei was, Meister,“ meinte Andreas, „morgen ist ja Sonntag, und da könnt Ihr ausschla — —“; weiter kam er jedoch in seiner Rede nicht, denn in der Ferne ertönten Schüsse.

Alle lauschten in banger Erwartung. Die Schüsse wiederholten sich, und jetzt brachen die Frauen in die ängstliche Frage aus:

„Hilf, Himmel, was hat das zu bedeuten?“

Richard von Hohenheg richtete sich hoch empor, seine Augen flammten, und seine Brust hob und senkte sich fieberhaft.

„Was — das — bedeutet?“ ächzte er unter großer Anstrengung, und den Pokal, den er noch in seiner Hand hielt, weit von sich schleudernd, schrie er schmerzlich auf: „Verrat! . . . Straßburgs Schicksal hat sich erfüllt!“

Alle fuhren entsetzt zurück, und Peter Dups stotterte: „Ihr meint, daß — daß —“

„Daß jene Flintenschüsse aus f r a n z ö s i s c h e n Büchsen kamen,“ rief der in hohem Grade erregte Hausherr, „und daß Montclar jetzt von seiner . . . Heerschau gekommen ist!“

„Ach, du mein Gott,“ weinte Alma, „jetzt fangen auch die Glocken der Kirchen an zu stürmen!“ Damit eilte sie nach den Fenstern, fuhr aber erschrocken zurück, da jetzt drei dumpfe, schwere Schläge das Haus erzittern machten.

„Die Lärmkanone auf dem Walle!“ schrie Peter Dups.

Die Männer stürmten auf die Straße, wo ihnen der Fuhrmann Christoph entgegenkam.

„Wißt Ihr etwas Näheres?“ rief ihm Dups zu.

„Nein,“ lautete die Antwort, „so viel aber steht fest, daß die Schüsse in der Gegend der Rheinschanze abgefeuert worden sind.“

Die noch kurz zuvor so leeren Straßen und Plätze füllten sich mit drängenden Menschenmassen, und bald langte ein Wächter mit der Schreckenskunde an, daß der französische Oberst Asfeld die Rheinschanze überfallen und mit seinen Truppen alle Zugänge der Stadt auf beiden Seiten des Stromes stark besetzt habe.

Eine unsägliche Verwirrung bemächtigte sich der Einwohnerschaft. Die waffenfähigen Bürger, und unter ihnen Peter Dups und Andreas, eilten auf die Wälle, denn von den wenigen Soldtruppen

war die Hälfte durch Krankheit verhindert, Dienste zu tun, auch war nur ein einziger Offizier vorhanden, um sie zu befehligen.

Richard eilte mit dem Syndikus Franz, nachdem dieser einen Augenblick in seiner Behausung zugebracht hatte, um seine Familie zu beruhigen, auf die Pfalz, wo sich der gesamte Magistrat einfand. Ganz zuletzt erschien auch der Stadtschreiber Günzer, der sich in die Wohnung des französischen Residenten verfügt und diesen um die Ursache des feindlichen Angriffs befragt hatte.

„Und wie lautete die Antwort Frischmanns?“ riefen ängstlich die Ratsherren.

„Er hat hoch und heilig beteuert, daß er von der ganzen Sache ebensowenig wisse wie der Magistrat.“

Das war denn auch in der That der Fall, denn Louvois hatte es nicht für nötig erachtet, den Residenten in das Geheimnis seiner kriegsräthlichen Unternehmung einzuweihen, sondern ihm nur die Weisung gegeben, den Straßburger Magistrat bei etwaigen beunruhigenden Gerüchten über Truppenzusammenziehungen zu beschwichtigen.

Im Magistrat ging es jetzt eben so stürmisch her wie in den Straßen, wo die Signalthörner und Trommeln ertönten und das erschreckte Volk seiner Angst und seinem Zorne durch lautes Schreien Luft zu machen suchte.

Richard von Hohenheg kannte jetzt keinerlei Rücksicht mehr, in zürnender Rede warf er den Ratsherren ihren Wankelmuth vor, der echter deutscher Männer ebenso unwürdig sei wie die knechtische Furcht, mit der sie sich vor dem stolzen Frankreich gedemüthigt hätten. „Die Geschichte“, schloß Richard seine von edelstem Nationalgeföhle getragene Rede, „wird dereinst über den Fall Straßburgs richten und auch die Namen der Verräther der Nachwelt offenbaren!“

Dieses Wort rief einen unsäglichen Tumult hervor, besonders unter der Partei Günzers, der in diesem Augenblicke sehr blaß aussah. Richard aber ließ sich nicht irremachen, sondern fuhr fort:

„Ja, Verräther, denn dieser Name geböhrt den Männern, die mit dem falschen Frankreich liebäugelten, um egoistische Ziele zu erreichen. Die nächste Zukunft wird uns in dieser Hinsicht die Augen öffnen, indem so mancher hier im Rade durch die Gnade eines Ludwigs XIV. zu hohen Ehrenstellen gelangen dürfte.“

„Ersticken wir jetzt allen Hader und Groll,“ unterbrach ihn der Ammeister Dietrich, „handeln wir lieber!“

„Handeln!“ wiederholte Richard. „Da es noch Zeit war, hörte man nicht auf meine warnenden Worte, jetzt ist es zu spät dazu.“

„Schicken wir eine Stafette an den kaiserlichen Hof und an den Reichstag in Regensburg ab,“ schlug Syndikus Franz vor, „vielleicht hören die Herren jetzt auf unsern Nothschrei.“

Dieser Antrag wurde einstimmig genehmigt und ebenso ein weiterer, der dahin ging, Anstalten zur Verteidigung der Stadt zu treffen. Indessen fielen sie sehr mangelhaft aus, da wenig Stunden später von den Ämtern der benachbarten Städte die Nachricht eintraf, daß sie dem bedrohten Straßburg keinerlei Hilfstruppen zukommen lassen könnten, weil die zahlreich bei ihnen liegenden französischen Mannschaften jeden Verkehr mit der Hauptstadt verhinderten. Das war denn auch tatsächlich der Fall, und die verschiedenen Schreiben, die der Magistrat theils an den Kaiser, theils an die Reichsstädte abgehen ließ, wurden von französischen Vorposten aufgefangen.

Auf einmütigen Beschluß der Ratsherren wurde ein Bote zu dem Obersten von Asfeld geschickt, von diesem über seine unerhört feindliche Aktion mitten im Frieden Rechenschaft zu fordern; außerdem gab man dem Drängen der die Pfalz umlagernden Volksmassen nach, die die Wälle durchaus armiert haben wollten. Der Magistrat ließ einige Kanonen auf die Wälle bringen, hielt aber wohlweislich mit der Munition zurück, da es nur allzu gewiß war, daß der erste abgefeuerte Schuß den vollständigen Untergang der Stadt nach sich ziehen werde; übrigens fehlte es auch an der nötigen Bedienungsmannschaft, die vierzehn unregelmäßigen Bastionen, die damals den Festungsgürtel der Stadt bildeten, mit Erfolg zu verteidigen.

In banger Erwartung harrete der Magistrat auf die Rückkehr des an den französischen Obersten entsandten Boten. Endlich kam er in der Pfalz an, seine trübseligen Mienen verkündeten indes nichts Gutes. Der Oberst von Asfeld ließ durch ihn dem hochweisen Magistrat in höflicher Weise melden, daß der Befehl zur Besetzung der Rheinschanze vom General Montclar ausgegangen war, da dieser in Erfahrung gebracht habe, daß kaiserliche Truppen den Rheinpaß zu verlegen beabsichtigten. Die Straßburger würden erkennen, daß ihnen durch das energische Vorgehen der französischen Dragoner nur ein wichtiger Dienst geleistet worden sei.

„Zum Teufel!“ rief Richard dem Abgesandten zu. „Habt Ihr dem Obersten denn nicht gesagt, daß auf fünfzig Meilen in der Runde keine kaiserlichen Völker anzutreffen seien, mit Ausnahme von Philippsburg, dessen kleine Besatzung eine solche Unternehmung gar nicht wagen kann?“

„Ei, freilich habe ich dem Herrn Franzosen widersprochen,“ antwortete der Bote, „allein er entschuldigte sich mit dem ihm erteilten

Befehle, dem er blindlings hätte folgen müssen. Zu guter Letzt entließ er mich mit den Worten, daß der General Montclar, der baldigst eintreffen werde, bessere Auskunft zu geben imstande sei. Der hohe Magistrat möge sich daher nur an diesen wenden."

"Natürlich!" rief Richard in wildem Tone. "Einer schiebt's auf den andern; um eine Lüge sind die Herren Franzosen nie verlegen."

In diesem Augenblicke öffneten sich abermals die hohen Flügeltüren des Saales, und ein Breisacher Bürger stürzte atemlos herein.

"Wichtige Botschaften!" stammelte er, dann sank er ermattet auf einen ihm hingeschobenen Stuhl nieder. Es währte eine geraume Weile, ehe er sich so weit wieder erholt hatte, daß er den ihn mit Fragen bestürmenden Ratsherren gerecht werden konnte. Nur mit großer Mühe und Lebensgefahr war es dem aufopfernden Manne gelungen, nach Straßburg zu entkommen, um der bedrohten Stadt noch rechtzeitig die freilich unheilvolle, aber äußerst wichtige Botschaft zu bringen, daß Louvois in Breisach eingetroffen sei, Montclar mit seinen gesamten Truppen heranziehe, und sich Ludwig XIV. auf dem Wege nach Straßburg befinde, um die Huldigung der eroberten Stadt zu empfangen.

Eine tiefe Stille trat ein, nur ein einziges Mal durch das schmerzliche Aufschluchzen eines Mannes unterbrochen, der seine Vaterstadt innig geliebt hatte, und dem es jetzt zumute war, als habe ihm der unerbittliche Tod eins der Seinen entrissen.

Diese heißen Tränen, die dem Verlust der alten freien Reichsstadt galten, machten gar manchen der Ratsherren erröten, und der stille Vorwurf pochte an ihr Herz: „Warum habt ihr nicht auf die Ermahnungen gehört, die dieser Richard von Hohenheg mit seinen Freunden an euch gerichtet hat!“

Es waren bange, schwere Stunden, die jetzt über Straßburg heraufzogen, und der freundlich lachende Blick, mit dem der anbrechende Sonntag zu den Fenstern der alten Reichsstadt hereinlugte, erschien wie bittere Ironie.

Fünftehntes Kapitel.

Der fremde König.

„Der fremde König, der von außen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In diesem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
Dem unsre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater sein zu seinen Söhnen?“
(Schillers Jungfrau von Orleans.)

... Sonntag war's, der Tag des Herrn. Die Glocken jedoch, die sonst so beredt der frommen Gemeinde ihr metallenes: „Komm, komm!“ zuriefen, blieben heute stumm, gleichsam als bedrückt auch sie jener Alp, unter dem die Einwohnerschaft jetzt seufzte. Ein kleines Häuflein Menschen hatte den Münsterturm erstiegen, um einen Ausguck in das Land zu halten, und feuchten Auges bemerkten die Armen, daß im weiten Umkreise der Stadt alles von bewaffneten Scharen wimmelte. Montclar hatte seinen Vormarsch beendet und stand auf dem Sprunge, die Wasgauperle der Monarchie Ludwigs XIV. einzuverleiben. Durch Abgeordnete ließ er dem Magistrat mitteilen, er habe die Stadt, der er von alters her zugewandt sei, beizeiten benachrichtigen wollen, damit sie sich nicht durch unbesonnene Hartnäckigkeit in Unglück und Verderben stürze; am folgenden Tage werde Monseigneur Louvois selbst anlangen, und von den Straßburgern hänge es dann ab, ob sie durch Unterwerfung ihre Rechte und Verfassung erhalten oder durch Widerstand sich der Gefahr aussetzen wollten, wie Feinde und Rebellen behandelt zu werden.

Man kann sich denken, daß dieser Ausspruch des französischen Generals die Bestürzung der Einwohner nur noch vermehrte; öffentliche Gebete wurden angeordnet, ja der Magistrat stand sogar im Begriff, dem Stadtkommandanten Zenneggen den Befehl zu erteilen, allen möglichen Widerstand zu leisten. Da war es aber wiederum Richard von Hohenheg, der im Vereine mit dem Syndikus Frank und

dem Ammeister Dietrich die warnende Stimme erhob und den Ratsherren zurief:

„Die Zeit ist vorüber, wo ein offener, trotziger Widerstand von Erfolg gekrönt sein könnte; den Franzosen, die vor unsern Thoren stehen, ist nichts heilig, binnen kurzem werden sie unsere geringe Mannschaft auf den Wällen niedergemacht haben und dann mit teuflischem Frohlocken unsere altherwürdige Stadt in einen Aschenhaufen verwandeln.“

„So sollen wir uns also die Niedertracht und Hinterlist Frankreichs ruhig gefallen lassen?“ riefen mehrere Ratsherren.

„Wir tun unsere Pflicht“, antwortete Richard, „und begeben uns morgen in das Hauptquartier Doubois, um gegen den Raub Straßburgs zu protestieren. Nützt dies nichts, so müssen wir unsere geliebte Vaterstadt dem Feinde übergeben und in Ruhe und Geduld die Beschlüsse des Kaisers abwarten.“

Die Herren vom Räte sahen das Vernünftige dieser Rede ein, und gar mancher von ihnen hoffte im stillen auf des Kaisers Hilfe; der Stadtschreiber Günzer aber lächelte über die Thoren.

Träge schwand die Stunden des traurigen Sonntags dahin; die Straßen waren meist menschenleer, dagegen scharte man sich in den Häusern eng aneinander, und viele Frauen und Mädchen fertigten unter Tränen Trauergewänder an, denn die teuersten Güter, die Freiheit und das Deutschtum, waren ihnen entrisen worden.

Auch in Richards Hause ging es still zu, und mehr als einmal äußerte er zu Andreas: „Hätte ich nur im entferntesten eine Ahnung gehabt, daß ein so entsetzliches Schicksal unser Straßburg ereilen könne, ich würde dich wahrlich nicht beredet haben, deine Heimat zu verlassen und hierher zu kommen.“

„Denken wir jetzt nicht daran“, entgegnete Andreas herzlich und die Hand des Freundes ergreifend. „Graf Konrad darf freilich über uns triumphieren, da Ludwig XIV. den Sieg errungen hat; doch bin ich fest überzeugt, daß dereinst die Stunde nahen wird, wo Gott mit dem gräflichen Geschlecht der Hohenhegs Abrechnung halten und auch den Raub Straßburgs rächen wird.“

„Uns wird dieser Tag der Genugthuung schwerlich leuchten“, seufzte Richard, und Andreas mußte ihm recht geben.

Peter Dups ließ sich während des ganzen Sonntags im Kreise der Freunde nicht blicken, sondern versah, bis an die Zähne bewaffnet, den Dienst auf den Wällen, von Stunde zu Stunde auf die Erlaub-

nis hoffend, gegen die „kaiserlichen Parlezvous-Franzosen“ losknallen zu dürfen.

„Wenn ich wüßte, daß sie dadurch Furcht bekämen,“ rief in vollem Ernste der erbitterte Schornsteinfeger, „ich rußte mir das ganze Gesicht an, daß ich aussähe wie zur Zeit meines Gesellenstandes!“

Sein Waffennachbar bedeutete ihm aber, daß es in Frankreich auch Schornsteinfeger gäbe und er seinen Zweck daher kaum erreichen würde.

„Hol' Euch der Henker, daß Ihr recht habt“, brummte Peter Dups; dann machte er sich daran, den Lauf einer Kanone zu untersuchen, um sich zum mindesten ein klein wenig kriegerisch zu beschäftigen.

* * *

Aus den Fenstern eines mit hübschen Erfern verzierten Gebäudes zu Illkirch, das noch jetzt den Fremden gezeigt wird, schaute am Montag morgen Monseigneur Louvois, mit seinem Blicke den am Horizont aufsteigenden Münsterturm beobachtend. Sodann ließ er sein Auge nach dem weit ausgedehnten Heerlager schweifen, das sich zwischen Illkirch und dem Dorfe Graffenstaden hinzog. Eine Weile später brach der Marquis in eine kurze, höhnische Lache aus und trat vom Fenster zurück, denn dem Hause näherte sich ein kleiner Reitertrupp, die Deputation der Straßburger Ratsherren.

Günzer und seine Partei waren diesmal nicht unter den Ausgewählten, wohl aber Dietrich, Franz und Richard von Hohenheg. Von zwei französischen Offizieren wurden sie in ein geräumiges Zimmer des obern Stockwerks geführt, um dort des Erscheinens der Erzellenz gewärtig zu sein. Absichtlich ließ Louvois die Straßburger Gesandtschaft über eine halbe Stunde warten, und als es ihm endlich beliebte einzutreten, erschien er bedeckten Hauptes... das Vorrecht des Siegers. General Montclar folgte ihm mit seinem ganzen Stabe.

Die Ratsherren verneigten sich, und Louvois lüftete leicht den Hut, während seine höhnischen, stolzen Blicke über die vor ihm stehende Gruppe flogen, um schließlich drohend und finster auf dem bleichen Antlitze Richards von Hohenheg haften zu bleiben.

Er ließ sich auf einem Stuhle nieder, und die Verhandlung begann.

„Straßburg ist durch den Westfälischen Frieden dem Könige von Frankreich überlassen worden,“ beliebte der französische Marquis zu

lügen, „und der Rymwegische Vertrag hat Sr. Majestät das Recht an die Stadt bestätigt. Wenn der König bisher es nicht für zweckmäßig erachtete, dieses Recht geltend zu machen, so erfordert es jetzt das Interesse Frankreichs, da uns die unerwartete Nachricht geworden ist, daß eine bedeutende Anzahl kaiserlicher Truppen in die Stadt und die Rheinpässe verlegt werden soll.“

Die Ratsherren schüttelten die Köpfe und gaben Richard von Hohenheg einen Wink, der jetzt vortrat und mit einer vor innerer Erregung bebenden Stimme begann:

„Halten zu Gnaden, Erzellenz, allein die Nachrichten, die Sie erhalten haben wollen, sind falsch. Ich bitte, mich ausreden zu lassen“, fügte er in gehobenem Tone hinzu, da Douvois Lust zu haben schien, seine Rede abzuschneiden. „Was Sie wegen der Rechte, die Frankreich an Straßburg haben soll, geäußert haben, erheischt gleichfalls entschiedene Berichtigung. Seit Jahrhunderten ist Straßburg ein kleiner Freistaat, der sich einer vollständigen Unabhängigkeit erfreute. Im Westfälischen Frieden wurde dieser Bestand als fortdauernd festgesetzt, ja selbst der Rymwegische Vertrag sicherte unserer Stadt die souveräne Herrschaft zu, und darum“ —

„Genug des Redens!“ rief Douvois in jenem theatralischen Pathos, durch das französische Generale bis auf Napoleon I. so oft bei Unterhandlungen Einschüchterungen und Erfolge bewirkt haben. „Über das Recht Frankreichs in bezug auf Straßburg haben bereits die Reunionskammern entschieden!“

„Weder diesen noch dem Könige von Frankreich steht es zu, den Westfälischen und den Rymwegischen Vertrag zu ignorieren“, rief Richard jetzt ebenfalls erhit. „Eine Abänderung der bestehenden Paragraphen kann nur dann erfolgen, wenn alle Mächte, die jene Verträge unterzeichnet haben, damit einverstanden sind.“

„Ich habe weder Zeit noch Lust, mich in irgendwelche Wortgefechte einzulassen“, entgegnete Douvois, „ich habe einfach die Befehle meines Königs zu vollziehen, und damit basta. Ich fordere Unterwerfung der Stadt unter die Oberhoheit der französischen Krone, Huldigung dem Könige und Aufnahme einer Besatzung. Dafür soll Straßburg seine Rechte und Freiheiten behalten und in den Schutz des Königs genommen werden. Eine Verweigerung der Annahme dieser Bedingungen werde ich als Rebellion bestrafen, ja ich schwöre euch Herren vom Räte zu, euer republikanisches Nest der Verwüstung und Plünderung preiszugeben, wenn ihr mich nötigt, Straßburg mit

stürmender Hand zu erobern. Erfolgt bis heute abend sieben Uhr keine bejahende Antwort, so wird das sieggewohnte französische Heer sofort den Sturm beginnen.“

„Wir können und dürfen an keine Übergabe denken, bevor wir nicht unserm rechtmäßigen Herrn und Kaiser die französische Drohung kundgegeben haben!“ setzte Richard entschlossen entgegen. „Ihre Forderung, Herr Marquis, verstößt gegen das Völkerrecht!“

Die kleinen intriganten Augen des Kriegsministers schossen Blitze, die Ratsherren wurden ängstlich und suchten Richard von Hohenheg von einer weiteren unbedachtamen Rede zurückzuhalten; der furchtlose Mann aber rief:

„Warum sollen wir dem Herrn Franzosen nicht die volle Wahrheit sagen? Offenherzigkeit geziemt dem wahrhaft guten Patrioten.“

„Mit Euerm deutschen Patriotismus ist es zu Ende,“ wetterte Louvois, „Euer Herr ist jetzt der König von Frankreich, und Eure Offenherzigkeit nichts anderes als bodenlose Frechheit, die ich bestrafen werde, sobald Ihr wagt, noch ein einziges Wort zu sprechen, Ihr . . . Ihr . . . rebellischer Protestant.“

„Gestatten wenigstens Ew. Excellenz,“ ergriff jetzt der Ammeister Dietrich das Wort, „daß die uns gegebene Bedenkzeit bis morgen früh sieben Uhr verlängert werde. Wir müssen ja doch die Einwohnerschaft von allem in Kenntniß setzen und ihre Einwilligung erhalten; das aber erfordert Zeit.“

„Nun wohl, es sei!“ antwortete nach ziemlicher Pause der Kriegsminister und verließ, nachdem er Richard noch einen feindseligen Blick zugeworfen hatte, mit höhnischem Gruße das Gemach.

Der Leser wird sich die Gefühle denken können, mit denen die Deputation nach Straßburg zurückkehrte. Nach einer engern Beratung ließ der Rat den Stand der Dinge den Schöffen, der Geistlichkeit, der Universität sowie den auf den Wällen, Zunftstuben und Sammelplätzen befindlichen Bürgern bekannt machen und ermahnte in väterlichem Tone, mit der erforderlichen Fassung zu bedenken, was in solchen kritischen Umständen der beste Entschluß sein könne.

Der Rat mußte einen harten Kampf bestehen, ehe die Einwohnerschaft in die Übergabe der Stadt einwilligte, denn der Mehrzahl der Bürger hatte sich eine wilde Verzweiflung bemächtigt, man beschuldigte den gesamten Magistrat des Verraths und war fest entschlossen, Straßburg bis aufs äußerste zu verteidigen. Peter Dups knirschte vor Wut, als er vernahm, daß die Stadtschreiber bereits daran gingen,

die Kapitulations-Urkunde auszufertigen, nachdem zuvor der Kaiser von den dringenden Ursachen der Übergabe in Kenntniß gesetzt worden war. Der empörte Zunftmeister eilte zu Richard, um von ihm Rechenschaft zu fordern, und zum ersten Male mußte er aus dem Munde des Freundes bittere, harte Worte hören. Als aber Peter Dups durch den Syndikus Franz, der mit anwesend war, vernahm, wie kühn und furchtlos Richard dem ränkesüchtigen Louvois entgegengetreten war, und wie er alles aufgeboten hatte, das entehrende Schicksal von der Stadt abzuwenden, da ging er in sich und bat den Freund um Verzeihung. Auch er hielt es jetzt für seine Pflicht, die erregte Bürgerschaft zu ruhiger Überlegung zu bestimmen, und das Ansehen, das er als Zunftmeister genoß, kam ihm dabei sehr zustatten. Die armen Straßburger sahen schließlich ein, daß es besser sei, durch einen erträglichen Vergleich den gänzlichen Ruin und Untergang von Stadt und Bürgerschaft abzulenken, und so bestätigten sie denn die zehn Artikel der Kapitulation, wenn schon es ihrem Herzen wehe tat, daß sich darin die von Louvois diktierte Bestimmung fand:

„Die Kirche Notre-Dame, bisher Münster genannt, ist den Katholiken zurückzugeben.“

Am 30. September wurde zu Illkirch die Kapitulation unterzeichnet, und noch am selben Tage erfolgte die Besetzung der ohne Schwertschlag eroberten Stadt. Mit dem Schweigen schmerzvoller Resignation sahen die Einwohner auf die einziehenden Truppen, deren klingendes Spiel schlecht paßte zu den Tönen tiefsten Wehs, die sich so mancher patriotischen Brust entzogen.

Da General Montclar angekündigt hatte, daß am 4. Oktober der Rat den Eid der Treue leisten müsse, so reichte Richard von Hohenheg sein Entlassungsgeßuch ein, das die Franzosen sehr gern genehmigten.

Eben hatte er die amtliche Bestätigung erhalten, als Peter Dups ins Zimmer stürmte und ausrief:

„Andreas muß so schnell wie möglich Straßburg verlassen!“

„Oho! warum?“ gab Richard zurück, während Andreas den Zunftmeister erstaunt ansah.

„Weil Straßburg jetzt — hole der Henker seine Verräter! — eine französische Stadt ist und der neuernannte Kommandant von Chamilly keinen brandenburgischen Spion darin duldet.“

„Spion?“ rief Andreas außer sich. „Wer wagt eine solche Niederträchtigkeit zu behaupten?“

„Se nun,“ lachte Peter Dups grimmig, „der hochadelgeborene

Graf Konrad von Hohenheg, der Eure Anwesenheit erfahren hat und Euch über die Grenze geschafft wissen will."

"Ich will dem Schurken zeigen, daß ich mich vor ihm nicht fürchte!" rief der bedrohte Andreas und griff nach Barett und Mantel, aber Richard stellte sich vor die Thür und wehrte ihn mit den Worten ab:

"Um des Himmels willen, begib dich nicht in die Höhle des Tigers, der jetzt gierig nach jedweder Beute ausschaut! Graf Konrad hat als Kreatur Ludwigs XIV. die Macht in den Händen, uns alle zugrunde zu richten, das ist ebenso gewiß, als daß er jetzt über uns triumphiert, die wir ihn bei dem Kaiser als einen Verräter verklagen wollten. Der unrechtmäßige Besitzer deines Erbes, mein lieber Andreas, ist fortan mit Leib und Seele Franzose, und sein König wird ihn nicht nur schützen, sondern ihn auch in Macht und Ansehen steigen lassen. Darum sei vernünftig — und stürze dich nicht mutwillig in Gefahr."

"O, wie ohnmächtig sind wir Deutschen doch geworden!" seufzte Andreas und ging langsamen Schrittes zum Tische zurück, wo er sich auf einem der Stühle niederließ. Peter Dups aber ließ ihm keine Zeit zu trübseligen Betrachtungen, sondern mahnte daran, daß Gefahr im Verzuge sei und Andreas schleunig Straßburg verlassen müsse, um einer schimpflichen Gefangennahme zu entgehen.

Noch einmal bäumte sich Rathbods Stolz, und er rief: "Ei was, mögen die Schergen immer kommen, sie können nichts tun, als mich höchstens über die Grenze schaffen!"

"O nein," widersprach der ehrliche Dups, den Zeigefinger warnend erhebend, "der allmächtige Kriegsminister Ludwigs XIV. begnügt sich damit nicht. Über ein Duzend Verhaftungen hat er schon vornehmen lassen, und alle die armen Gefangenen wandern nach Guéret, der Hauptstadt der Marche, in die Bastille, und kein Hahn wird nach ihnen krähen, und sie werden sich vergebens sehnen, das Licht der Sonne wiederzusehen."

Andreas erschrak und mußte sich eingestehen, daß auch er einer derartigen tyrannischen Macht gegenüber wehrlos sei.

"Doch wie soll unser Freund unbemerkt aus der Stadt entkommen?" fragte Richard ängstlich.

"Das laß meine Sorge sein", antwortete Peter Dups und holte ein Bündel herbei, das er vor der Thür gelassen hatte.

"Um des Himmels willen," rief Richard, als der Zunftmeister den Inhalt zutage gefördert hatte, "das ist ja der rußige Anzug eines

Schornsteinfegers! Ihr meint doch nicht etwa, daß unser Freund diese Kleider —“

„Anziehen soll?“ vollendete Peter Dups. „Allerdings meine ich das, und er hat sich der ruhigen Tracht wahrlich nicht zu schämen, denn in ihr steckt mehr Ehrlichkeit als in der mit Gold und Silber überladenen Uniform eines Louvois!“

„Wahr gesprochen, mein Freund!“ rief Andreas und schüttelte dem gutherzigen corpulenten Manne die Hand. Dann ging er mit dem Bündel nach dem anstoßenden Kofen, um dort die Metamorphose an sich vorzunehmen.

Als er nach wenig Minuten zu den Freunden zurückkehrte, klatschte Dups freudig in die Hände und rief:

„Ihr nehmt Euch ganz vortrefflich in diesen Kleidern aus, und ich gäbe was drum, wenn ich Euch als Gesellen haben könnte! Hahaha, dem hochnäsigen Herrn Grafen wollen wir ein allerliebstes Schnippchen schlagen. Jetzt nur noch eine Portion Ruß, um Gesicht und Händen die Gewerffarbe zu geben, und Eure Toilette ist beendet. Ich gebe Euch das Geleite bis jenseits des Rheins, und wenn uns ein neugieriger Parlez-vous anhält, so zeige ich meinen Meisterschein vor und sage ihm, daß Ihr einer meiner Gesellen seid, der in Kehl Kamine zu fegen hat.“

„Ganz gut so,“ nickte Andreas, „aber meine Kleider?“

„Die lasse ich von einem andern Gesellen nach Kehl schaffen. Dort modle ich Euch wieder zu einem ehrenwerten Juristen um. Jetzt aber Ruß her, und dann schleunigst fort!“

Zum zweiten Male sagten Richard und Andreas einander Lebewohl, und wenn es auch ein schmerzlicher Abschied war, so leuchtete dennoch in ihren Seelen die Hoffnung des Wiedersehens auf, zumal da Richard jetzt von neuem den Entschluß faßte, mit den Seinen die geraubte Vaterstadt zu verlassen. Dann aber konnte er kein besseres Wanderziel wählen als Brandenburg, die neue Heimatsstätte seines Freundes.

In banger Sorge sahen er und seine Familie Andreas scheiden; erst am nächsten Tage atmeten sie erleichtert auf, als ihnen durch Peter Dups die Kunde wurde, daß Andreas das Gebiet des Schwarzwaldes glücklich erreicht habe. Der Zunftmeister hatte recht gehabt, als er zur Eile aufforderte, denn eine halbe Stunde später, nachdem er und Andreas das Haus verlassen hatten, war ein Pikett französischer Soldaten erschienen, pour faire prisonnier Monsieur Rathbod en espion, au nom de Sa Majesté, Louis XIV.

Der Vogel war glücklicherweise ausgeflogen, und die Häfcher hatten das Nachsehen...

Immer schwüler wurde es in Straßburg; schon am 4. Oktober begann der berühmte Bauban den Bau der Zitadelle, die der stolze Franzose für stark genug hielt, daß keine Macht Europas diesen Paß ins Reich je wieder nehmen sollte. Außerdem aber sollte diese Stadt-feste dazu dienen, die Bewohner im Zügel zu halten, und mit tiefem Ingrimme blickten die betrogenen Straßburger auf dieses sich rasch erhebende Zwing-Uri.

Die Patrioten trauerten, die Verräter aber jauchzten, denn Ludwig XIV. pflegte ihm geleistete Dienste reich zu belohnen. So erhielt der Stadtschreiber Günzer nicht nur eine ansehnliche Geldspende, sondern auch die Stelle eines Syndikus und Direktors der neu zu errichtenden Stadtfanzlei. In seiner unbegrenzten Dankbarkeit gab er den weitem Wünschen seines königlichen Gönners nach und trat sofort zum Katholizismus über. Seine Parteigenossen folgten diesem Beispiele, und auch ihnen ging die königliche Gnade auf, denn sie erhielten fortan reiche Pensionen.

Und Graf Egon von Fürstenberg, der deutsche Fürstbischof, wie stand es mit ihm?

Am 20. Oktober hielt der heilige Mann unter blendendem Gepränge seinen Einzug in Straßburg. Graf Konrad von Hohenheg und eine Abteilung französischer Kürassiere eröffneten die aus bischöflichen Beamten, Fürsten des Reichs, Domherren und Prälaten bestehende Prozession, die langsam und feierlich vom Kronenburger Thor nach dem Barfüßerplatz zog, wo die gesamte Garnison in Parade aufgestellt war und salutierte. Ebenso prunkvoll aber gestaltete sich der Akt, der am nächsten Tage das Münster vom „Flecken des Protestantismus“ reinigte.

Den höchsten Glanz erreichten die Festlichkeiten aber erst am 23. Oktober, als Ludwig XIV. mit dem größten Pomp, den nur sein Zeitalter aufzubringen vermochte, seinen siegreichen Einzug in die geraubte Stadt hielt, begleitet von der Königin, von Dauphin und Dauphine, von Monsieur und Madame (dem ältesten Bruder des Königs und seiner Gemahlin) und einem zahlreichen Hofstaat.

Die Glocken läuteten feierlich, die Häuser waren auf Befehl festlich geschmückt, und von dem Turme des Münsters wehten französische Fahnen. Als der glänzende Zug am Portale des Domes angelangt war, reichte der Ehrenmann Fürstenberg den Majestäten das Weih-

wasser sowie das Kreuzifix zum Kusse, dann öffnete er seine verrätherischen Lippen und hieß Ludwig mit den bekannten biblischen Worten willkommen: „Herr, nun lasse deinen Diener in Frieden fahren, denn seine Augen haben den Heiland geschaut!“

So sprach ein deutscher Edelmann zum Räuber seines Vaterlandes, so lästerte ein Priester die Heilige Schrift!

„Hundert und vierzig Jahre lang“, fuhr er in seiner Schmeichelpredigt an den allerchristlichsten König weiter fort, „sind meine Vorgänger aus ihrem rechtmäßigen Eigentum, der Kathedrale, verbannt gewesen, der nämlichen Kirche, die die Könige von Frankreich, die glorreichen Ahnen Ew. Majestät, die Chlodwig und Dagobert, gegründet und bereichert haben, und die dem Edelfinne des größten Monarchen des Weltalls ihre Wiederherstellung verdankt, der sie und ihren Bischof und ihr Kapitel fürder gegen alle Feinde schützen und in ihren Rechten und Privilegien behaupten wird.“

Der Allerchristlichste, gerührt von solchen Worten, antwortete höchst gnädig, auch tat es ihm außerordentlich wohl, daß ihn sein heimatliches „vive le roi!“ umbrauste, dank der Umsicht Louvois', der französische Untertanen hatte herbeischaffen lassen, um den fanatischen Jubel der Straßburger Einwohnerschaft zum Ausdruck zu bringen, denn die Bürger der alten deutschen Stadt waren der Festlichkeit ferngeblieben und saßen trauernd daheim bei den Ihren, und kein deutsches, herzliches „Es lebe der König!“ mischte sich unter den französischen Jubelruf.

Ludwig XIV. hatte seinen neuen Untertanen die freie Ausübung ihres religiösen Bekenntnisses gelobt; um so größer war die Enttäuschung, als die Bürgerschaft jetzt die amtliche Kundmachung erhielt, daß kein Protestant während der Anwesenheit Sr. Majestät das Münster betreten dürfe.

Das war der Anfang der Drangsale, die fortan die evangelischen Bewohner der Stadt erdulden mußten. Wer dagegen dem Glauben seiner Väter untreu wurde, sah sich nicht nur für drei Jahre von allen Steuern und Abgaben befreit, sondern erhielt auch noch klingenden Lohn.

Mit dem Ammeister Dietrich und Richard von Hohenheg machte man kurzen Prozeß, der letztere wurde für einen Rebellen erklärt und vogelfrei gegeben, so daß es ihm nur nach unsäglichlicher Mühe gelang, nach Salzburg zu entkommen — seine Hoffnung, Brandenburg zu erreichen, war ihm durch die französischen Soldaten ver-

nichtet worden, die ihn gewaltsam südwärts drängten. Dafür wurde ihm wenigstens die herzinnige Freude zuteil, daß der ehrliche Dups ihm nachfolgte und alle Gefahren und Entbehrungen mit ihm theilte. Dominik Dietrich, dem letzten Ammeister der deutschen freien Reichsstadt, erging es noch viel trauriger, da die französische Regierung in ihm ein hervorragendes Hindernis ihrer Pläne erblickte. Man wollte ihn gewaltsam zu einem Abtrünnigen seiner Kirche machen, allein er zeigte sich standhaft und blieb seinem Glauben treu. Die Folge davon war, daß er jahrelang nach Guéret verbannt wurde, bis er endlich im Jahre 1690 zu seiner Familie zurückkehren durfte, da er alt, krank und ungefährlich schien. Aber auch in Straßburg wurde ihm die freie Gotteslust entzogen, und er durfte sein Haus nicht verlassen, bis sich endlich der Tod des verfolgten und unglücklichen Ammeisters erbarmte, der die Kapitulation der geraubten Stadt unterzeichnet hatte.

Der Syndikus Franz fiedelte sich mit den Seinen im Schwarzwald an, und seinem Beispiel folgte noch ein ansehnlicher Teil der Bürgerschaft, der von dem falschen Frankreich nichts wissen wollte.

An jenem dreiundzwanzigsten Oktober, wo Ludwig XIV. seinen pomphaften Einzug hielt, stimmte die Orgel des Münsters ein Tedeum an, und die Glocken läuteten, die Kanonen donnerten, und die französischen Banner flatterten lustig im Winde, während Ludwig XIV., der allerchristlichste König, vor dem Hochaltar auf den Knien lag und Gott inbrünstig dankte, daß er ihm den Raub Straßburgs so trefflich hatte gelingen lassen.

Und Deutschland und sein Kaiser duldeten den Raub? Ja; denn die Blätter der Geschichte verkünden uns, daß die deutschen Fürsten alle Machtübergriffe Ludwigs XIV. über sich ergehen ließen und sich nicht schämten, mit den französischen Gesandten zu Frankfurt am Main zu unterhandeln, obgleich sie von diesen schmachvoll verhöhnt wurden. Sie bedienten sich der französischen Sprache, und als die deutschen Stände sich darüber beschwerten, als sie forderten, daß nach altem Brauche lateinisch verhandelt werde, entgegneten die Franzosen stolz und kalt: „Es ist des Königs Befehl.“

Im Jahre 1697 bestätigte der zu Ryswyk abgeschlossene Frieden den Raub Straßburgs, und das linke Rheinufer wurde an Frankreich abgetreten. Allein der allmächtige Gott, der die Geschicke der Völker

lenkt, hatte das Geschlecht, das den an Deutschland verübten Schimpf dereinst rächen sollte, bereits erstehen lassen; im fernen Osten Deutschlands erhob sich der Große Kurfürst, dessen siegreichem Enkel es beschieden war, die verlorene Reichseinheit und das Elsaß wiederzugewinnen und den prophetischen Ausruf des Dichters wahr zu machen, welcher dereinst sang:

„Wie tief auch noch versunken
Die alte Herrlichkeit,
In Aschen glimmt ein Funken —
Wir wecken ihn zur Zeit.
Es kommt ein Tag der Rache
Für aller Sünder Haupt,
Dann sieget Gottes Sache,
Da schauet, wer geglaubt.
Dann wollen wir erlösen
Die Schwester, fromm und fein,
Aus der Gewalt der Bösen,
Die starke Burg am Rhein,
Die Burg, die an den Straßen
Des falschen Frankreichs liegt,
In der nach ew'gen Maßen
Erw in den Bau gefügt!“





Wie das „deutsche“ Münster „französisch“ wurde

Anzeigen.

Jugendschriften und Geschenkwerke

aus dem Verlage von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig

Neuigkeit Weihnachten 1911

Fürstabt und Erzbischof

Kulturgegeschichtliche Erzählung aus der Zeit der Fränkischen Kaiser

von

Karl Henkelmann

Mit 8 farbigen Vollbildern und 2 Textbildern

von

Professor Hans W. Schmidt

Das Mittelalter tritt uns in den meisten Erzählungen als eine in Eisen und Waffen starrende Zeit entgegen, die man sich — und nicht ganz mit Unrecht — ohne Schwerterklirren und Speerstoß kaum vorstellen mag.

Anders im vorliegenden Buche. Hier bildet nicht Ritterturniere. Überfall, nicht Burgenbelagerung und Schloßbrand den Hauptinhalt. Vielmehr entrollt sich dem Leser ein höchst lebendiges und fesselndes Bild geistigen und kirchlichen Ringens, in welchem ebenbürtige Gegner — der herrschsüchtige Erzbischof Adalbert von Bremen und der sittlich höherstehende Fürstabt

Udalrich von Lorsch — sich messen. Die trüben Zeiten, die nach dem Tode des gewaltigen

Königs Heinrich III. über das deutsche Reich hereinkamen, dienen dem Aufbau der Erzählung als Hintergrund. Außerst anziehend ist die Geschichte der hochberühmten Abtei von ihren Anfängen bis zum unrühmlichen Ende damit verflochten.

Das Buch ist in klarem, einwandfreiem Deutsch geschrieben u. verdient warmste Empfehlung, vornehmlich als wertvolles Weihnachtsgeschenk.

In den Bildern zeigt sich der bekannte Illustrator Prof. Hans W. Schmidt-Weimar wiederum auf der Höhe seines Könnens (siehe das Bild auf Seite 3).



In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark

Neuigkeit 1910	Neuigkeit 1909
	
2. Aufl. In Prachtband 4 M., geh. 3 M.	3. Aufl. In Prachtband 5 M., geh. 3.50 M.

Eine Rittergeschichte wie „Helden vom Stegreif“ wird stets auf das Interesse der Jugend rechnen dürfen. Der Verfasser führt uns auf die Stätte der Ruine Tannenberg im Odenwalde zu einer Zeit, als an der Stelle der eisenumrankten Trümmer noch stolze Hallen sich dehnten und schier uneinnehmbare Mauern und Türme, verteidigt von einer kleinen Schar beherzter Männer, allen Angriffen Trotz boten. Erst mit Hilfe der „Donnerbüchse“, die damals aufkam, gelang es einer gewaltigen Übermacht, das Raubnest zu bezwingen. Waren es gleich Ritter vom Stegreif, die aus den Verhältnissen der damaligen Zeit heraus vom Raube der Landstraße lebten, so zeigten sie in ihrem Opfermut und ihrer Tapferkeit, in der Treue zu ihrem Oberhaupt, sich dennoch als Helden, denen selbst die Besieger ihre Achtung nicht versagen konnten.

In gleich fesselnder Weise entrollt Hempfling in seinem „Schwarzen Grafen“ ein Bild der Leiden und Drangsale des Dreißigjährigen Krieges. Er versteht es, damit die wunderbaren Schicksale eines ritterlichen Grafen geschickt zu verbinden, der seines im zarten Kindesalter stehenden Sohnes beraubt, ihn auf dem Schlachtfelde als seinen gefürchtetsten Gegner wiederfindet. Es sind martige Gestalten, die uns in der Erzählung begegnen, Gestalten, die in einer unserm Ohr schier ungewohnten und doch bald anheimelnden Weise zu dem Leser reden, Männer mit warmem Herzen und starker Faust, Frauen voll Frömmigkeit und Treue, die man schon nach kurzer Bekanntschaft lieb gewinnen muß.

Beide Bücher sind vornehm ausgestattet und mit je 8 prächtigen, in Duplexchromotypie ausgeführten Abbildungen des bekannten Künstlers Prof. Hans W. Schmidt geschmückt.



Probebild aus:
Hentelmann, Fürstabt und Erzbischof (J. S. 1).

Ottomar Beta
Das Buch von unsern Kolonien

8. Auflage. Mit 8 farbigen Kunstbeilagen nach Originalen von Rud. Sellgrewe, 107 Bildern im Text und 2 farbigen Karten des Deutschen Kolonialbesizes.

Das Betasche Buch will eine zusammenhängende Übersicht über unsere Schutzgebiete geben. Der Verfasser beschränkt sich in der Neubearbeitung nicht auf einen historischen Abriss der Erwerbung des deutschen Kolonialbesizes, er schildert vor allem seine heutige wirtschaftliche Bedeutung und begründet diese durch Darlegung der geographischen und politischen Verhältnisse der einzelnen Schutzgebiete. Die Mühen und Kämpfe unserer tapferen Truppen erfahren gerechte Würdigung. Zahlreiche, meist neuerworbene Photographien helfen ein anschauliches Bild jeder einzelnen Besitzung zu entwerfen. Dies gilt in erster Linie von derjenigen Kolonie, die in den letzten Jahren der Gegenstand des allgemeinen Interesses war, von Deutsch-Südwest. Um auch von dem Farbenreichtum der Tropen einen Begriff zu geben, wurden dem Buche 8 in feinstem Farbedruck ausgeführte Bilder des bekannten Orientalers Sellgrewe beigelegt. Das Werk wird von der reiferen Jugend mit Interesse gelesen werden, es wendet sich aber auch an alle Kolonialfreunde und ist deshalb keineswegs als reine Jugendschrift zu betrachten.

In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark

Vizeadmiral R. v. Werner
Deutschlands Ehr' im Weltenmeer

Neubearbeitung von Kontreadmiral z. D. Holzhauser

6. Auflage. Mit 4 Kunstbeilagen nach Originalen von Willy Stöwer und Johs. Gehrts, 105 Bildern und 2 farbigen Flaggentafeln.

Eine durchgreifende, bis auf die letzte Zeit ergänzte Bearbeitung und ein zum größten Teil erneuerter moderner Bilderschnud wirken zusammen, um ein in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit stehendes neues Flottenbuch zu schaffen, das die allgemeinste Beachtung verdient. Im ersten Teile des Buches wird die Entwicklung der deutschen Seefahrt von den Zeiten der Wikinger bis auf unsere Tage in lebendiger aber knapper Darstellung geschildert. Ein breiter Raum ist dagegen im zweiten Teile der Darstellung unserer heutigen Seemacht gewidmet. In anschaulicher Weise wird uns von der Ausbildung der deutschen Matrosen erzählt, von Dienst- und Feiertagen. Das sprichwörtliche Erzählertalent der weitgereisten Seebären kommt in mehreren eingeflochtenen Erzählungen zu seinem Rechte. Kapitel über das Rettungs- und Signalwesen und den Russisch-Japanischen Krieg bilden den Beschluß.

Wenn auch in erster Linie für die reifere männliche³ Jugend bestimmt, eignet sich das Buch doch seiner ganzen Anlage nach für die weitesten Kreise.

In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark



Probebild aus:
Hemping, Der schwarze Graf (J. S. 2).

Schriften von Karl Tanera

Durch ein Jahrhundert

Drei kriegsgeschichtliche Erzählungen

I. Bd.: **Wolf der Junker** Kriegsgeschichtliche Erzählung aus der Zeit Ludwigs XIV. Mit 8 Vollbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. 8. Auflage.

II. Bd.: **Wolf der Dragoner des Prinzen Eugen** Kriegsgeschichtliche Erzählung. Mit 8 Vollbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. 6. Auflage.

III. Bd.: **Wolf der Husar des Alten Fritz** Kriegsgeschichtliche Erzählung. Mit 8 Vollbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. 6. Auflage.

Die erste dieser Erzählungen führt in die Zeit Ludwigs XIV. Mit Sengen und Brennen verwüsteten die französischen Heere die blühenden Gefilde und herrlichen Städte am Rhein. Auch Speyer sinkt in Schutt und Asche, und nur mit Gefahr des Leibes und Lebens rettet sich mit anderen Flüchtlingen die dem Vaterlande treue Familie, der Wolf der Junker angehört.

Der Junker hat in Frankfurt a. M. seine zweite Heimat gefunden und ist hier zu Ehren und Wohlstand gelangt. Sein ältester Sohn, gleichen Namens wie der Vater und von derselben Liebe zum deutschen Vaterlande durchglüht, tritt als Savoyen-Dragonier in das Heer des Prinzen Eugen. Er gewinnt die besondere Gunst des großen Feldherrn und kämpft unter seinen Fahnen im Türkentriege. Hier zeichnet er sich durch seine todverachtende Tapferkeit aus und erntet reiche äußere Ehren. Davon berichtet der zweite Band.

Der Siebenjährige Krieg bildet die geschichtliche Grundlage der dritten Erzählung. Der Sohn des durch kaiserliche Gnade in den Freiherrnstand erhobenen Dragonerrittmeisters dient im österreichischen Heere, tritt aber, nachdem er durch Mißgeschick veranlaßt die Uniform der Savoyen-Dragonier ausgezogen hat, von Bewunderung für den größten Feldherrn seiner Zeit erfüllt, in preussische Dienste. Wir erleben mit Wolf dem Husaren die Kämpfe bei Prag, Rolin und Roßbach und freuen uns der wohlverdienten Anerkennung, die er bei dem großen Könige findet.

Wenn auch durch die sich „durch ein Jahrhundert“ erstreckende Geschichte der Familie, welcher die Helden der drei Erzählungen angehören, die Bände in einem inneren Zusammenhang stehen (ähnlich wie in Höders Ahnenschloß, S. 10), so bildet doch jeder Band ein selbständiges, einzeln käufliches Ganze, das völlig unabhängig von den übrigen Bänden gelesen und verstanden werden kann.

In Prachtband je 3,50 Mark, geheftet je 2,50 Mark

Schriften von Karl Tanera

Der Freiwillige des Iltis

Erzählung aus unsern Tagen. Mit 8 Tonbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. 14. Auflage.

Aus der Prima nach Tientsin

Erzählung aus unsern Tagen. Mit 8 Tonbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. 7. Auflage.

Nach in diesen beiden Werken hat sich das Erzählertalent Tanera's trefflich bewährt: vielseitige, geradezu unerischöpfliche Gestaltungskraft in Anlage, Fortführung und Abschluß der Handlung und ein warmer vaterländischer Hauch treten in den Erzählungen aufs glänzendste hervor. — „Aus der Prima nach Tientsin“ bildet eine völlig selbstständige Fortsetzung der Erzählung: „Der Freiwillige des Iltis“; beide Bücher ergänzen die auf Seite 14 angezeigte bekannte Sammlung Oskar Höders: „Unsere Deutsche Flotte“.

Heinz der Brasilianer

Eine Erzählung für die reifere Jugend. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von E. Zimmer und H. M. Lemme. 3. Auflage.

Raupenhelm und Pickelhaube

Kriegserzählung aus den Jahren 1866, 1870/71. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. 5. Auflage.

Die besonderen Vorzüge dieser Erzählungen beruhen teils auf der strengen Wahrheit des Geschilderten, da der Verfasser nur Selbsterlebtes und Selbsterfahrenes gibt, teils auf der Frische und Lebendigkeit, mit der die Personen und Ereignisse dem Leser entgegentreten. Durch diese Vorzüge haben die vorstehenden Erzählungen des leider zu früh verstorbenen Verfassers in den weitesten Kreisen ungeteilte Anerkennung gefunden.

Die vorstehenden 4 Bücher kosten in reich ausgestatteten Prachtbänden
je 5 Mark, geheftet je 3,50 Mark

Friedrich der Große

Friedrichs des Großen. In Prachtband 4 Mark,

als Feldherr und Herrscher. Von Oskar Höder. Mit 8 Tonbildern von H. v. Roehrer. 7. Auflage, mit zwei illustrierten Anhängen: Das Heer und die bedeutendsten Generale. Geheftet 3 Mark.

„Der Alte Fritz“ ist noch heutzutage volkstümlich wie kaum ein zweiter Herrscher. Seine Lebensgeschichte wird immer wieder gern gelesen, und es liegt bei ihm nahe, über den großartigen kriegerischen Erfolgen seine unermüdlige Tätigkeit im Frieden zu übersehen. Aber auch nach letzterer Seite hin wird der Verfasser dem großen König gerecht. Neben den ruhmgekrönten Feldherrn tritt der kluge Staatsmann, der sorgende Landesvater.

Friedrich der Dritte

Abbildungen. 5. Auflage. Reich gebunden 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild, jung und alt gewidmet von D. Bernhard Rogge, Agl. Hofprediger. Mit dem Bildnis des Kaisers und vielen andern

Friedrich Wilhelm von Sendlitz

mälde von Werner Schuch, einer Übersichtskarte und zwei Schlachtplänen. Geb. 2 Mark.

Der Held von Rossbach. Von Major a. D. E. Stüntel. Mit einem Titelbild nach dem Ge-

Die vorliegende Biographie ist auf Grund genauer Quellenstudien bearbeitet und gibt ein treues Bild des berühmten Rettergenerals. Die Darstellung ist fließend und schwungvoll.

Der Königsurlauber

Eine Geschichte von deutscher Soldatentreue. Jung und alt gewidmet von Paul Arnold. Mit vielen Abbildungen. 10. Auflage. Gebunden 1,60 Mark, geheftet 1 Mark.

Für die reifere männliche Jugend

Virtus Romana Erzählung aus dem altrömischen Leben. Der reiferen Jugend gewidmet von **Ludwig Gurlitt**. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von **Johannes Gehrts**. 2. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Im Verlauf einer spannenden Handlung, deren Mittelpunkt der sittenstrenge, aber vielfach angefeindete Censor Cato und dessen Sohn Martus bilden, führt uns der Verfasser in das Leben und Treiben der Glanzperiode des alten römischen Freistates, in „Roms Heldenzeit“ ein. Durchweg auf wissenschaftlicher Forschung und alter Überlieferung beruhend, bietet das Buch ein verlässliches Bild des bedeutendsten Staatsmanns und Redners seiner Zeit und fördert das allgemeine Verständnis für die römische Geschichte.

Rinold und Luiskomar Erzählung aus des Vaterlandes Vorzeit. Der reiferen Jugend gewidmet von **J. Stille**. Mit zahlreichen Abbildungen. 2. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Diese Erzählung spielt in der Zeit Armins, des Befreiers Deutschlands. „Gerade der historischen und kulturellen Schilderungen wegen erscheint das Buch empfehlenswert. Der jugendliche Leser lernt die Sitten und Gebräuche sowohl der Germanen als auch zum Teil der Römer kennen und kann, unterstützt durch die guten Abbildungen, eine bessere Anschauung gewinnen, als sie der Unterricht meistens geben wird. Die Sprache ist von Begeisterung getragen und edel; bei manchen wichtigen Aussprüchen ist der Stabreim zur Anwendung gelangt und mit Geschick verwendet.“

Heinz Treuau Wie er ein Ritter ward, und wie er den Freimut geschwungen hat. Der heranwachsenden Jugend geschildert von **A. Helms**. Mit vielen Bildern. 7. Auflage. In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark.

Die Erzählungen aus der Ritterzeit haben immer das lebhafteste Interesse der Jugend erregt. So fremdartig uns die Anschauungsweise der damaligen Zeit berührt, so liegt doch in den Taten der Ritter ein schöner Kern von Heldenmut und sittlicher Größe, von Mannestreue und Unerkrodenheit. All das tritt uns in der vorliegenden Erzählung entgegen. Heinz Treuau, frühzeitig seiner Eltern beraubt, findet Aufnahme bei dem edlen Ritter Wulfig von Stubenberg. Er wird hier in allen ritterlichen Künsten unterrichtet und schwingt sein gutes Schwert in den Kämpfen, die nach dem Aussterben der Babenberger um den Besitz der schönen Steiermark ausbrechen. Erst Rudolf von Habsburg gibt nach jahrzehntelangem Zwiste dem Lande den Frieden wieder, nachdem sein mächtigster Gegner, Ottokar von Böhmen, auf dem Marchfelde als ritterlicher Held gefallen ist. So schildert das Buch auch die Begründung der habsburgischen Macht in Österreich. Die interessante, an spannenden Momenten reiche Darstellung, sowie die vornehme Ausstattung und der überaus reiche Bilder Schmuck haben Heinz Treuau zu einem Lieblingsbuch der deutschen Jugend gemacht.

Rynstuds Die Siege der Helden der Marienburg über die Heiden des Ostens. In kulturgeschichtlichen Bildern der reiferen Jugend erzählt von **J. Pederzani-Weber**. Mit vielen Abbildungen von **Johs. Gehrts**. 2. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Pederzani-Weber leitet uns in seinem „Rynstuds“ mit fester Hand in die letzten Kämpfe des Christen- und Heidentums auf deutschem Boden. Wie einst die Sachsen den Bestrebungen Karls des Großen hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, der erst nach blutigen Schlachten ein Ende fand, so wurzelte auch vor Jahrhunderten bei den damals noch heidnischen Preußen die christliche Lehre erst dann fest ein, als sie im Schwert der deutschen Ritter sicheren Schutz fand. Und mit dem Christentum zogen Ackerbau und Handel, Gesittung und Bildung in dem fernen Osten ein. Aber erbittert und langwierig waren die Kriege, die namentlich die Litauer gegen die Ordensritter führten, bis der litauische Fürst Rynstuds geendet hatte.

Das Goldland am Klondike Erlebnisse eines Deutschen in Alaska. Von **J. Pederzani-Weber**. Mit 6 Bildern von **Johs. Gehrts**. 2. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Im Banne des Scherifen Eine Erzählung aus Marokko von **Alfred Junke**. Mit 8 Vollbildern von **Johannes Gehrts**. 4. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Durch die Okkupation der Franzosen ist das „Land des Scherifen“ in aller Munde. Auch die Jugend wird es interessieren, etwas Näheres über das Land und seine Bewohner, die wilden, räuberischen Nomadenstämme der Babylonien, sowie von dem Leben am Hofe des Sultans zu erfahren. Die Selden der spannenden Erzählung sind Deutsche, die in die Gewalt dieser wilden Völker geraten und nach unglücklichen Leiden und schweren Gefahren endlich ihre Rettung finden.



Der „Illis“ im Kampfe vor Tatu.

Probebild aus: **Tanera, Aus der Prima nach Tientsin** (I. S. 7).

Schriften von Oskar Höcker

Das Ahnenschloß

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus vier Jahrhunderten

- I. Bd.: Der Erbe des Pfeiferkönigs** Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Zeitalter der Reformation. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 16. Auflage.

Im „Ahnenschloß“ hat Höcker überaus gewandt die Entwicklung deutschen Volks- und Fürstenlebens mit den Geschichten zweier Familien aus dem Elsaß verflochten. Der erste Band zeigt uns den Reichtum, den Kunstsinne und die Macht der freien Reichsstadt Straßburg im 16. Jahrhundert. Luthers Lehre findet hier lauten Widerhall, und so lernen wir auch einen Teil der religionsgeschichtlichen Bewegungen jener Zeit kennen, in der trotz Landfrieden und Reichstammergericht noch oft genug rasche Gewalttat zum Siege führte.

- II. Bd.: In heimlichem Bunde** Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Jahrhundert des großen Krieges. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 14. Auflage.

Auch der zweite Band spielt größtenteils in Straßburg; aber es ist nicht mehr die kraftbewußte, fest ihre Reichsfreiheit wahrende Bürgerschaft, die uns jetzt entgegentritt, viele lassen sich bereits blenden vom Glanze französischer Macht, französischen Goldes. Wuchs doch Frankreich seit dem Dreißigjährigen Kriege, in dessen Schreden der Anfang der Erzählung einführt, übermächtig empor, und den Übermut der Übermacht mußte kein Volk bitterer erfahren als das deutsche, und kein Gau schmerzlicher als das Elsaß. Endlich fiel auch, durch welsche Hinterlist mit deutscher Verblendung „in heimlichem Bunde“, die Perle des Landes, das wunderschöne Straßburg in Ludwigs XIV. Hände.

- III. Bd.: Zwei Riesen von der Garde** Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit des Jopfes und der Wachtparade. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 15. Auflage.

Die Hohenzollern und die Brandenburger, besonders der „Soldatenkönig“ mit seiner berühmten Riesengarde — sie sind es, deren Wirken und Schaffen im dritten Bande geschildert wird. Des Königs Milde und Strenge, seine Gottesfurcht und Menschenliebe, des Volkes Treue und Ergebenheit, sein Streben und Gewerbfleiß — das alles zieht in streng geschichtlichen Bildern an unseren Augen vorüber. In dem Auftreten der Wachtparade, in dem kühnen Anschlag des österreichischen Obersten zur Wiedergewinnung des verlorenen deutschen Landes ahnen wir bereits die Taten der späteren Geschlechter.

- IV. Bd.: Deutsche Treue, welsche Tücke** Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit der großen Revolution, der Knechtschaft und der Befreiung. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 15. Auflage.

In die sturmreiche Zeit der ersten französischen Revolution und Napoleons I. versetzt uns der vierte Band. Es tut den Leser der Jetztzeit an wie ein böser Traum, wenn er von den Greueln vernimmt, die im Namen der Freiheit verübt wurden; und doch zieht Höcker nur in schonender, vorsichtiger Berechnung den Schleier zurück, der jene Untaten verhüllt. Aber von diesem trüben Hintergrunde heben sich um so leuchtender und heller die Taten vaterländischer Begeisterung ab, die ihren herrlichen Abschluß im Befreiungskriege fanden.

In 4 selbständigen u. einzeln käuflichen Bänden: Prachtband je 3 M., geh. je 2,25 M.

Schriften von Oskar Höcker

Der Sieg des Kreuzes

Kultur- und religionsgeschichtliche Bilder von der Entwicklung des Christentums

- I. Bd.: Unter dem Joche der Cäsaren** Aus der Zeit des Kaisers Hadrian und den Tagen des Verfalls Judäas. 9. Auflage, durchgesehen von P. G. Heims. Mit vielen Abbildungen von Prof. A. Baur.

Nach wohlüberlegtem Plane entwickelt der Verfasser in seinem „Sieg des Kreuzes“ die unaufhaltsame Ausbreitung der Lehre Christi. Die Erzählung des ersten Bandes spielt zur Zeit Hadrians und knüpft sich wesentlich an die Schicksale eines Geschwisterpaares an, das, aus einer vornehmen Beamtenfamilie Roms stammend, durch alle Anfechtungen siegreich sich durchringt bis zum Priester Johannes und zur Diakonissin Martha.

- II. Bd.: Durch Kampf zum Frieden** Aus den Zeiten der Christenverfolgung unter Diocletian und des Sieges der Kirche unter Konstantin. 6. Auflage, durchgesehen von P. G. Heims. Mit vielen Abbildungen von Prof. A. Baur und Johs. Gehrts.

Selbst die gewaltsamsten Maßregeln vermögen nicht die Kirche Christi umzustößen, und schon finden sich unter den Herrschern des Römerreiches selbst Beschützer der Verfolgten; Konstantins Gestalt hebt sich gleich zu Anfang unserer Geschichte in Nikomedia, der prächtigen Residenz am Gestade der Propontis, über die andern Personen am kaiserlichen Hofe empor, und dieser Prinz hält seine schützende Hand über die Helden und Heldinnen der Erzählung.

- III. Bd.: Zwei Streiter des Herrn** Aus der Zeit der Merowinger. 5. Auflage, durchgesehen von P. G. Heims. Mit vielen Abbildungen von Prof. A. Baur.

Mit dem dritten Band betreten wir den vaterländischen Boden der Germanen. Fromme Mönche fühlten den Drang und Mut in sich, das Christentum zu fernen Völkern zu bringen. Zu den heldenhaften Männern, welche mit einer kleinen Anzahl von Klosterbrüdern aus der Heimat in die Fremde zogen, gehörten die beiden irischen Mönche Columban und Gallus, von deren gefährvollen Erlebnissen und erfolgreichem Wirken bei den noch heidnischen Germanen das Buch erzählt.

- IV. Bd.: Ein deutscher Apostel** Aus der Zeit des heiligen Bonifatius. 5. Auflage, durchgesehen von P. G. Heims. Mit vielen Abbildungen von Prof. A. Baur.

Von Thüringen her naht sich der glaubensstarke Bonifatius mit seinen Schülern den Sachsen, dem mächtigsten und gefürchtetsten Stamme der noch heidnischen Deutschen. Nahe am Kennstiege greift eine Schar Heiden unter Anführung Arnulfs die christlichen Priester an, aber der riesige Gonotiger rettet die Überfallenen vom Tode. Mächtig geschützt und gefördert von Pippin, wirkt Bonifatius bis zu seiner Ermordung im Friesenlande.

- V. Bd.: Modans Ende** Aus der Zeit der Kämpfe Karls des Großen und Widukinds. 5. Auflage, durchgesehen von P. G. Heims. Mit vielen Abbildungen von Johs. Gehrts.

Im fünften Bande tritt die machtvolle Persönlichkeit Karls des Großen hervor. Ist er der siegreiche, unwiderstehliche Vertreter der christlichen Franken, so verkörpert sich der zähe Widerstand der für Unabhängigkeit und Volksglauben streitenden heidnischen Sachsen in den Herzögen Widukind und Abbio. Endlich aber sehen auch diese das Vergebliche ihres Beginns ein, legen Schwert und Lanze nieder und empfangen zu Attigny die heilige Taufe.

In 5 selbständigen u. einzeln käuflichen Bänden: Prachtband je 3 M., geh. je 2,25 M.

Schriften von Oskar Höder

Meistersteine deutschen Bürgertums

Kulturgeschichtliche Bilder aus Mittelalter und Neuzeit

- I. Bd.: Die Brüder der Hanse** Historische Erzählung aus der Blütezeit des norddeutschen Kaufmannsbundes. Mit 12 Bildern von Johannes Gehrts. 9. Auflage.

Aus dem Stahlhofe der deutschen Handelsherren in London führt die Erzählung, die im 14. Jahrhundert spielt, nach Lübeck, nach Wisby, nach Nowgorod, nach Schonen und anderen Schauplätzen der Hansatätigkeit. Ihr schlimmer Feind, der Dänenkönig Waldemar Atterdag, vermag nicht die Macht des Bundes zu brechen. Die Bürger Lübecks überwinden alle Gefahren, und dem gefährdeten Mitbürger ersteht zur entscheidenden Stunde in einem reichen Großkaufmann ein mächtiger Helfer.

- II. Bd.: Auf der Wacht im Osten** Eine geschichtliche Erzählung aus den Zeiten der Kämpfe mit den Polen und aus Breslaus Vergangenheit. Mit 12 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 3., verbesserte Auflage.

In Breslaus Mauern wachen deutsche Patrizier und Zünftler unverzagt gegen polnische Gewaltstöße. In der Zeit der Not schwinden auch die inneren Zwistigkeiten der Bürger, und unter böhmischer Schirmherrschaft bleibt Breslau bewahrt vor dem Polentum. Nach errungenem Sieg schlagen die Keime deutscher Gesittung neue Wurzeln, und vielverheißend schließt sich der Ring mächtiger Familien.

- III. Bd.: Stegreif und Städtebund** Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit der Gründung des Großen Rheinischen Städtebundes. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 3. Auflage.

Die Zeit der letzten Hohenstaufen bildet die Grundlage, auf der Höders gewandte Feder die Erzählung aufgebaut hat. Bewundernswert ist die Tatkraft deutscher Kauf- und Handelsherren, die aus Not zur Selbsthilfe schritten und den Rheinischen Städtebund gründeten, dessen Macht hinreichte, die Raubschlösser zu brechen und die Raubritter der verdienten Strafe zu überliefern.

- IV. Bd.: Im goldenen Augsburg** Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Blütezeit des süddeutschen Handels und Gewerbes im Mittelalter. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 4. Auflage.

Im vierten Bande wird uns ein Bild von dem großartigen Handel Süddeutschlands entrollt. Hier hob sich vor allem Augsburg empor, mit dessen Aufschwung das Wirken des Fuggerschen Hauses eng verbunden ist. Wir lesen in diesem Bande von der Tatkraft der Fugger und von den weitausgedehnten Unternehmungen dieser flugen Kaufherren.

- V. Bd.: Im Zeichen des Bären** Kulturgeschichtliche Erzählungen aus Berlins Vergangenheit. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Adalbert v. Roessler. 3. Auflage.

Unsere Reichshauptstadt Berlin kann nicht auf eine Blütezeit im Mittelalter zurückblicken. Aber auch ihr fehlt es keineswegs an fesselnden Erinnerungen, und sie spielt in den Jahrhunderten nach dem Dreißigjährigen Kriege eine bedeutende Rolle in der Entwicklung unseres Volkes. Die beiden Erzählungen dieses letzten Bandes behandeln Ereignisse aus den Tagen Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms III.

In 5 selbständigen und einzeln käuflichen Bänden: Prachtband je 4 M., geh. je 3 M.



Probebild aus:

Höder, Mit Gott für König und Vaterland (J. S. 14).

Schriften von Oskar Höcker

Jeder Band ist selbständig und einzeln käuflich.

Preußens Heer – Preußens Ehr'!

Militär- und kulturgeschichtliche Bilder aus drei Jahrhunderten

I. Bd.: Kadett und Feldmarschall Der große Kurfürst und seine Paladine. Mit vielen Bildern von Prof. Hans W. Schmidt und Prof. R. Knötel. 9. Auflage.

II. Bd.: Husarenkönig und Kürassiergeneral Aus dem Feld- und Lagerleben der Soldaten des Alten Fritz. Mit vielen Bildern von Prof. Hans W. Schmidt und Prof. R. Knötel. 9. Auflage.

III. Bd.: Mit Gott für König und Vaterland! Aus den Tagen der Unterdrückung und der Befreiung. Mit vielen Bildern von Prof. Hans W. Schmidt und Prof. R. Knötel. 11. Auflage.

IV. Bd.: Im Rock des Königs Eine Erzählung aus den Jahren 1864 bis 1871. Mit vielen Bildern von A. v. Roessler. 9. Auflage.

Im Rahmen spannender Erzählungen behandelt der Verfasser die Geschichte und Entwicklung unseres Wehrstandes, zunächst in Preußen, dann in Deutschland. Diese Militärgeschichten schildern ein gewaltiges Stück vaterländischer Geschichte und haben sich bei der deutschen Jugend als Lieblingsbücher dauernd eingebürgert.

Unsere deutsche Flotte

von der Flagge des großen Brandenburgers bis zur Schwarz-Weiß-Roten

I. Bd.: Der Schiffsjunge des Großen Kurfürsten Eine Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. Mit vielen Bildern von A. v. Roessler. 8. Auflage.

II. Bd.: Der Seekadett von Helgoland Eine Erzählung aus unsern Tagen. Mit vielen Bildern von A. v. Roessler. 10. Auflage.

Der weitblickende Große Kurfürst hatte die Wichtigkeit einer Kriegsflotte und überseeischer Besitzungen klar erkannt. Seine Unternehmungen in dieser Hinsicht schildert der bereits in 8. Auflage erschienene erste Band. Der Held der Erzählung ist Erich Wole, der sich vom Schiffsjungen bis zum Kapitän emporarbeitet. Fast zweihundert Jahre aber vergingen, ehe das Samentorn, das der Große Kurfürst gelegt hatte, Früchte trug. Jetzt weht Deutschlands Flagge auf allen Meeren, und weite Gebiete stehen unter Deutschlands Herrschaft. Freud' und Leid unserer Seeleute, Scherz und Ernst des Schiffslebens lernen wir im zweiten Bande kennen; sein Inhalt fesselt besonders dadurch, daß er uns einen Sohn Helgolands vorführt, das ein wichtiger Stützpunkt unserer Flotte geworden ist.

Jeder der obigen Bände kostet in Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark.

Für die reifere männliche Jugend

Schriften von Friedr. J. Pajeken

Bob der Fallsteller

8. Auflage

Bob der Städtegründer

6. Auflage

Bob der Millionär

5. Auflage

Ein Held der Grenze

5. Auflage

Mit vielen Tonbildern in Holzschnitt nach Zeichnungen von Johs. Gehrts

Vier selbständige Erzählungen aus Nordamerika.

Pajeken, der viele Jahre unter den Indianern gelebt, mit ihnen verkehrt, sie mit scharfem Auge beobachtet hat, schildert uns wirkliche Rothäute, wie sie denken und handeln. Wahrheitsgetreu, wie das Leben und Tun der Indianer, malt uns Pajeken auch das der Weißen im fernen Westen, wo mancher ein verfehltes Dasein mit Schreden beschließt, wenn es ihm nicht gelingt, durch eiserne Willenskraft sich emporzurichten. Die spannenden Erzählungen beruhen streng auf Wahrheit — ein besonderer Vorzug gegenüber zahlreichen Büchern ähnlichen Inhalts.

In Prachtband je 4 Mark, geheftet je 3 Mark

Schriften von J. H. D. Kern

In Sturm und Not

Bilder aus allen Meeren und Kämpfe mit Wind und Wellen. Den Berichten von Seeleuten für die männliche Jugend nach- erzählt. Mit einem erläuternden Anhang der seemannischen Ausdrücke und vielen Abbildungen von Johs. Gehrts. 7. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Sorgfältig ausgewählte Schilderungen aus dem Leben der Seeleute enthält „In Sturm und Not“. Ob im Kampfe mit Sturm und Wellen oder mit habgierigen Seeräubern, immer und überall treffen wir auf fernige, wetterfeste Gestalten, die teilweise freilich noch manchmal in sonderbarem Aberglauben befangen sind, trotz der wohlüberlegten Maßregeln und Kunstgriffe, welche die Kapitäne anwenden, um ihre Leute scheinbar ganz ohne Absicht eines Besseren zu belehren. So gewinnt der Leser ein treues Bild des Lebens der Seefahrer.

Die Geißel der Südsee

Leben und Taten eines Freibeuters der Jetztzeit, der reiferen Jugend erzählt. Mit 12 Tonbildern von Johs. Gehrts. 4. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Was uns in der „Geißel der Südsee“ erzählt wird, liest sich wie Märchen, wie Gestaltungen einer lebhaften Einbildungskraft, die mit Tatsachen nicht in Einklang zu bringen sind. Und doch ist der Inhalt des außerordentlich spannenden Buches Wahrheit, er beruht auf festgestellten Tatsachen; der belcene und seelkundige Verfasser erzählt uns getreu das Tun und Treiben eines Seeräubers der Südsee. Nebenher werden aber auch Land und Leute der Südsee-Inseln geschildert, insonderheit der nunmehr deutschen Samoa-Gruppe.

Schriften von C. Wörishöffer

Das Buch vom braven Mann

Bilder aus dem Seeleben. Mit besonderer Berücksichtigung der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.

Mit 16 Tonbildern von Johs. Gehrts. 7. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Im „Buch vom braven Mann“ folgen wir dem Helden der Erzählung von der deutschen Hafenstadt hinaus in die Nordsee und in den Atlantischen Ozean, in die Mangroven-Düfte und zu den Bewohnern des „Schwarzen Erdteils“, um zuletzt das heldenmütige Wirken der braven Seeleute kennen zu lernen, die ihr Leben einsetzen, um das der Schiffbrüchigen zu retten.

Gerettet aus Sibirien

Erlebnisse und Abenteuer einer verbannten deutschen Familie. Auf Grund einer Erzählung von Amro und Tissot für die reifere deutsche Jugend bearbeitet. Mit

vielen Abbildungen. 8. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

„Gerettet aus Sibirien“ führt die jugendlichen Leser in die eiligen, menschenarmen Einöden Nordasiens. Die Schilderung der Schicksale unschuldiger Verurteilter bringt besonders spannende Momente in die Erzählung.

Für die Hausbibliothek

F. Hirts Bilderschatz zur Länder- und Völkertunde

432 Abbildungen nebst erläuterndem Text, für die Belehrung in Haus und Schule zusammengestellt von Prof. Dr. Alwin Oppel und Arnold Ludwig. Folio. 25. bis 29. Tausend. Steif geh. 3 Mark, in Leinwandband 4 Mark.

Inhaltsübersicht: I. Allgemeine Erdkunde. 10 Tafeln. II. Landeskundestunde. 21 Tafeln. III. Völkertunde. 35 Tafeln. IV. Wirtschaftskunde und Verkehrswesen. 20 Tafeln.

Wie wertvoll und nützlich der „Bilderschatz“ insbesondere zur Ergänzung des Unterrichts ist, beweisen am besten die zahlreichen Empfehlungen der Schulbehörden und die vielen Anschaffungen für Geschenkzwecke. Der Preis des Werkes ist außerordentlich niedrig gestellt, um die Anschaffung in allen Kreisen zu ermöglichen.

Das Verständnis dieses reichen Bildermaterials wird sehr erleichtert durch die

Erläuterungen zu F. Hirts Bilderschatz für Haus und Schule von A. Reite. 8°. 3. Auflage. Gebunden 1,50 Mk.

Die deutsche Hanse

Ihre Geschichte und Bedeutung. Für das deutsche Volk dargestellt von Theodor Lindner. Mit Titelbild, 72 Abbildungen im Text und einer Karte in Farbendruck. 4., durchgesehene und verbesserte Auflage. 1911. Geheftet 2,25 Mark. In Geschenkband 3 Mark.

Bei dem stetig steigenden Interesse für unser See- und Handelswesen verdient eine so zeitgemäße Arbeit aus berufener Feder um so mehr die allgemeinste Beachtung, als die Geschichte und die Bedeutung der Hanse viel zu wenig bekannt sind und es vielfach nicht genug gewürdigt wird, was deutscher Mut und deutsche Intelligenz in den glorreichen Tagen der Hanse Großes geleistet haben. Um so erwünschter muß es deshalb sein, daß allgemein die Gründe bekannt werden, die zu den großen Erfolgen der Hanse, wie später zu ihrem Niedergange geführt haben. Zahlreiche Abbildungen, zum Teil nach schwer zugänglichen Quellen beschafft, und eine farbige Karte, die das Gebiet der Hanse um 1400 darstellt, geben dem Werke besonderen Wert und erleichtern seine Benützung. Bibliotheken und Lesesallen werden daselbe nicht entbehren können, aber auch im Hause, in der Familie sollte dieses wiederum in neuer Auflage erschienene, für Jung wie alt gleich lehrreiche und interessante Buch, das sich in dem geschmackvollen Einbande auch trefflich zum Geschenk eignet, nicht fehlen.

Unser Preußen

Die Entwicklung des preussischen Staates unter der Königsherrschaft der Hohenzollern von L. Hoffmeyer. Ein fester Oktavband (376 S.) mit 167 Abbildungen, Skizzen und Plänen im Text sowie 7 farbigen Karten. In Prachtband 4 Mark.

„Unser Preußen“ bietet für geringen Preis sowohl eine lückenlose, fesselnd geschriebene Geschichte Preußens, als auch eine Fülle wirklich guter Abbildungen und Karten. Es ist damit ein ebenso interessantes wie lehrreiches Werk für die reifere Jugend und zugleich ein recht beachtenswertes Familienbuch geschaffen worden.

Das deutsche Land

in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. Von Prof. Dr. J. Auger. 5. Auflage, gänzlich umgearbeitet von Dr. Victor Steinede. Mit

179 Karten und Abbildungen in Schwarzdruck, sowie 4 Karten und 8 Tafeln in vielfachem Farbendruck. 1908. 560 Seiten. Geheftet 10,50 Mark, gebunden 12,50 Mark.

Umschau in der deutschen Heimat

Bilder des deutschen Landes und des deutschen Volkes von Prof. Dr. Hentschel und Prof.

Dr. Märkel. Mit 127 erläuternden Abbildungen in Schwarzdruck und 2 Tafeln in vielfachem Farbendruck. 2., verbesserte und erweiterte Auflage. Gebunden 5 Mark.

E. v. Sendlik, Handbuch der Geographie

Ausgestattet mit 400 Karten und erläuternden Ab-

bildungen in Photographiedruck sowie 4 Karten und 30 Tafeln in vielfachem Farbendruck. 25. Bearbeitung unter Mitwirkung vieler Fachmänner besorgt von Direktor Professor Dr. E. Dehlmann. 860 Seiten. Leinwandband 6,50 Mark, Halbfanzband 7,50 Mark.

In der vorliegenden Jubiläumsausgabe des „Großen Sendlik“ sind die neueren Forschungsergebnisse überall berücksichtigt und die statistischen Angaben auf Grund der neuesten amtlichen Veröffentlichungen berichtigt und ergänzt. Die Zuverlässigkeit des Inhalts und das reiche Anschauungsmaterial haben das Werk zu einem hervorragenden Hand- und Nachschlagebuche gemacht, das für jede Art von Bibliotheken fast unentbehrlich geworden ist.

Durch Indien ins verschlossene Land Nepal

Ethnographische und photographische Studienblätter von Dr. Kurt Boed. Mit 36 Separatbildern, einem Panorama und 240 Abbildungen im Text, sämtlich nach photographischen Aufnahmen des Verfassers, sowie mit einer Kartenstizze. XVI u. 320 S. Lex. 8°. In elegantem Leinwandband 10 Mark.

34456

Höcker, Oskar,

In heimlichem Bunde.

PT

2617

.0 2

I35

[illegible]

34456

26

.C

I

